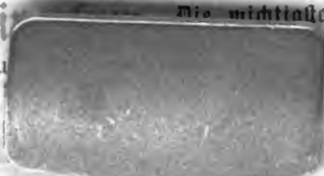




In Reih' und Glied.

Ein Roman in neun Büchern

von

Friedrich Spielhagen.

Erster Band.



Berlin, 1866.

Druck und Verlag von Otto Janke.



Erstes Buch.



Erstes Capitel.

Es war an einem Spätsommerabend. Die Sonne stand schon hinter den Wäldern, aber ihre Strahlen erreichten noch den wolkenlosen Zenith, von dem ein Meer weichsten, mildesten Lichtes auf die müde Erde herabsank. Kein leisester Hauch regte die stattlichen Wipfel der prachtvollen Eichen und Buchen. In der lautlosen Stille vernahm man deutlicher das Zirpen der Schwalben, die mit ihren Jungen um den Giebel des Försterhauses kreisten. Die Glocke aus dem Dorfe Tuchheim, das jenseits des Hügelrückens und wol eine halbe Stunde von der Försterei entfernt lag, klang so hell herüber, man konnte mit Bequemlichkeit die Schläge zählen.

„Es ist sieben Uhr," sagte einer von den zwei Männern, die vor der Hausthür auf der Bank links unter der alten Linde saßen, indem er eine große Uhr in einem Doppelgehäuse von Tomback aus der Tasche seiner schwarzen Weste nahm und vor die etwas kurzsichtigen Augen hielt; „sieben Uhr, ich muß fort."

„Nicht doch, lieber Anton," erwiderte der Andere. „Malchen hat darauf gerechnet, daß ihr zum Abend hier bleibt; du hörst, wie sie in der Küche rumort; ich habe die Witterung von Eierkuchen — nicht wahr, Ponto?"

Und er legte die braune Hand auf den Kopf eines

schönen, langhaarigen Hühnerhundes, der sich schweifwedelnd an seine Kniee schmiegte.

Anton antwortete nicht; er ließ das Haupt wieder auf die Brust sinken und starrte auf den Boden. Von Zeit zu Zeit hustete er leise. Der Förster dampfte mächtig aus einer kurzen Meerschaumpfeife; seine scharfen blauen Augen blickten nach einem Raubvogel, der in ungeheurer Höhe seine Kreise durch den sonnig hellen Aether zog.

So saßen sie eine kleine Weile.

In Anton's düsterem Gesicht zuckte es unruhevoll. Ein Entschluß, der ihm schwer werden mochte, schien sich aus seiner Seele loszuringen. Er hüstelte stärker als zuvor, schaute verstohlen nach dem Bruder hinüber, setzte ein paarmal zum Reden an, hüstelte wieder und sagte endlich:

„Höre, Fritz!"

„Was giebts, Anton?" erwiderte der Förster, ohne seine Augen von dem kleinen beweglichen schwarzen Punkte in der Höhe abzuwenden.

„Du könntest mir einen Gefallen, einen großen Gefallen erweisen."

„Von Herzen gern," sagte der Förster.

„Wie stehst du jetzt mit dem gnädigen Herrn?"

„Nun, ich denke, nicht schlechter als gewöhnlich — weßhalb?" erwiderte der Förster, die rechte zusammengeballte Hand an die Backe legend und über den ausgestreckten Daumen nach dem Raubvogel visirend, den er jetzt deutlich als einen Bussard erkannte.

„Ich — ich möchte deine Vermittlung in Anspruch nehmen in einer Sache, deren Entscheidung allein oder doch fast allein von ihm abhängt, und an der mir, das heißt

nicht sowohl meinetwegen als im Interesse Leo's, sehr viel gelegen ist. Aber du hörst nicht, was ich sage."

„Doch, doch, Bruder," erwiderte der Förster.

Der Bussard, seiner Beute sicher, fiel wie ein Stein in gerader Linie herunter und verschwand hinter dem Walde. Der Förster wandte sich zu dem Bruder und wiederholte:

„Doch, doch! Ich bin ganz Ohr. Du hast ein Anliegen bei dem gnädigen Herrn — sagtest du nicht so?"

„Der alte Gemeindeschreiber Müller in Tuchheim liegt im Sterben," erwiderte der Andere in einer Aufregung, die seine bleichen Wangen mit einer hektischen Röthe übergoß und ihm das Athmen hörbar erschwerte; „es wird eine Neuwahl stattfinden müssen; die Stelle bringt über fünfzig Thaler ein; wenn der Freiherr mir seine Stimme giebt und sich für mich beim Landrath verwendet, ließe es sich wol machen, daß ich in diese Stelle rückte."

Der Förster nahm die Pfeife aus dem Munde, blickte den Bruder verwundert an, schüttelte dann den Kopf und sagte:

„Gemeindeschreiber in Tuchheim! Ei, ei, Anton, du würdest es dabei so wenig aushalten als bei irgend einer andern Hantierung. Du würdest nach vier Wochen — was sage ich — nach vier Tagen, kommen und brummen: Mag Der oder Jener Gemeindeschreiber sein; der Teufel hole die langweilige Arbeit, die mich von meinen Büchern abzieht. — Nun, Anton, ich wollte dich nicht kränken. Du bist ein gescheiter Kopf, und hättest was Besseres verdient, als in dem elenden Nest, dem Feldheim, zu verkümmern; aber du hast dich nicht in's Leben finden können, Anton, nicht in die Menschen schicken können. Sie haben's auf dem Schlosse gut mit dir gemeint, wie mit

uns Allen. Du hast dir dein Lager selbst machen wollen; es ist nicht meine oder eines Andern Schuld, daß es so hart gerathen ist."

Der Förster klopfte seine Pfeife aus, während er das sagte, und weil er dabei lauter sprechen mußte, um gehört zu werden, kam es wol, daß seine Worte rauher klangen, als sie gemeint waren. Die hagere Gestalt des bleichen Mannes an seiner Seite zuckte zusammen; er schloß die Augen wie in einem plötzlichen physischen Schmerz.

„Es ist hart, sehr hart gerathen," sagte er tonlos.

„Nun, nun," beschwichtigte der Förster, „wir haben Jeder unser Theil zu tragen. Wie wir's tragen — das ist die Hauptsache. Dabei hängt gar viel von uns ab; ob wir's auf die leichte oder schwere Achsel nehmen, und ob wir ein wenig Geduld haben oder partout mit dem Kopf durch die Fangnetze wollen. Aber, um auf deine Idee zurückzukommen —"

„Bemühe dich nicht," rief der Andere aufspringend; „ich habe genug gehört; ich brauche deine Vermittlung nicht; ich brauche des Freiherrn Gnade nicht; ich werde meinen Weg zum Grabe allein finden, wie ich meinen Weg durch's Leben allein gegangen bin. Es ist mir schwer genug geworden, daß ich den Mund geöffnet habe; ach, ich wußte es ja, welcher Theilnahme ich mich von den Menschen zu versehen hatte, hätte es wenigstens wissen können. Es ist gut, ich werde dich nicht wieder belästigen."

Und er setzte heftig die Mütze auf, steckte mit zitternden Händen die hölzerne Tabaksdose und das Taschentuch ein, und suchte mit den Augen nach dem Stock, der von der Bank, an welcher er gelehnt hatte, unter den Tisch gefallen war.

„Aber, Anton," sagte der Förster ärgerlich, „ist das

nun gehandelt und gesprochen — ich will nicht sagen wie ein Bruder, sondern wie ein Christenmensch und ein vernünftiger Mann? Komm', komm', Anton! Wir haben uns vor vierzig Jahren in den Haaren gelegen, wenn du immer die Exempel richtig rechnetest und ich dafür die meisten Vogelnester wußte. Da waren wir eben dumme Jungen und verstanden es nicht besser; sollen wir uns heute noch zanken, wo wir graue Haare haben und Keiner von uns den dritten Mann spielen kann, wie der Vater sagte, wenn er uns Beide beim Kragen nahm?"

Die tiefe Stimme des Mannes klang ordentlich weich, als er so sprach und dem Bruder die braune, kräftige Hand entgegenstreckte. Den kostete es eine sichtbare Ueberwindung, die dargebotene Versöhnung anzunehmen.

„Ich wollte, der Vater hätte mich todtgeschlagen, oder ich wäre nie geboren," sagte er, während er vor der Bank, auf welcher der Förster saß, mit heftigen Schritten auf und ab ging. „Was hat mir das Leben gebracht? Kummer, Sorge, Krankheit! Ich bin ein schwächliches, häßliches Kind gewesen. Der Vater hat mich stets verachtet; ihr Alle habt es gethan, obgleich ihr es natürlich nie habt Wort haben wollen. Aber ich fühlte es wohl; ich wußte es wohl, und das hat mich frühzeitig so scheu und so feig, so versteckt und so stolz gemacht. Und doch hatte ich euch lieb, ich hatte die Menschen lieb. Sie haben es mir nach ihrer Weise vergolten. Sie haben mich von sich gestoßen und dann haben sie gesagt, ich wäre von ihnen geflohen. Ja wol, und mit wie offenen Armen hätten sie mich aufgenommen, hätte ich Erfolge gehabt! Ich habe keine gehabt — das ist es. Das verzeiht die Welt nicht. Arm und verhöhnt, krank und verachtet — das ist ja eines und dasselbe."

Der Förster schüttelte den Kopf.

„Es ist das alte Lied,“ sagte er. „Nun, nun, man kann von einem alten Vogel nicht verlangen, daß er die Weise umlernt, die er sein Leben lang gesungen. So wahr mir Gott helfe, Anton, ich habe dich nie verachtet, im Gegentheil, ich habe immer einen großen Respect vor dir gehabt, obgleich du der Jüngere warst. Und daß du ein Herz hast, das lieben kann, Anton — ei, das weiß ich auch. Hättest du das nicht gehabt, du würdest dich nicht deiner seligen Frau zuliebe in dein Dorf eingeschlossen haben, du, dem die ganze Welt offen stand. Und machst du es nicht jetzt mit deinem Jungen wiederum so? Du lebst nur für ihn; du studirst dir deine armen schwachen Augen fast blind, damit er nur recht gelehrt wird; mein Walter sagt mir, es sei ganz erschrecklich, was der Leo Alles wisse; er könne jeden Augenblick nach Prima kommen. Warum nimmst du mein Anerbieten nicht an? Ich habe dir schon vor drei Jahren, als ich den Walter in die Stadt auf die Schule schickte, gesagt, du solltest den Leo mitgehen lassen; ich wollte schon für die beiden Buben sorgen. Du hast es nicht gewollt; ich hätte an der Sorge für den Einen schon zu viel; nun meinetwegen; es wäre mir nicht leicht geworden, die Pension aufzubringen; aber jetzt steht die Sache anders. Walter hat genug lateinische und französische Vocabeln im Kopf; er muß jetzt ernstlich an seine Hantierung denken, sonst wird im Leben kein ordentlicher Forstmann aus ihm. Der Junge bleibt nun hier und ich habe die Hände wieder frei, Leo kann in seine Stelle treten. Willst du, Anton? Schlag' ein, alter Kerl! Ich thu's gern! Bei Gott, Anton, ich spreche, wie mir um's Herz ist.“

Anton hatte sich wieder gesetzt; in seinem hagern Ge-

sichte zuckte es wehmuthvoll; offenbar hatte ihn des Bruders rauhe Herzlichkeit wohlthätig berührt. Aber in der kranken, zerrütteten Seele wollte kein reiner, voller Accord mehr erklingen; er nestelte verlegen in seinem grauen dünnen Haar und sagte:

„Ich glaube es, Fritz, ich glaube es, aber es geht nicht. Dein Junge wird dich auch in Zukunft noch genug kosten, wenn er Soldat wird und was noch sonst dahin gehört. Dann mußt du auch an deine Tochter denken, die du nicht immer wirst hier auf dem Lande bleiben lassen wollen. Schließlich hast Du für Schwester Malchen zu sorgen, und mich hast du, die paar Thaler Pacht, die der Freiherr nicht von mir nehmen will, abgerechnet, auch noch auf dem Halse; deshalb wiederhole ich meine Bitte wegen der Gemeindeschreiberstelle. Fünfzig Thaler mehr sind in meinen Verhältnissen ein ganzes Vermögen; ich brauche wenig, mein Leo ist nicht verwöhnt. Ich kann ihn dann auf die Schule schicken, vielleicht später auf die Universität, ohne Jemandem lästig zu fallen und ohne seine junge Freiheit durch Verpflichtungen gegen Andere zu lähmen. Willst du also mit dem Freiherrn wegen meiner sprechen, so will ich selbst mich in der Stadt bei dem Landrath umthun. Man kann es mir nicht abschlagen; ich habe noch niemals um etwas gebeten. Vielleicht nimmst du dich, während ich fort bin, meines Leo an. Du siehst, ich kann auch demüthig sein und bitten, wenn es sein muß. Willst du, Anton?“

Der Förster war in großer Verlegenheit. Er wußte besser als irgend Einer, daß das neueste Project seines Bruders wiederum nichts als eine Seifenblase war, die bei dem ersten Anhauch der Wirklichkeit zerplatzen würde. Dennoch durfte er, wenn er den gerade heute besonders

Verstimmten und unter dem Einflusse seiner Krankheit Leidenden nicht auf das empfindlichste kränken wollte, kein Wort von seinen Zweifeln und Bedenken verlauten lassen. Er nickte deshalb eifrig und sagte: „Natürlich, Anton, natürlich . . . ei, das versteht sich ja von selbst," aber seine Augen bewegten sich unruhig, als suchten sie einen Gegenstand, der dem Gespräche eine andere Wendung geben könnte.

Plötzlich flog es über sein wettergebräuntes Gesicht wie ein Sonnenstrahl. In dem tiefen Schatten der Bäume zwischen den mächtigen Stämmen bewegte sich eine leichte Mädchengestalt in hellem Gewande, jetzt halb verdeckt, dann ganz verschwindend, dann wieder hervortauchend und vollkommen sichtbar wie die glänzende Mondessichel, die durch Wolken segelt. Sie bückte sich häufig nach feinen Gräsern und Moosen und schaute dann wieder an den Bäumen hinauf, in deren dichten Laubkronen hie und da noch ein Vöglein zirpte. So kam sie näher und trat jetzt aus dem Rande des Waldes in das rothe Abendlicht, daß sie wie von einer Glorie umflossen dastand. Dem Vater hüpfte das Herz beim Anblick seines Lieblings. So schön war sie ihm noch nie erschienen. Wie schlank und zierlich die leichte Gestalt und wie groß das dreizehnjährige Ding! Ordentlich wie ein erwachsenes Mädchen! Und wie kleidete sie der Eichenkranz, den sie lässig auf das hellbraune Haar gedrückt hatte, das in fast zu üppiger Fülle anmuthiger Locken von dem schöngeformten Haupte herabfloß.

„Silvia," rief er, „komm' her, Mädchen!"

„Komm' du hierher, Papa," sagte das Kind, „es ist hier viel schöner als vor der Thür; wir wollen noch ein wenig umherlaufen."

Der Förster hatte sich schon halb erhoben.

„Du verziehst deine Kinder, Fritz,“ sagte der Anton in verweisendem Tone.

„Ich glaube, du hast Recht,“ erwiderte der Förster lächelnd, „aber was ist da zu thun?“

„Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es,“ sagte der Andere.

„Wenn der Onkel nicht mit will, so mag er bleiben, wo er ist,“ rief Silvia, die aus den Mienen der Männer den Inhalt ihres Gesprächs errathen hatte, „ich habe ihn noch nicht zu kommen gebeten.“

„Schäme dich, Silvia,“ rief der Förster.

In diesem Augenblick erschien eine kleine bewegliche Frauengestalt in der Hausthür. Das schmale altjungferliche Gesicht, das von Gutmüthigkeit und dem Widerschein des Küchenfeuers glühte, war hie und da mit Mehlflecken betupft. Sie trug einen hölzernen Löffel in der Hand und rief, sobald sie die Schwelle betreten:

„Fritz, Anton, Silvia! Wo sind die Jungen? Das Essen ist in zehn Minuten fertig. Wo sind die Jungen?“

„Wo sind die Jungen, Silvia?“ rief der Förster.

„Dort,“ sagte Silvia, seitwärts in den Wald deutend, „unter der großen Buche, ich will sie holen.“

„Thu' das, mein Mädchen!“ sagte der Förster. „Komm', Anton, in der Laube ist gedeckt; ich wollte dir meine Bienenstöcke zeigen; wir haben noch eben Zeit.“

Zweites Capitel.

Leicht und anmuthig wie ein Reh lief Silvia in den Wald hinein, aber schon nach kurzer Zeit mäßigte sie ihre Schritte und blieb endlich stehen, unschlüssig, ob sie den erhaltenen Auftrag ausführen solle oder nicht. Hatte sie sich doch erst vor einer halben Stunde in hellem Zorn von den Knaben getrennt, glaubte sie doch vollauf Ursache zu haben, den Uebermüthigen zu zürnen. Freilich, der Leo war immer so stolz und hochmüthig, aber Walter, der sonst ohne die Schwester nicht leben konnte, der jeden ihrer Wünsche mit Freudigkeit erfüllte, ihr jede Laune nachsah, ja oft sich von ihr gutwillig quälen ließ — selbst Walter hatte den ganzen Nachmittag für sie keine Augen und keine Ohren gehabt. „Das versteht ihr Mädchen nicht," hatte er mehr als einmal gesagt, wenn sie sich in das Gespräch hatte mischen wollen. Zuletzt hatten sie sogar angefangen, Lateinisch zu reden, blos, um sie zu kränken, blos, um sie ihre Unwissenheit fühlen zu lassen, denn sie konnten es offenbar selbst nicht, Leo noch so ungefähr, obgleich er auch nach jedem dritten Worte stockte; Walter aber — du lieber Himmel, was der Walter sich nur denkt? Auf der Censur, die er gestern mitgebracht hat, steht: Lateinisch — mittelmäßig! Aber ich habe ihn auch daran erinnert, und da ist er roth geworden, bis an die Ohren roth geworden,

und Leo hat verächtlich gelächelt, wie er immer lacht, wenn er es nicht der Mühe werth hält, mir zu antworten. Und jetzt sollte ich den Ungezogenen wieder vor die Augen treten, mich noch einmal von ihnen verspotten und verhöhnen lassen? Nein, mag sie zu Tische rufen, wer will, ich werde es nicht thun, ich nicht!

Silvia fühlte sich sehr beleidigt und dabei sehr zornig und sehr unglücklich; sie nahm den Kranz, den sie vorhin, als sie durch den Forst schritten, gewunden hatte, von ihrem Haupte, zerriß ihn und warf die Blätter auf die Erde. Dann setzte sie sich in das Moos, drückte das Gesicht in die flachen Hände und fing an zu weinen, bitterlich, leidenschaftlich.

Nach kurzer Zeit indessen erhob sie den Kopf wieder, schüttelte die Locken in den Nacken und lachte: „Die albernen Jungen, wie sie sich freuen würden, wenn sie mich könnten weinen sehen! Wie leicht hätte das geschehen können! Sie müssen hier vorbei!

Sie stand und lauschte. Kein Lüftchen regte sich. Die lautlose Stille hatte etwas Beängstigendes. Silvia legte die Hand auf das pochende Herz. Sollte sie wieder umwenden? Wenn die Knaben nicht mehr auf dem Platze waren, wo sie sie verlassen hatte, und sie allein zurückkehmen müßte durch das dämmrige Revier? So hätten die Uebermüthigen doch Recht, daß alle Mädchen feig seien? Nicht alle! Sie nicht!

So schritt sie weiter und bald blickte das Zwielicht durch die hier am Rande weniger dicht stehenden Stämme. Sie hatte die Richtung gut getroffen. Da war die große Buche am Saum des Waldes, und da saßen auch die Knaben, wie sie sie verlassen hatte; Leo, an den Stamm gelehnt, hinausblickend in die Ebene, die im Abendschein ver-

dämmerte; Walter, halb zu seinen Füßen in das Gras gelagert, den Kopf auf den gebogenen Arm stützend, hinaufschauend in den lichten Himmel und in die dunklen Augen seines Freundes.

„Und wo liegt denn dies Land mit den armen wilden Menschen?"

„Nördlich vom Orangefluß erstreckt es sich in unendliche Ferne," erwiderte Leo und deutete mit der Hand nach dem Horizont; „hier ein Dorf und da eins, aber alle meilenweit von einander entfernt, wie Inseln in diesem Ocean von grasigen Steppen, in denen Strauße und Antilopenheerden schweifen. Wer sich da hineinwagt, hinter dem schlägt das mannshohe Gras zusammen wie die Wellen über dem Ertrinkenden. Er muß sich auf Alles gefaßt machen; Leben und Tod müssen ihm zwei Brüder sein. So steht es in der Broschüre, die mir der Schulmeister geliehen hat. Die Zahl der Missionäre hat sich mit jedem Jahr verringert, und deshalb fordert der englische Missionsverein Alle, die den Beruf in sich fühlen, das große angefangene Werk fortzusetzen, auf, sich zu melden. Ich fühle den Beruf in mir und ich werde mich melden, sobald meine Zeit gekommen ist."

„Aber du verstehst ja kein Englisch, Leo!"

„Ich werde es lernen."

„Du wirst in jenen Ländern nicht leben können. Du kannst große Sonnenhitze gar nicht gut vertragen."

„Ich werde mich abhärten."

Walter konnte diesem neuesten Plane des planreichen Freundes keinen Beifall schenken. Er konnte sich nicht denken, daß man außerhalb des Waldes, in dem seines Vaters Haus lag, glücklich leben könne. Wenn's aus den Ferien wieder zur Schule ging und der Leiterwagen mit

den zwei munteren Braunen lustig auf der Chaussee dahin- rasselte, da hatten seine Blicke sehnsuchtsvoll an dem lieben Wald gehangen, und an einer bestimmten Stelle, wo die Chaussee eine scharfe Biegung machte, und eine Hügelkette die Aussicht auf seine Heimath verdeckte, waren ihm noch jedesmal die Thränen in die Augen gekommen. Und dann — wie hatte er sich stets von den Schulbänken und den engen Gassen der Stadt und aus den drückenden Wänden seines Zimmerchens hinausgesehnt in das grüne Revier, nach Sonnenschein und Regenrauschen und Vogelsang und Falkenschrei! Wie hatte ihm das Herz geklopft, als er gestern mit dem Ränzel auf dem Rücken nach Hause wanderte, um nicht wieder zur Schule zurückzukehren, und endlich, endlich die langen vier Meilen durchmessen waren und der Bergrücken auftauchte mit dem weißschimmernden Schloß, das sich so prächtig abhob von dem Walde, der von hier aus meilenweit die Hügel bedeckte, dem dunklen Walde, seinem Walde — dem Walde, der in seinen kühlen Schatten Alles einschloß, was dem Knaben lieb und werth und schön und heilig war.

„Ich könnte mich nicht von hier trennen," sagte Walter.

„Du hast es ja auch nicht nöthig," erwiderte der Andere, „du hast ja hier, was du bedarfst — für jetzt und für die Zukunft. Wenn du ausgelernt und dann vielleicht dem Vater ein paar Jahre zur Seite gestanden hast, wird er sich zur Ruhe setzen und dir sein Amt abtreten. Sollte es dann noch an irgend etwas fehlen, so wird der gnädige Herr aushelfen. Nein, Walter, für dich ist gesorgt; du hast, wo du dein Haupt hinlegen kannst. Aber mit mir ist es anders. Mein Vater ist arm und kränklich; ich fürchte, er wird nicht lange mehr leben. Wenn er stirbt, so stehe ich allein; ich muß mir meinen Weg durch die

Welt bahnen; ich will es und werde es. Aber nicht für mich; ich denke nicht an mich. Ich will gelehrt werden, damit ich Andere lehren, ich will stark sein, damit ich Andere stützen, ich will klug sein, damit ich Andern rathen kann. Darum möchte ich der Papst zu Rom sein, oder zum wenigsten Jesuiten-General. Da könnte man im Ganzen und Großen thun, was wir Kleinen im Kleinen und Einzelnen thun müssen. Aber auch so darf man nicht müßig sein. Die Ernte ist groß und wir Alle sind zu Schnittern berufen. Vielleicht, daß ich zu den wenigen Auserwählten gehöre. Ja, Walter, ich gestehe es dir. Manchmal ist es mir, als ob ich eine grenzenlose Kraft in mir spürte, als ob ich nur zu wollen brauchte — und ich könnte Berge versetzen, es nur auszusprechen brauchte, und siehe, es müßte Alles so geschehen! Da pocht es mir in den Schläfen, meine Brust ist voll, als wollte sie zerspringen, ich möchte weinen, ich möchte laut aufschreien vor Schmerz und Lust. Und ach, ich darf das Alles ja Niemandem sagen, außer dir. Die Andern alle würden mich ja verspotten und verhöhnen. Wer glaubt denn sonst an mich?"

„Ich," schluchzte eine von Thränen halb erstickte Stimme; und Silvia, die auf den leichten Füßen lautlos näher und näher, zuletzt ganz nahe gekommen war, und Alles gehört hatte, streckte die beiden gefaltenen Hände wie anbetend ihm entgegen.

Mit einem zornigen Ausruf fuhr der Knabe in die Höhe.

„Hat man denn keinen Augenblick vor dir Ruhe," rief er, „mußt du uns immer umschleichen und belauschen?"

Silvia war bei diesen ihr im heftigsten Ton zugeschleuderten Worten sehr blaß geworden. Sich vor dem unfreundlichen Knaben abermals gedemüthigt zu haben,

das fuhr ihr wie ein Schwert durch's Herz. Sie war schnell ein paar Schritte zurückgetreten und blickte, die Arme über der Brust verschränkend, mit großen trotzigen Augen zu Leo hinüber.

„Ich habe euch nicht umschlichen und habe euch nicht belauscht," sagte sie, „ich bin hergeschickt worden, um euch zum Essen zu rufen; ich kann nichts dafür, wenn ich das dumme Zeug, das ihr schwatztet, gehört habe."

Leo lächelte. „Komm Walter," sagte er, „wir können uns doch nicht mit einem Mädchen streiten."

Diese kalte Geringschätzung war zu viel für das Kind. Sie wurde noch blasser und wollte heftig, trotzig etwas erwidern, aber tonlos bewegten sich die Lippen. Thränen, die sie vergeblich zurückzuhalten suchte, tropften aus ihren Augen.

„Laß es gut sein, Silvia," sagte Walter beschwichtigend, „Leo hat es so bös nicht gemeint. Du kamst so plötzlich heran, ich war auch erschrocken; laß es gut sein, Silvia!"

Und der treuherzige Knabe versuchte, der Schwester die Hände von dem thränenüberströmten Gesicht zu ziehen. Silvia fuhr ein paar Schritte zurück.

„Rühr' mich nicht an," rief sie. „Keiner von euch! Ich hasse euch, einen wie den andern; ja, ja, Walter, dich auch. Du bist feig, sonst würdest du dich meiner annehmen gegen diesen hochmüthigen — Bettler."

Das Wort war kaum heraus, als aus Leo's Brust ein heiserer Wuthschrei brach. Er ballte die Fäuste und sprang auf Silvia zu. Das kühne Mädchen blieb ruhig stehen und schaute ihrem Feind, ohne mit den Wimpern zu zucken, in die zornglühenden Augen.

„Nun," sagte sie, „schlag' doch zu! Ich bin ja nur ein Mädchen!"

Leo ließ die Arme sinken und wandte sich, heftige, unverständliche Worte durch die Zähne murmelnd, ab. Silvia lachte laut auf:

„Adieu, ihr schönen jungen Herren," rief sie, „eure Gesellschaft ist zu gut für mich!"

Sie machte eine spöttische Verbeugung und lief dann in den Wald zurück. Bald war die lichte Gestalt zwischen den dunklen Stämmen verschwunden. Man hörte ihre Stimme, aber es war schwer zu unterscheiden, ob sie ein lustiges Lied trällerte, oder laut weinte. Vielleicht war es das Eine, wie das Andere.

Langsam folgten die Knaben. Sie hatten Beide das Gefühl, ein Unrecht begangen und dazu noch den Kürzeren gezogen zu haben. Von Leo's kühnen Projecten war nicht mehr die Rede. Sie gingen schweigend neben einander hin. Nur einmal sagte Walter:

„Du bist auch immer so barsch gegen Silvia."

„Bettler, weißt du, Walter, haben wenig Lebensart."

„Sie meint es nicht so bös."

„Nun, warum sollte sie es nicht sagen, sie hat ja Recht," sagte Leo mit finsterem Lachen.

Drittes Capitel.

Ziemlich früh am nächsten Morgen machte sich der Förster, nachdem er die laufenden Geschäfte besorgt hatte, auf, zum gnädigen Herrn auf's Schloß zu gehen und den wöchentlichen Rapport abzustatten, bei welcher Gelegenheit sich dann auch vielleicht die Sache des Bruders mochte anbringen lassen.

Man konnte nicht leicht einen anmuthigeren Weg finden, als den, auf welchem der Förster jetzt einherschritt. Dieser Theil des Waldes, auf dem lang sich hinstreckenden Ausläufer des Schloßberges, gehörte schon zum herrschaftlichen Park, aber man hatte sich darauf beschränkt, die Pfade durchaus gangbar zu machen und an passenden Stellen einen einfachen Ruhesitz anzubringen, im Uebrigen aber der primitiven Waldnatur keinerlei Zwang angethan. Selbst die Aussichten, die sich von Zeit zu Zeit — hier in ein friedlichstilles Wiesenthal, dort in die reichbebaute Ebene des fruchtreichen Landes — eröffneten, verdankte man nicht dem berechnenden Kunstsinn eines Parkgärtners, sondern sie waren ganz zufällig, wie es eben die launenhafte Formation des Terrains bedingte.

Einzelne Stellen des Weges ließen sogar eine künstliche Nachhülfe entschieden wünschen. Hier hatte das Unkraut den Pfad allzu dicht übersponnen, dort ein Quellchen

den lehmigen Boden rings umher aufgeweicht. Einmal war sogar eine vom Sturm entwurzelte Tanne quer über den Weg gesunken.

„Hm, hm,“ murmelte der Förster, indem er einen Augenblick stehen blieb und gewohnheitsmäßig mit den Augen die Länge und Breite des Baumes maß und den ungefähren kubischen Inhalt berechnete, „hm, hm — ich fange an, alt und nachlässig zu werden. Die Tanne liegt hier schon mindestens ihre vierzehn Tage — seit dem Ungewitter in der Nacht vom Zehnten auf den Elften — und ich weiß nichts davon. Und wie schlecht der Weg geworden ist. Was würde die gnädige Frau selig sagen, wenn sie ihre Lieblingspromenade so verwahrlost sähe. Aber seitdem sie todt ist, kümmert sich Keiner mehr um dies Revier, nicht einmal ich, dessen verdammte Pflicht und Schuldigkeit es doch wäre.“

Der brave Mann schüttelte den Kopf und schritt langsam weiter. Wenn er sonst durch den Wald streifte, entging ihm kein Vogellaut, kein Knistern und Knacken in den trockenen Zweigen der Bäume, kein Rauschen in den Büschen. Im Walde geboren, im Walde zum Knaben, Jüngling herangereift und zum Manne geworden, war er Eins mit dem Walde. Mochte der Regen regnen oder die Sonne scheinen — seine Sympathie mit der Natur war immer dieselbe, und die Vögel, die in den laubigen Kronen seiner Bäume ihre Nester bauten, und das Wild, das durch die moosigen Stämme seiner Buchen strich — er kannte jedes einzelnen Geschöpfes Leben und Treiben und Gewohnheiten, als ob er mit ihm aufgewachsen wäre. Die Natur, so weit sie sich den scharfen Sinnen offenbart, hatte kein Geheimniß vor ihm; ja und vielleicht theilte sie ihm manches Geheimniß mit, selbst über die Fassungskraft

der Sinne hinaus. Wenn der Sturm die regenschweren Aeste durcheinanderpeitschte und schwarze tiefziehende Wolkenballen fast die hohen Wipfel streiften — oder wenn die sinkende Sonne die Spitzen der Tannen in Purpur malte und der blaue Himmel so hoch und still herniederblickte — da war es ihm öfter, als sei er selber die Sturmeswolke, als sei er selbst der Abendsonnenschein, als gebe es keine besondere Existenz, sondern Alles sei Eines und Eines sei Alles, wie in einer schönen Orgelmusik, wo ein Ton die andern trägt und von den andern getragen wird, so daß man zuletzt gar keine einzelnen Töne mehr hört — nur eine klingende brausende Glorie.

Dergleichen halbmystischen Gedanken konnte der treue Sohn des Waldes sonst stundenlang nachhängen, und er fühlte sich von diesen Meditationen, die freilich oft nur eine Art von wachen Träumen waren, viel mehr erbaut, als von den Predigten des Pastors in der Kirche, die er so selten als möglich und immer nur mit einem innerlichen Widerstreben besuchte. Aber heute Morgen waren es andere Dinge, die ihn beschäftigten — Familiensorgen, Pläne für die Zukunft seiner Kinder, zu denen er seit gestern Abend noch den Sohn seines Bruders rechnete.

Wie lange konnte denn der arme Anton noch leben! Es war ja ein Jammer, wie seine Kräfte in den letzten paar Wochen abgenommen hatten: die Wangen hohl, die Augen so groß und starr und die Stimme so blechern, so rauh! der arme Anton! ja, ja — er hat wohl Recht: wenig Freude ist ihm geworden in seinem Leben! Was wollte er nicht Alles entdeckt haben: Luftballons, die dem Steuer folgten, Schiffe, die unter dem Wasser fuhren, Bomben, mit denen man ganze feindliche Regimenter auf einmal vernichten konnte! Und was von allen diesen großen

Dingen war zu Stande gekommen? Nichts, weniger als Nichts! Was war aus dem Projectenmacher selbst, der es mit so Vielem im Leben versucht, der immer gerechnet und sich immer verrechnet hatte, geworden? Ein alter, kranker Mann, der in einem elenden Dorfe das bittere Brot der Almosen aß! „Ein tief unglücklicher Mensch, und dem in keiner Weise zu helfen ist, weil er, ohne irgend die Kraft, welche zur Durchführung eines Planes erforderlich ist, zu besitzen, von seinem allzeit geschäftigen Geiste ruhelos, wie ein von den Furien Gejagter, umgetrieben wird." Das hatte der Freiherr mehr als einmal gesagt, und jetzt sollte er ihm eine Bitte vortragen, die von Jemandem, der den Charakter des Anton so genau kannte, gar nicht gewährt werden konnte!

Der Förster seufzte. Er setzte seinen Stolz darein, von seinem gnädigen Herrn niemals etwas zu erbitten, weil er auch den Schein meiden wollte, als glaube er ein Recht zu haben, Bitten zu stellen, und die Bitten die er stellte, erfüllt zu sehen.

Freilich hatte er in den Augen der Andern dazu das beste Recht. Der Zufall hatte gewollt, daß er dem Freiherrn zweimal das Leben retten durfte, das einemal, als sich die Knaben im Mühlteich badeten und jener in die Strömung gerieth, in der er rettungslos ertrunken sein würde, wenn der starke Försterjunge den bereits Besinnungslosen nicht aus dem Strudel gezogen und an's Ufer gezogen hätte. Das anderemal war einige Jahre später in der Franzosenzeit. Ein feindliches Armeecorps überschwemmte die Gegend und hauste, durch manche schwere Verluste erbittert, mit einer erbarmungslosen Grausamkeit in dem unglücklichen Lande. Der junge Freiherr hatte bereits als Freischaaren-Officier gegen die Unterdrücker ruhm-

voll im Felde gestanden; auf einer Streifung schwer verwundet, hatte man ihn auf das väterliche Schloß gebracht, wo die Mutter und die beiden Schwestern ihn pflegten. Durch den Verrath eines Bedienten erfuhr ein feindlicher Befehlshaber den Aufenthalt des jungen Mannes, auf dessen Kopf ein hoher Preis gesetzt war. Eine Abtheilung Soldaten umzingelte bei nächtlicher Weile das Forsthaus und zwang Fritz, ihnen als Führer zu dienen. Er solle sie auf möglichst geheimen Wegen nach dem Schlosse bringen; bei dem ersten Versuch der Flucht sei ihm der Tod gewiß. Fritz verließ das elterliche Haus, fest entschlossen, lieber zu sterben, als den Freund verrathen zu helfen. Er lenkte alsbald vom Hauptwege ab, in den Wald hinein, bis er an eine Stelle kam, wo die hohen Bäume, unter denen sie bis dahin gegangen waren, bis an den Rand einer sehr steilen Böschung traten, an dessen Fuß eine Schonung junger Eichen sich anlehnte. Dort angelangt, sprang er mit mächtigem Satze die Böschung hinab auf das lockere Erdreich und war im nächsten Augenblick unter den Büschen verschwunden. Auf Händen und Füßen vorwärts kriechend, hügelauf und hügelab kletternd, rutschend, strauchelnd, durch die pfadlose Wildniß mit dem Instinct des wilden Thieres seinen Weg findend, langte er eine halbe Stunde später athemlos, mit zerfetzten Kleidern, blutend auf dem Schlosse an. Bei der Kunde von der Annäherung des Feindes flohen die entsetzten Diener; die gnädige Frau und die Fräulein umjammerten das Lager des Unglücklichen, dessen Schwäche es ihm unmöglich machte, selbst das Allergeringste zu seiner Rettung beizutragen. Fritz wußte vom ersten Augenblick, was er zu thun hatte. Er bat um eine Flasche Wein, die er hinunterstürzte. Dann lud er den Kranken auf die breiten,

starken Schultern, hieß die Frauen folgen, und ging mit der theuren Last sichern Schrittes aus dem Schlosse hinein in den Wald bis zu einer Stelle, die außer den Füchsen nur ihm bekannt war, und wo die Franzosen sie nicht fanden, trotzdem sie bis zum Abend des folgenden Tages die ganze Gegend durchstreiften.

Gerade von dem Punkte aus, auf welchem der Förster jetzt stand, konnte er das Versteck sehen, in welches er in jener Schreckensnacht die Herrschaft gerettet hatte — eine von düstern Tannen umstarrte Schlucht, durch die ein Waldbach in schäumenden Cascaden brauste. Dieser Ort, vor dreißig Jahren eine fast undurchdringliche Wildniß, war seitdem sehr viel lichter geworden. Der Förster nahm die Mütze ab und fuhr sich nachdenklich mit der Hand über die Stirn; es fiel ihm dabei ein, daß sein Haar auch nicht mehr so dicht war, als vor dreißig Jahren.

Vor dreißig Jahren! das war so lange her und doch war es, als ob es erst gestern gewesen wäre! Vor dreißig Jahren, gleich nach Beendigung des Krieges war es, wo der alte Freiherr selig das Friedensfest auf dem Schlosse feierte, und die vier freiherrlichen Kinder mit den vier Försterkindern die Quadrille tanzten, daß alle Welt zusammenlief und Bravo klatschte und da capo rief. Das waren vier Paare! immer zwei und zwei genau von demselben Alter, ja einander so ähnlich — zum wenigsten in dem gleichen Quadrille-Costüm — daß — zum größten Ergötzen der Gesellschaft — die Förstermädchen den ganzen Abend hindurch von einigen Gästen als die Fräulein vom Hause und diese wieder als jene angesprochen wurden . . . Auch von mir sagten sie, daß ich in Gang und Haltung etwas von dem Freiherrn hätte. Nun, so viel ist gewiß, daß wir unser Leben lang Einer des Andern Röcke haben

tragen können, und was den General und Bruder Anton anbetrifft, die glichen sich wirklich damals zum Erstaunen. Das war das letztemal, daß wir beisammen waren, da haben wir unserer Jugend den Kehraus getanzt. Seitdem ist jeder seinen eigenen Weg gegangen; wollte Gott, es wäre immer und überall der rechte gewesen!

Des Försters Gesicht wurde noch nachdenklicher, als er jetzt, die Augen fest auf den Boden geheftet, langsam weiter schritt; ja in den herabgezogenen Mundwinkeln und einem gelegentlichen Zucken der festgeschlossenen Lippen drückte sich ein gewisser Unmuth aus, ein unterdrückter Zorn, wie man ihn bei einer bösen Erinnerung empfindet, die unversehens in uns aufsteigt. Schrieb es sich doch von jenem Feste her, das Verhältniß zwischen dem General, der damals ein blutjunger Lieutenant war, und seiner Schwester Sara — das unsinnige Verhältniß, das den Leuten so viel zu reden gab und dem armen, für die Ehre seiner Familie besorgten Bruder so viele Schmerzen bereitete. Und schließlich konnte er, als die Eltern bald darauf starben, es doch nicht hindern, daß Sara in die Stadt zog und Haushälterin beim Minister v. Falstenstein und hernach gar Bonne des jungen Prinzen wurde. Das war allerdings eine glänzende Carrière für das arme unwissende Försterkind, und die Leute hatten es bald heraus, wie Jungfer Sara zu so hohen Ehren gekommen war. Warum sollte sie nicht Prinzen-Bonne werden, wenn der General, der, wie doch Jedermann wußte, Alles beim alten König galt, später selbst Militär-Gouverneur des Prinzen wurde? Was sollte man gegen solch schändliches Gerede sagen oder thun? Die Thatsachen waren nicht wegzuleugnen, obgleich der Förster gern einen Finger seiner Hand, ja, wenn er recht zornig war, die ganze Hand

gegeben haben würde, hätte er sagen können: „Es ist erlogen!“

Der Förster stand vor einer Stackethür, die aus dem Park in den eigentlichen Schloßgarten führte. Er drückte die Klinke auf und trat hinein. Mit braunem Sand bestreute, sorgsam geharkte Gänge schlängelten sich zwischen reizenden Boskets seltener, zum Theil ausländischer Büsche und zwischen Beeten, auf denen Spätsommerblumen in reicher Fülle blühten, mälig bergauf. Die Durchblicke auf den Wald hinab und weiter in die Ebene waren hier häufiger und augenscheinlich mit reiflicher Ueberlegung und großem Verständniß gewählt. Die landschaftlichen Bilder, die man so in den natürlichen Rahmen schlanker Baumstämme und wehender Wipfel gebracht hatte, waren oft von zauberischer Wirkung. Da die Anlagen den ganzen oberen Theil des Bergkegels einnahmen und die Wege in der Weise geführt waren, daß man, um bis zum Schloß zu gelangen, den ganzen Kreis fast zweimal durchmessen mußte, so hatte man in den verhältnißmäßig kleinen Raum eine unglaubliche Mannigfaltigkeit reizender und sinniger Gartenanlagen zu concentriren verstanden. Hier führte eine Brücke aus Baumstämmen und Aesten, denen man die Rinde gelassen hatte, über einen Einschnitt, in dessen Tiefe eine Quelle murmelte; dort sah man von dem Rande eines aus unbehauenen Steinen aufgemauerten Altans auf dieselbe Brücke hinab. Auf einer anderen Stelle verengte sich der Weg, bis er zuletzt in ein Felsenthor mündete, aus dessen feuchtem Halbdunkel heraus man auf eine lichte Höhe trat, von der man den freiesten Blick in das weite Land hatte. Auch fehlte es nicht an dämmrigen Lauben, an kühlen Grotten und ein paar kleinen Springbrunnen, deren liebliches Plätschern die duf-

tige warme Stille des Gartens nur noch stiller zu machen schien.

Der Förster hatte sich, trotzdem er nun bereits seit fast einem halben Jahrhundert hier aus- und einging, an all' diesen Herrlichkeiten noch immer nicht satt gesehen, und so blieb er denn wiederum heute an mehr als Einer Stelle bewundernd stehen; auch bückte er sich manchmal, eine Pflanze aufzurichten, die der Wind in der Nacht umgelegt hatte, oder um den Duft der hier und da noch blühenden Rosen einzuathmen. Er hatte es nicht eben eilig, denn der gnädige Herr verließ immer erst gegen zehn Uhr sein Arbeitszimmer, um eine Promenade durch den Garten zu machen, auf der er — wie der Förster aus langjähriger Erfahrung wußte — stets am zugänglichsten und leutseligsten war.

Indem er noch bei sich überlegte, wie er wohl das wunderliche Gesuch des Bruders am schicklichsten anbringen könne, sah er sich plötzlich von einem kleinen Blumenregen überschüttet. Astern, Georginen, Nachtviolen fielen ihm auf Haupt und Schultern und ein silberhelles Lachen ertönte gar lieblich zu der anmuthigen Ueberraschung.

Der Förster blickte empor. Ueber ein hölzernes Geländer, das eine steilere Stelle des höher gelegenen Weges einfaßte, schaute das rosige Gesicht eines Mädchens von etwa dreizehn Jahren, dessen braune Schelmenaugen vor Vergnügen über den eben vollführten Streich wie Sterne funkelten.

„Guten Morgen, Herr Gutmann," rief die Kleine, „hast du mir Silvia nicht mitgebracht?"

„Nein, Fräulein Amélie," erwiderte der Förster, „ich bin in Geschäften hier."

„Ach, du böser Herr Gutmann! Dann kannst du

wieder nach Hause gehen," klagte die Kleine. „Meine schönen Blumen! Wenn ich das gewußt hätte! Da würde ich sie einem Andern geschenkt haben."

„Haben Sie mir die Blumen geschenkt? Ich glaubte, Sie hätten sie mir an den Kopf geworfen," erwiderte der Förster lachend, „dann muß ich sie auch wohl wieder aufsammeln?"

„Damit das Kind immer unbändiger wird — wann werden Sie lernen, mit Kindern umzugehen, lieber Gutmann?" sagte hier eine sanfte Frauenstimme, und eine Dame mit einem bleichen vornehmen Gesichte, die hinter dem Kinde gestanden hatte, und jetzt, dasselbe mit dem einen Arm umschlingend, an das Geländer trat, grüßte freundlich, still zu dem Förster herab.

Der Förster nahm die Mütze ab.

„Guten Morgen, gnädiges Fräulein," sagte er, „wie geht's? Besser geschlafen nach dem Thee?"

„Danke, ja — der Thee bekommt mir vortrefflich; ich fühle mich ordentlich wieder jung."

„Man sieht's," sagte der Förster, „Sie sehen so wohl und frisch aus, wie —"

„Wie vor dreißig Jahren, nicht wahr?" unterbrach ihn die Dame lächelnd.

Der Förster erröthete durch seine kupferbraune Gesichtsfarbe hindurch.

„Sie bleiben immer dieselbe," sagte er einfach und doch mit einer gewissen Lebhaftigkeit.

„Und Sie immer derselbe, ritterlich und galant. Adieu. Sie finden den Bruder auf dem Belvedere. Er erwartet Sie schon."

Fräulein Charlotte grüßte in ihrer stillen anmuthigen Weise noch einmal herab; Amélie warf Kuß-

hände, und die beiden Gestalten verschwanden von dem Geländer.

Der Förster setzte seinen Weg nicht eher fort, als bis er die Blumen alle aufgesammelt und in ein Sträuschen zierlich geordnet hatte. Er hätte wissentlich so wenig eine Blume wie ein Thier zertreten. Und dann war ihm, als ob die Blumen ursprünglich für Fräulein Charlotte bestimmt gewesen wären, und Alles, was mit Fräulein Charlotte in einer näheren oder entfernteren Beziehung stand, hatte für ihn noch eine ganz besondere Wichtigkeit und Bedeutung.

Vor dreißig Jahren! Sonderbar! Er hatte heute Morgen so viel an jene Zeit gedacht, und nun mußte er auch noch durch ihren Mund daran erinnert werden! Ja, sie war dieselbe noch, die sie damals war, dieselbe unveränderlich gütige, gnädige Dame; es waren noch immer dieselben freundlichen sanften Augen, dasselbe milde, herzige Lächeln! Es gab eine Zeit, wo diese Augen, wo dies Lächeln dem armen Fritz Gutmann manch' unruhige Stunde, manche schlaflose Nacht gemacht hatten; eine Zeit, wo er im Begriffe stand, dieser Augen wegen nach Amerika und bis an's Ende der Welt zu wandern.

Wer weiß, was er gethan hätte, wenn damals nicht der Vater gestorben und die Sorge für die jüngeren Geschwister ihm zugefallen wäre. So aber hieß es: ausharren und arbeiten! Und dann — die Leidenschaft für ein so hochgebornes Fräulein — das war ja schon an und für sich die offenbare Tollheit. Gleich und gleich, so schickt sich's und so will's die Natur; dem Förstersohn eine Försterstochter — ein braves, gutes Mädchen, das ihm allzeit ein treues, gehorsames Weib gewesen war und nach manchen Jahren einer friedlichen Ehe zuletzt zwei Kinder

geboren hatte, auf die ein Fürst stolz sein konnte. Fräulein Charlotte hatte nicht geheirathet. Nun, das war am Ende auch nicht zu verwundern. Wo hätte sie ihresgleichen auf Erden gefunden!

Herr Gutmann war so in's Träumen gerathen, daß er ordentlich zusammenschrak, als er sich plötzlich auf dem Belvedere — einem der schönsten Punkte des Gartens, von dem man die weiteste Aussicht in die Gegend hatte — dem Freiherrn gegenüber fand.

Des Freiherrn schönes Gesicht trug heute Morgen nicht den Ausdruck einer milden, sorglosen Heiterkeit, durch welchen es sich sonst auszeichnete. Er saß an einem steinernen Gartentischchen und starrte mit düsteren Augen in einen Brief, den vor einer Stunde der Postbote gebracht hatte. Da er den Schritt des Herankommenden überhört hatte, so fuhr auch er ein wenig zusammen, als er, den Kopf mit einem Seufzer emporrichtend, plötzlich den Förster vor sich stehen sah.

„Guten Morgen, alter Freund," sagte er, „du kommst gerade zur rechten Zeit. Hast mir ja schon so manchen guten Rath in diesem Leben gegeben. Nun rathe auch hier und vorher lies einmal."

Bei diesen Worten reichte er dem Angekommenen den Brief hin und deutete zugleich auf einen Stuhl auf der andern Seite des Tisches.

„Setz' dich," sagte er, „und lies mit Bedacht. Die Sache pressirt nicht eben, aber sie will wohlerwogen sein."

Der Freiherr stand auf und fing an, mit langsamen Schritten auf dem Belvedere hin- und herzugehen. Der Förster setzte sich und las.

Der Brief war von dem Director des Gymnasiums in der Residenz, bei welchem sich Henri zugleich in Pension

befand. Nach einer umständlichen Einleitung, in welcher der würdige Pädagog sich des Weiteren über seine Erziehungsmethode und die trefflichen Resultate, die er mit derselben bis jetzt noch immer erzielt habe, ausgelassen hatte, fuhr er fort:

„Leider sehe ich mich zu dem Geständniß gezwungen, daß ich mich bei Ihrem Sohne eines gleichen Erfolges nicht rühmen kann. Seine nicht unbedeutenden intellectuellen Fähigkeiten würden ihn auf dem wissenschaftlichen Gebiete Vortreffliches leisten lassen, wenn die Lebhaftigkeit seines Naturells ihm ein stetiges Arbeiten — ich muß es leider sagen — nicht geradezu unmöglich machte. Ich sowohl, als meine Herren Collegen, die sämmtlich dem so glücklich beanlagten, liebenswürdigen Knaben herzlich gewogen sind, wir Alle haben uns die äußerste Mühe gegeben, ihm für diese oder jene Disciplin ein lebhaftes Interesse einzuflößen. Der Schnelligkeit und Gewandtheit, mit welcher er alles Neue erfaßt und anfaßt, gleicht nichts als der Ueberdruß, mit welchem er Alles, sobald der erste Reiz des Neuen verflogen ist, aus der Hand wirft. So kommt es, daß er hinter Schülern zurückbleibt und zurückbleiben muß, die er sonst weit überholen würde.

Indessen können wir uns über diese Uebelstände, da sie nur die Geduld der Lehrer in erhöhten Anspruch nehmen und sonst Niemandem geradezu schaden, wegsetzen, wenn wir wenigstens in moralischer Hinsicht mit Henri zufrieden sein dürften. Wir sind es — ich bin Ihnen die gewissenhafteste Offenherzigkeit schuldig, Herr Baron — weniger als je. Sein leichter Sinn, den ich bis dahin immer vertheidigt habe, ist in letzterer Zeit in einen entschiedenen Leichtsinn, ja in eine beklagenswerthe Leichtfertigkeit umgeschlagen. Weder seine Mitschüler noch seine

Lehrer sind auch nur eine Stunde vor seinen Streichen sicher, die beiweitem nicht immer den Charakter der Harmlosigkeit tragen. Erst gestern — und dies ist der eigentliche Grund meines diesmaligen Schreibens — erst gestern, am letzten Tage vor den großen Ferien, hat er sich in Gegenwart der ganzen Classe eines Betragens gegen einen seiner Lehrer — einen ausgezeichneten Pädagogen und vorzüglichen Gelehrten — schuldig gemacht, das die Grenzen dessen, was allenfalls übersehen und verziehen werden kann, durchaus überschreitet, und — ich schreibe dies mit schwerem Herzen — seine sofortige Entfernung von der Anstalt nöthig machen wird."

Der Director schloß mit der Bitte an den Freiherrn, entweder selbst in die Residenz kommen, oder dann wenigstens schriftlich bestimmen zu wollen, was mit Henri, nachdem er seine Carcerstrafe, die ihm nicht geschenkt werden könne, überstanden habe, geschehen solle.

„Nun, was sagst du, was räthst du?" rief der Freiherr, als der Förster zu Ende gelesen hatte.

„Da ist schwer zu rathen, gnädiger Herr," erwiderte der Förster, indem er den Brief auf den Tisch legte und mit der flachen Hand leise darüber hinstrich. „Die gelehrten Herren mögen es thöricht genug angefangen und Henri wird es ja auch wohl darauf angelegt haben. Ja, ich glaube, daß unser junges Herrchen ganz gut weiß, was es will."

„O ja," rief der Freiherr, „ich weiß aber auch, was ich will. Ich will ihm seine Narrenspossen austreiben. Soldat — das fehlte mir noch! Ei, Fritz, wir Beide sind Soldat gewesen, und ich glaube, keine schlechten. Wenn es ernstlich gilt, so würden wir uns heute nicht weniger brav halten, als vor dreißig Jahren, und wir wären gewiß

die Letzten, die ihre Jungen dem Dienst des Vaterlandes vorenthalten wollten. Aber ein Soldat im Frieden! So ein adeliges Bürschchen, das die besten Jahre, die Jahre, in denen der Mensch den soliden Grund für seine ganze künftige Existenz legen muß, auf dem Paradeplatze und im Ballsaale vertrödelt und vertändelt, das in allen ehrlichen Künsten klein und nur im Nichtsthun groß ist und sich noch etwas dabei dünkt, daß er nicht arbeitet und nicht arbeiten kann wie andere ehrliche Leute — sieh', Fritz, der Gedanke regt mir die Galle auf, und ich sage dir, der Junge soll nicht Soldat werden und wenn ich ihn —"

Der Freiherr beendigte seinen Satz nicht. Er ging mit großen Schritten auf und ab, offenbar bemüht, seine Bewegung zu meistern. Nach einer kleinen Weile blieb er, die Hände auf dem Rücken, vor dem Förster stehen und sagte in ruhigerem Tone:

„Du hast mich oft meines Leichtsinns wegen gescholten; ich weiß, daß du immer Recht gehabt hast, auch wo ich es nicht Wort haben wollte. Ich kenne mich besser, als ich mir oft den Anschein gebe, und so glaube ich auch Henri's Natur ziemlich gut zu verstehen. Aber eben deshalb möchte ich seinen Fuß vor den Steinen bewahren, über die ich oft genug gestrauchelt und auch wohl manchmal gefallen bin. Welchen Vortheil hätten wir von unsern Thorheiten, wenn unsere Kinder den ganzen Cursus wieder durchmachen müssen! In ihnen ein reineres und edleres Leben zu leben, als wir selbst es vermochten — das ist doch schließlich unsere letzte und unsere beste Hoffnung. Du, alter Freund, darfst in dieser Beziehung zufrieden sein. Ja, wenn ich dich um etwas beneiden könnte, so wäre es um das sichere Vertrauen, mit dem du der Entwickelung deines Walter entgegensehen

kannst. Das ist ein Junge, wie ich ihn mir immer gewünscht habe, gescheit und brav, treu und wacker, und dabei so bescheiden, daß er roth wird, wenn er doch nun einmal gar nicht umhin kann, zu zeigen, wie tüchtig er ist. An dem wirst du deine Freude haben."

„Ja, ja," sagte der Förster, den dies reichliche Lob seines Sohnes, der doch am Ende sein Fleisch und Blut und also ein Stück von ihm selbst war, ganz verlegen machte, „ja, ja, er ist ein braver Bursch, der Walter, und ich freue mich gewiß, daß er so gut einschlägt, wenn ich mich auch manchmal nicht so recht in ihn finden kann. Manchmal fürchte ich fast, es wird doch sein Lebtag kein ordentlicher Förster aus ihm. Ich glaube, sein Auge ist nicht scharf; er schießt nicht besonders, ich hätte mich als zehnjähriger Bube geschämt, so zu schießen. Und dann hat er ja gewiß den Wald lieb, aber nicht, wie ein Försterjunge, der einmal ein Förster werden will, sondern — ja, das läßt sich schwer sagen, wie."

Der Freiherr lachte und sagte:

„Ueber uns thörichte Menschen, die wir nicht zufrieden sind, das Gute zu wollen, es sei in welcher Gestalt auch immer, sondern die wir es durchaus in der uns bequemsten Form, in der Form, an die wir nun einmal gewöhnt sind, wollen. Andere Zeiten, andere Sitten, andere Vögel, andere Weisen! Was ist es denn nun, wenn dein Walter kein so excellenter Forstmann wird, wie sein Vater ist und sein Großvater war, und jedenfalls noch eine lange Reihenfolge von Gutmännern, deren Andenken die Geschichte nicht aufbewahrt hat, gewesen sind? So wird er eben etwas Anderes. Und da will ich dir auch sagen, wie der Junge den Wald ansieht. Wie du ihn selber oft genug ansiehst, wenn dein Tagewerk vollbracht ist, wie ein

Poet. Du hast mir neulich seine Schulaufsätze gebracht, weil ich sehen wollte, ob sich etwas Bestimmtes in dem Jungen herausbildet. Es ist wenig daran zu sehen, wenn nicht das Eine, daß ihm die Sonne bis in's Herz hineinscheint. Mir ist, als ich die Hefte durchblätterte, der Gedanke gekommen, ob in deinem Walter die Poesie, die euch Allen in den Gliedern liegt, nicht einmal zum Durchbruch kommen sollte; ob unter all diesen Träumern, Knittelversmachern — du warst früher stark in Knittelversen, Fritz, — unter all diesen phantastischen Menschen nicht einmal ein wirklicher Poet sein sollte. Ich habe die Hefte Charlotten gezeigt, und sie ist, ohne daß ich ihr ein Wort gesagt hätte, auf denselben Gedanken gekommen."

„Ja," sagte der Förster, „mir ist dergleichen auch wohl schon durch den Kopf gegangen; er hat manchmal so hübsche Worte, der Junge, wie — wie wenn ein Stern am Himmel aufblinkt; aber ich habe immer gedacht, es sei dabei doch kein rechter Segen für einen Försterburschen, und so habe ich ihn denn, mit schwerem Herzen freilich, jetzt aus der Schule genommen."

Der Freiherr hatte das Gewehr des Försters ergriffen, nach dem Schloß gesehen, die Versicherung auf- und zugedreht, es an die Wange gelegt und mehrmals mit großer Sorgsamkeit in den blauen Himmel gezielt; plötzlich stellte er mit einer energischen Wendung das Gewehr fort, trat dicht vor den Förster hin und sagte:

„Du mußt mir den Jungen lassen, Fritz. Es ist das immer ein Lieblingsgedanke von mir gewesen, und jetzt ist der Moment, ihn zur Ausführung zu bringen. Ich will ihn dir nicht rauben; ich will nur die Erlaubniß haben, ihn studiren lassen zu dürfen und weiter für ihn zu sorgen,

bis er dich und mich nicht mehr braucht. Die Erlaubniß aber mußt du mir geben. Sperr' dich nicht, Fritz! Ich bin dir im Laufe unseres Lebens so viel schuldig geworden, daß dies höchstens die Zinsen vom Kapital sind. Und dann — wenn ich jetzt so auf die Ausführung dieses Projectes dringe, so habe ich natürlich meine sehr egoistischen Absichten dabei. Henri auf ein drittes Gymnasium zu bringen, ist verlorene Zeit und Mühe; er würde es dort gerade so treiben, wie bisher. Ich muß ihn wieder nehmen, natürlich nicht in mein Haus. Doctor Urban trägt sich schon lange mit dem Gedanken, so eine Art von ländlicher Akademie zu errichten, und er ist, wir mögen sonst sagen was wir wollen, ganz der Mann dazu: gelehrt, energisch und klug genug. Gut, er mag mit unseren beiden Buben den Anfang machen. Henri's dumme Streiche verpuffen hier in der freien Landluft unschädlich, und dein Junge kommt in den Wissenschaften weiter, ohne den Duft der Schulstube, der ihm so verhaßt ist. Was sagst du, Fritz?"

Der Freiherr legte dem Förster beide Hände auf die Schultern und blickte ihn mit den immer noch schönen braunen Augen so gütig und so froh an, daß Fritz Gutmann mit Freuden sein Leben zum dritten Mal für den geliebten Herrn in die Schanze geschlagen hätte; aber dann dachte er an die bleiche, bekümmerte Gestalt, die gestern Abend neben ihm auf der Bank vor seiner Hausthür gesessen hatte, und an den düstern Knaben mit den großen, scheuen Augen, und er sagte:

„Ich weiß Ihre Güte zu schätzen, gnädiger Herr, gewiß und wahrhaftig, und wenn aus meinem Walter etwas Besseres würde, als seine Väter gewesen sind, so wären damit ja nur meine heißesten Wünsche erfüllt. Aber —"

„Was aber!“ sagte der Freiherr mit einiger Ungeduld.

„Ich weiß Jemand, der noch ein gut Theil geeigneter wäre, unseres Junkerleins Kamerad zu sein,“ sagte der Förster entschlossen.

„Und der wäre?“ fragte der Freiherr.

Der Förster faßte sich ein Herz und erzählte von Leo, und wie Jeder, der den Knaben gesehen, behaupte, daß, wenn er nur die Mittel hätte, weiter zu kommen, etwas ganz Außerordentliches aus ihm werden müsse. — Und weil er nun doch einmal im Zuge war, erzählte er auch weiter, um was ihn sein Bruder gebeten habe, und wie der Anton hoffe, der Freiherr werde zu seiner Bitte nicht Nein sagen.

Der Freiherr hatte, nicht ohne lebhafte Zeichen von Ungeduld, dem Förster zugehört. Jetzt sagte er:

„Aber Fritz, das geht doch nicht, und du weißt doch eben so gut wie ich, daß es nicht geht. Warum also quälst du dich und mich mit dergleichen!“

„Bruder bleibt Bruder,“ murmelte der Förster, „man thut und spricht für den Bruder, was man um Alles in der Welt nicht für sich selbst thun und sprechen möchte.“

„Armer, guter Kerl,“ sagte der Freiherr. „Was hast du dieses Bruders halber nicht schon Alles gelitten, und das geht nun immer so fort! Wir waren so froh, daß wir den Schwärmgeist in Tuchheim endlich zur Ruhe gebracht hatten, nachdem er auf tausenderlei Weise bewiesen, daß er mit der Welt nicht fertig werden konnte. In seinem kleinen Hause mit Frau und Kind war es schließlich doch besser als in dem Schuldthurm, aus dem wir ihn zuletzt erlöst hatten. So sagt er selbst; die Freude hat nicht lange gedauert; die Frau starb. Er hatte bis dahin den Trost gehabt, sich einzubilden, er bliebe nur der Frau halber, die ja auch wirklich nicht weg wollte, in dem Dorfe.

Jetzt sah er, daß er mittlerweile zu alt und zu kränklich und in jeder Beziehung zu hülflos geworden war. Das hat er uns nie vergeben können. Aber ihn jetzt hierher nach Tuchheim nehmen, den krausen, unklaren Menschen, mit dem ich mich schon, als wir noch Jungen waren, nicht habe vertragen können — wie du dich nicht mit dem General vertragen konntest, weißt du noch? — nein, das kann er von mir nicht verlangen. Ich will ihm herzlich gerne seine kleine Pension verdoppeln, wenn er —"

Der Freiherr schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn:

„Aber mein Gott," rief er, was quälen wir uns denn über eine so einfache Sache. Es ist ja klar, daß Anton die Stelle hier nur haben will, um besser für den Leo sorgen zu können, und daß er von dem Wunsche, der mich in eine solche Verlegenheit setzt, sofort zurücktreten würde, wenn er des Knaben Zukunft gesichert sähe. Nun, und wenn der Junge wirklich etwas so Außergewöhnliches zu werden verspricht — und gescheit sieht er aus, das muß man ihm lassen — so ist es ja geradezu Pflicht, dafür zu sorgen, daß so ein volles Korn in den rechten Boden kommt. So nehme ich die beiden Jungen, da ich schon sehe, daß ich den Walter nicht ohne den Leo haben kann. Und übrigens lernen und erziehen sich drei Jungen so viel besser als zwei, daß der Profit immer noch auf meiner Seite ist. So mußt du das auch dem Anton darstellen; man muß ja immer scheinen, sich selbst einen Gefallen zu thun, wenn man ihn am Zopfe aus dem Wasser zieht. Und nun, Fritz, ist die Sache abgemacht. Wir haben uns noch über Alles im Leben geeinigt, und so werden wir in diesem wichtigen Falle nicht auseinandergehen. — Was bringt denn der da?"

„Mit einem expressen Boten," sagte der herantretende Bediente, welcher dem Freiherrn einen Brief überreichte.

„Es scheint, daß heute der Tag der Ueberraschungen ist," murmelte der Freiherr, den Brief, dessen Aufschrift von der Hand seines Bruders, des Generals, war, erbrechend.

„Nun, das ist nicht übel," murmelte er, während er das Blatt mit den Augen überflog. „Das große Manöver, das in vierzehn Tagen seinen Anfang nimmt, wird sich bis in unsere Gegend hinaufziehen — coupirtes Terrain — günstig für combinirte Gefechtsformen — der König und der Kronprinz kommen — der König hofft, bei seinem alten Freunde auf zwei oder drei Tage vorsprechen zu können. Das heißt, ich soll schleunigst um die Gnade nachkommen, ihn bewirthen zu dürfen," rief der Freiherr, halb ärgerlich und halb lachend. „Wie findest du das, Fritz? Da müssen wir doch gleich zu Charlotte. Komm' mit herein, Fritz. Du darfst in dem Kriegsrath nicht fehlen."

Und die beiden Männer verließen die Terrasse, sich nach dem Schlosse zu begeben. Die neue, unerwartete und dem Freiherrn keineswegs sehr erwünschte Nachricht hatte vorläufig alle anderen Interessen in den Hintergrund gedrängt.

Viertes Capitel.

Es war in der ersten Morgenfrühe desselben Tages, als Anton Gutmann in der Giebelstube seines Häuschens an das Bett Leo's trat. Er legte ein Bündelchen, das er in ein baumwollenes Taschentuch geschlagen hatte, und Mütze und Stock auf den Tisch und weckte sanft den Schläfer, der die dunklen, schlafumflorten Augen aufschlug und mit einem leeren Blick auf den Vater starrte.

„Ich wollte dir Lebewohl sagen, Leo."

Er hatte ihm gestern, als sie von der Försterei durch den Wald gingen, mitgetheilt, daß er am nächsten Morgen in die Stadt müsse — zum Herrn Landrath; er werde einen, vielleicht zwei, drei Tage ausbleiben, Leo solle indessen zum Onkel gehen; es sei schon mit dem Onkel verabredet. Auf das Alles hatte der Knabe, der mit seinen Gedanken vollauf beschäftigt gewesen wor, wenig geachtet, und jetzt war er noch so müde.

„Leb' wohl," murmelte er, während sich die Augen schon wieder schlossen und der Kopf sich auf die Seite neigte.

Anton Gutmann seufzte tief. Er strich mit leiser Hand dem Schlummernden das Haar aus der heißen Stirn, beugte sich über ihn und küßte ihn auf die Stirn. Dann nahm er sein Päckchen, griff nach Stock und Mütze,

schlich auf den Zehen nach der Thür, warf von dort noch einen langen, traurigen Blick nach dem Schläfer und drückte sich hinaus.

Die Purpurstreifen, welche die Morgenröthe an die weiße Wand gemalt hatte, erblaßten allmälig; heller und heller wurde es in der Kammer; die Sonne, die über den Waldrand heraufstieg, sendete ihre ersten horizontalen Strahlen durch das weinlaubumrankte Fensterchen und weckte den Schläfer. Er richtete sich empor. Hatte es ihm nur geträumt? War der Vater nicht hier gewesen und hatte ihm Lebewohl gesagt? Lebewohl auf einen Tag, auf zwei, drei Tage? Er sollte allein sein, frei sein, zum erstenmal in seinem Leben, frei zu schlafen oder zu wachen, zu kommen oder zu gehen — das war ein Fest, das gefeiert werden mußte!

Mit einem Sprunge war der Knabe aus dem Bette und begann sich mit vor freudiger Aufregung zitternden Händen anzukleiden, ja er fing an zu singen; aber gleich nach den ersten Tönen schwieg er, er hatte nie gesungen und seine eigene Stimme klang ihm unheimlich fremd.

Wenn der Vater doch nicht fort wäre — wenn er plötzlich den Kopf zur Thür hereinstreckte, verwundert, ärgerlich über den ungewohnten frühen Lärm!

Der Knabe öffnete behutsam die Kammerthür und lauschte hinaus. Die alte Katze schlüpfte durch die Spalte und strich miauend um seine Beine; sonst war Alles still.

Er ging auf den Zehen über den niedrigen Boden, in welchem noch die schwüle, dumpfe Luft des vergangenen Tages lag, und stieg vorsichtig die knarrenden Stufen der morschen Treppe hinab. Die Thüren unten in dem kleinen Hausflur, rechts in die trostlos leere Küche, links in des Vaters dürftig ausgestattetes Zimmer, standen auf. Der

Vater war wirklich fort. Der Knabe athmete tief, kehrte mit etwas erleichtertem Herzen in sein Kämmerchen zurück und setzte sich an den Tisch am Fenster, an welchem er viele Stunden des Tages über seiner Arbeit saß, manchmal den ganzen Tag lang.

Was sollte er anders thun, als arbeiten?

So lange er zurückdenken konnte, hatte er nichts gethan, als gearbeitet. Wenn die Dorfkinder auf der Gasse spielten oder singend aus dem Walde kamen, hatte er gesessen und Vocabeln gelernt, Exercitien gemacht oder doch wenigstens in seinen Geschichtsbüchern gelesen. Er konnte so wenig spielen, als singen. Der Vater hatte es ihm so früh verleidet. Dumme Jungen spielen, hatte der Vater gesagt; kluge arbeiten, damit sie reich und mächtig werden und das Gesindel — dabei hatte er verächtlich auf die sich balgenden Dorfkinder gewiesen — beherrschen, es wie eine Schafheerde vor sich hertreiben können.

„Du bist doch auch klug und hast so viel gelernt, Vater," hatte der Knabe gefragt, „warum bist du denn so arm, daß wir oft kaum Brot haben, uns satt zu essen?" — „Ich habe Unglück gehabt," hatte der Vater murmelnd geantwortet, „ich bin auch nicht klug genug gewesen, hatte auch nicht genug gelernt. Du aber, Leo, du mußt klug werden, klüger als alle andern Menschen, dann wirst du auch mächtiger als alle andern Menschen sein."

Wie des Knaben Herz brannte, wenn diese und ähnliche Worte wie Feuerflocken in seine Seele fielen! Sollte das Wissen wirklich das Zauberwort sein, auf das sich die kahle Felswand öffnet zu den weiten Sälen, in denen es von Gold und Edelgestein glänzt und funkelt? Sollte in den lateinischen Vocabeln eine Kraft stecken, die eine niedrige, strohgedeckte Hütte in einen stolzen Palast um-

wandeln kann — einen Palast, von dessen breiter Marmortreppe der Königssohn herabschreitet, die Schaar der Bauernknaben gnädiglich aufzuheben, die an der untersten Stufe ehrfurchtsvoll auf den Knieen liegt? Das waren kindische Träume, über die der zum Jüngling heranwachsende Knabe lächelte.

Solche Zaubermacht hat das Wissen nicht; aber eine andere, die vielleicht nicht minder groß ist. Ueberredung ist auch Macht. Keine andere stand den Propheten des alten Testaments zu Gebote, und doch vermochten sie oft das ganze Volk nach ihren Absichten zu lenken; und der Herr selbst hat nichts gehabt als sein Wort, und doch hat das Wort die halbe Welt bezwungen und wird die ganze noch dereinst bezwingen. O, wie des Knaben Stirn glühte bei diesem Gedanken! Ein Prediger zu sein des Herrn, und hinauszuziehen in alle Lande, zu verkünden seine Lehre, die Lehre von der Freude, von dem Frieden, dem ewigen Frieden, dem eine ganze Welt voll schöner, unschuldiger Menschen lächelnd huldigt.

Und der Knabe versenkt sich immer tiefer in diesen Gedanken. Was er thut, ist nur ein Mittel zu dem großen Zweck. Er fastet und hungert, denn der Prediger in der Wüste darf nicht fragen: was werde ich essen oder trinken; er schläft oft auf dem harten Boden, denn des Menschen Sohn hatte auch nicht, wo er sein Haupt hinlegte; er zwingt sich, halbe, ganze Nächte hindurch zu wachen, denn die Stunde auf dem Oelberg wird auch für ihn kommen, die Stunde, wo er für die Wahrheit seiner Lehre wird zeugen müssen, wo er wird beweisen müssen, daß er die Menschen, seine Brüder, ebenso und mehr geliebt hat, als sich selbst.

Die Menschen, seine Brüder! Er hat nie einen

Bruder, nie eine Schwester gehabt; seine Mutter hat er kaum gekannt. Und seinen Vater — liebt er den? Liebt denn der Vater ihn? Wodurch beweist er es? Ist er je so freundlich zu mir, wie der Onkel es stets gegen seine Kinder, ja selbst gegen mich ist? Weiß ich es nicht noch recht wohl, wie er mich früher geschlagen, ja mit Füßen getreten hat, wenn ich meine Lection nicht ohne Anstoß hersagen konnte? Ist er nicht stets verdrießlich, mürrisch, launisch? Kann ich ihm je das Mindeste recht machen? Beobachtet er mich nicht überall? Lauert mir auf Schritt und Tritt auf? Was kann ich dafür, daß er so viel Unglück gehabt hat? Es ist seine eigene Schuld gewesen; sagt er doch selbst, Niemand sei arm und elend ohne eigene Schuld. Warum ist er arm und elend und macht mich mit elend? Nun, heute wenigstens, vielleicht auf ein paar Tage, bin ich allein — und frei und frei —

Und wieder versuchte der Knabe zu singen, und wieder schwieg er nach den ersten Tönen, erschrocken vor der eigenen Stimme. Er schlug seine lateinische Grammatik auf und begann, die Seite mit der Hand zudeckend, sich selbst seine Lection von gestern zu überhören. Es fehlte ihm auch nicht ein Wort; er lächelte stolz und zufrieden, und vertiefte sich in seine Arbeit.

Aber die Sonne störte ihn; sie kam auf seinen Tisch und schien auf das Blatt; er rückte weiter; die Sonne kam ihm nach. Unwillig klappte er das Buch zu.

Draußen lag der goldene Schein so warm auf den Wiesen und auf dem Waldrande, über dem ein Raubvogel seine Kreise zog. Der Knabe stützte den Kopf in die Hand und schaute hinaus. Und wie er so schaute, ergriff ihn stärker und stärker eine Empfindung, die er schon öfter gehabt, wenn er Vögel im Fluge beobachtet hatte, als

könne er auch fliegen, hoch, hoch über der Erde, ja über den Wolken in den Himmel hinein.

Es litt ihn nicht mehr in der Kammer; in der nächsten Minute war er die Treppe hinab, hinten zum Häuschen hinaus auf der Wiese und eilte dem Walde zu.

Wie schattig und kühl war es im Walde. Oben in den breiten Kronen der Buchen und Eichen spielte der Morgensonnenschein; aber nur hie und da drang ein Strahl bis unten auf den moosigen Grund. Es war ganz still; nur manchmal knackte es rechts oder links im Dickicht unter den leichten Tritten eines Rehes, das der frühe Wanderer aufgeschreckt hatte; zuweilen ging ein Rauschen durch die Wipfel, das aus den Tiefen des Forstes zu kommen schien und raunend und flüsternd in der Ferne erstarb.

Leo war noch nie so früh im Walde gewesen; der neue Eindruck entzückte seine empfängliche Seele. Er genoß zum ersten Male in seinem Leben das Gefühl vollkommener Freiheit; aber alsbald störte die Seligkeit, der er sich kaum überlassen hatte, der traurige Gedanke, daß er allein sei, daß er Niemanden habe, mit dem er sein Glück theilen könnte. Zwar Walter liebte ihn gewiß und er seinerseits hatte Waltern ja auch recht gern; Walter hörte wohl zu, wenn er von seinen Plänen, von seiner Zukunft sprach, aber das war auch Alles. Das rechte Verständniß für das, was ihn interessirte, hatte Walter doch nicht. Wie oft hatte er das schmerzlich empfunden; noch gestern Abend, als er von seiner Absicht sprach, als Missionär in die weite Welt zu gehen, und Walter behauptete, sich nicht von seinem Walde trennen zu können. Silvia? — Des Knaben Lippe krümmte sich verächtlich, als er den Namen seiner Cousine laut ausgesprochen hatte.

Sie hatte ihn einen Bettler gescholten, das stolze, trotzige, wilde Ding; er hatte ein gutes Gedächtniß und wußte, daß er ihr das nicht vergessen würde. Einen Bettler, ihn! Wann hätte er je gebettelt? Je einen Menschen um ein Stück Brot, ja nur um ein freundlich Wort gebeten, so oft er auch schon im Leben nach Brot verlangt und nach Liebe gehungert hatte? Und doch! War er nicht im Begriffe, die Gastfreundschaft des Försterhauses in Anspruch zu nehmen? Sollte er zurückkehren in seine einsame Kammer, zu der Gesellschaft seiner Katze, die heute Morgen schon vor Hunger geschrieen hatte?

Wie allein sich der arme Knabe fühlte! Wie allein, und wie verlassen und unglücklich? Wohin war nun die ambrosische Schönheit des Morgens geflohen? Wie war der helle Sonnenschein so falb geworden! Wie ahnungsreich und schwermuthsvoll rauschte es nun in den Bäumen! Allein und verlassen!

So irrte er weiter und immer weiter, stundenlang querwaldein, zuletzt unter den Wipfeln mächtiger Tannen, deren herabgefallene, vertrocknete Nadeln den unebenen, mit Steingeröll überdeckten Boden noch weniger gangbar machten. An manchen Stellen war die Erde von Wasser durchsickert, das hie und da ein Rinnsal bildete. Mit dem Raunen des Windes in den Wipfeln vermischte sich ein stärkeres, gleichmäßiges Rauschen; es kam von dem Waldbach, der, oben im Gebirge entspringend, hier auf den letzten Terrassen der Vorberge dem nahen Flusse in der Ebene ein bedeutendes Wasser zuführte.

Unwillkürlich lenkte Leo seine Schritte dem Bache zu. Er wußte nicht, wie lange er bereits in dem Walde war, aber er fühlte sich müde, hungrig und durstig. Auch konnte ihm der Lauf des Baches, der, wie er wußte, nicht weit

von dem Försterhause aus dem Walde in die Wiesen trat, als Führer in der pfadlosen Wildniß dienen.

In dem Maße als das Rauschen lauter und lauter ertönte, bedeckte sich der Boden mit immer größeren Felsblöcken, zwischen denen der Knabe mühsam hinabklomm. Auf einmal, ehe er es sich versah, stand er, aus den dichten Stämmen heraustretend, unmittelbar über dem Bache.

Es war ein prächtiger Anblick. Von einer Felsentreppe kam das Wasser in mächtigen Sprüngen herabgestürzt, hier in glatter Masse über eine breite Stufe schießend, dort zwischen großen Steinen gewaltsam zusammengepreßt in kühneren Bogen hervorbrechend, strudelnd, wirbelnd, kochend, zu Schaum zerspritzend, unter beständigem, in solcher Nähe fast betäubendem Brausen, Rauschen und Donnern.

Leo hatte diesen Ort noch nie betreten, obwohl er in der Familie seines Onkels oft schon von den Wasserfällen hatte sprechen hören. Wäre er weniger hungrig und durstig gewesen, würde ihn das herrliche Schauspiel wohl angezogen haben; aber jetzt machte ihn das starke Geräusch, das seine überreizten Nerven allzusehr erschütterte, nur noch ungeduldiger. Er wollte trinken, aber da, wo er stand, war das Ufer viel zu steil, als daß man bis zum Wasser hätte hinabgelangen können. So kletterte er denn an den Felsen weiter, bald unmittelbar über dem Bache, bald, wo der Absturz allzu jäh war, genöthigt, sich wieder in den Wald zu wenden und dort zwischen den dichten Stämmen über die knorrigen Wurzeln, die wie Polypenarme die moosigen Blöcke umklammert hielten, sich einen mühsamen Weg zu bahnen.

Dann ging es mäliger hinab und es war möglich, den Uferrand zu gewinnen.

Uralte Bäume umragten eine kleine Bucht, die mit chaotisch übereinandergewirrten, von dichtem Moos und riesigen Farrenkräutern ganz übersponnenen Felsblöcken angefüllt war. Zwischen den Blöcken waren kleinere und größere Höhlen, von denen manche mehreren Menschen zugleich vor einem plötzlichen Ungewitter einen sichern Zufluchtsort gar wohl gewähren mochten. Zwischen dieser Stelle und dem gegenüberliegenden Ufer, das viel sanfter zum Wasser hinabstieg, hatte der Bach ein kleines Bassin gebildet, dessen spiegelklare, friedliche Fläche mit dem brausenden Ungestüm der oberen Katarakte gar anmuthig contrastirte. Nach unten zu wurde das Bassin durch einen Felsenriegel begrenzt, der ursprünglich diese Aufstauung der Gewässer bewirkt hatte, und über den sie jetzt, wie über ein natürliches Wehr, in fast gleichmäßiger Stärke mehrere Fuß herabfielen. Die Kühle des Ortes, das durch die hohen Bäume gedämpfte Licht, das gleichmäßige, hier weniger betäubende Rauschen des Wassers, die unendliche Einsamkeit und Abgeschlossenheit — das Alles stimmte so wunderbar zusammen, daß Leo sich wie von einem Zauber berührt fühlte. Er warf sich zwischen den Felsen auf den moosigen Grund, stützte den Kopf in die Hand und blickte auf die kaum bewegte Fläche des Wassers und nach dem gegenüberliegenden Ufer, wo auf dem glatten Sande, den die Strömung dort hingespült hatte, schlanke Bachstelzen ihr zierliches Wesen trieben.

In dieser Einsamkeit fühlte sich der Knabe noch einsamer und verlassener, aber nicht mehr so unglücklich als vorher. Auch der Hunger war jetzt, nachdem er seinen Durst gestillt hatte, nicht mehr so nagend. Eine große, allgemeine Erschöpfung, die aber nichts Beängstigendes hatte, ergriff ihn; er fühlte sich müde, todtmüde. Er hätte

einschlafen mögen, um nicht wieder aufzuwachen. Wer würde ihn vermissen? Vielleicht würde man seinen Leichnam ein paar Tage hindurch suchen, und sich dann, wenn man nichts fand, beruhigen, als sei eben nichts geschehen. Wer kümmerte sich denn um ihn?

Und seine großen Pläne? Die sollten nun alle bloße Träume gewesen sein? Er sollte nicht die fremden Länder sehen mit den seltsamen Menschen, den ungeheuerlichen Pflanzen und wunderlichen Thieren? Und Papst und Jesuiten-General — das waren Alles kindische Wünsche, Visionen eines armen Bettlerknaben, der tief im einsamen Walde vor Erschöpfung und Hunger umkommt?

Solche Gedanken zogen durch des Knaben überreiztes Gehirn; bald aber mischten sich in die wachen Gedanken wunderliche traumhafte Gebilde. Er sah sich inmitten eines prachtvollen Saales, von dessen Marmorwänden die Lichter eines großen Kronleuchters blitzend zurückgeworfen wurden, an einer großen runden Tafel, die mit den herrlichsten Schüsseln voll der leckersten Speisen bedeckt war. Er war nicht allein; eine Menge Männer in den prächtigsten Kleidern saßen um den Tisch; er kannte die Männer nicht, konnte auch ihre Gesichter kaum unterscheiden, mit Ausnahme des Einen, der zu seiner Linken saß, eines jungen Mannes mit blauen, übermüthigen Augen und hoher, weißer Stirn, vor dem sich Alle ehrfurchtsvoll neigten, der sich aber mit Niemandem beschäftigte, als mit ihm, und nicht müde wurde, seinen Teller zu füllen mit Kuchen und Früchten und wieder Kuchen und Früchten, bis der Teller nichts mehr fassen konnte und der junge Mann mit den übermüthigen Augen übermüthig zu lachen anfing und plötzlich in die Hände klatschte: Husch, husch! Und Saal und Tafel und Speisen und Gäste — Alles war verschwunden.

Drüben auf dem flachen, sandigen Ufer stand Silvia. Das Klatschen hatte den Bachstelzen gegolten, die jetzt in wiegendem Fluge über die Fläche zogen. Husch, husch! rief die Kleine noch einmal und hüpfte und lachte. Dann trat sie bis an den äußersten Rand, schaute, sich so weit als möglich vornüberbeugend, hinein, und nickte ihrem nickenden Spiegelbilde zu: „Guten Morgen, Silvia! So ganz allein hier, ohne die Tante, ei, ei! Guten Morgen! Guten Morgen! und nochmals guten Morgen; ich komme zu dir, wart!"

Im Nu hatte sie die Strümpfe und die Schuhe abgestreift. Jetzt ein halber Schritt in das Wasser und dann noch ein halber und dann in einem Sprunge zurück auf den trockenen, warmen Sand. Aber das sonnendurchleuchtete Wasser lockte nun erst recht. Ach, so einmal ohne die lästige Aufsicht der Tante zu baden — wie lange hatte sie das gewünscht! Jetzt war es Zeit, so gut kam die Gelegenheit nicht wieder. Wer sollte sie sehen in dieser Einsamkeit!

Sie stand und lauschte. Eine Holztaube kam vorbeigeschwingt und ließ dann aus der Nähe, wo sie sich niedergelassen hatte, ihren Ruf ertönen. Silvia athmete tief auf. Noch einmal horchte und lauschte sie nach allen Seiten. Still — Alles still — und mit hastigen Händen entkleidete sich das Kind.

Leo hatte sich, als er, aus seinem Halbschlummer erwachend, Silvia erblickte, leise auf die Kniee erhoben. Seine erste Regung war gewesen, sich weiter zwischen die Felsen zu schleichen, dann hatte ihn die Besorgniß, ein Geräusch zu verursachen, und zuletzt eine sonderbare Neugier, die ihm das Blut stürmisch zum Herzen trieb, festgehalten. Erst war es Silvia gewesen, die übermüthige,

ihm verhaßte Silvia, und dann war es nicht mehr Silvia — ein ganz fremdes, unheimliches Geschöpf, dessen weiße, rundliche, halb in das Wasser getauchte Glieder im Sonnenschein glänzten, während sie mit den flachen Händen auf das Wasser klatschte, daß es hoch aufspritzte, und sich dann lachend die Tropfen aus den langen Locken schüttelte.

Eine seltsame Starrheit bemächtigte sich des Knaben. Etwas nie Gefühltes ging in ihm vor. Er kann den Blick nicht von dem lieblichen Schauspiel abwenden, trotzdem ihm eine Stimme im Innern sagt, daß jeder Augenblick, den er länger zögert, ein Verbrechen ist. Ein Schwindel erfaßt ihn, es saust ihm in den Ohren, sein Athem geht schwer; es flimmert ihm vor den Augen; wie hinter einem durchsichtigen Schleier erscheint ihm jetzt die zierliche Gestalt; seine Sinne verwirren sich; mit einer letzten Kraftanstrengung rafft er sich auf; sein Haupt, dem die Mütze entglitten ist, stößt heftig gegen die scharfe Kante des vorspringenden Felsens, unter dem er gekniet hat, und ohne eine Klage auszustoßen, sinkt er ohnmächtig in das weiche Moos.

Fünftes Capitel.

Als er erwachte, sah er das braune Gesicht seines Onkels über sich.

Der Förster hatte sich, als er von dem Schlosse kam, sogleich nach Feldheim begeben, um mit dem Bruder zu sprechen. Zu seinem Leidwesen erfuhr er dort von einem Bauer, der auf dem Felde arbeitete, daß der Doctor — so wurde Anton, der fortwährend in seiner chemischen Küche Getränke kochte und unter andern Herrlichkeiten auch ein Lebens-Elixir erfunden haben wollte, von Allen in der Nachbarschaft genannt — schon vor Tagesanbruch mit einem langen Stock in der Hand und einem rothen Bündelchen unter dem Arm das Dorf verlassen habe. Von Leo wollte Niemand etwas wissen. „Der Junge ist ja wie eine wilde Katze," meinte eine alte Frau in der Nachbarschaft; „wenn es dämmert und dunkel wird, streicht er aus dem Hause; ich wohne schon an die zehn Jahre ihnen gegenüber und weiß noch heutigen Tages kaum, wie er aussieht." — Der Förster beunruhigte sich nicht, als er das Häuschen verschlossen fand und Niemand auf sein Rufen antwortete. Leo hatte sich ohne Zweifel, der Verabredung gemäß, bereits nach dem Försterhause begeben.

Dahin machte sich denn nun auch Fritz Gutmann auf, und er schlug, um schneller nach Hause zu kommen, den-

selben wenig betretenen, ihm freilich wohlbekannten Waldpfad ein, den heute Morgen Leo zuerst gegangen und hernach in seiner schweifenden Laune verlassen hatte. Der Pfad führte direct auf eine Brücke, die man aus ein paar Baumstämmen und daran befestigtem schwankenden Geländer ein paar Schritte unterhalb der Wasserfälle über den Bach geschlagen hatte. Von der Brücke gelangte man über eine schöne Wiese und durch ein Stück Waldland zur Försterei.

Als Fritz Gutmann in die Nähe der Brücke kam, fiel ihm ein, daß er seit längerer Zeit nicht an den Wasserfällen gewesen war. Sie hatten heute Morgen, als er über den Schloßberg ging, so erinnerungsreich zu ihm heraufgegrüßt; es packte ihn plötzlich eine Sehnsucht, die Moosgrotte wieder zu sehen, in welcher er die Fräulein und den kranken jungen Herrn verborgen hatte. Er bog rechts ab und kletterte am Ufer des Baches hin. Drüben auf dem andern Ufer flog etwas Weißes durch die Stämme, als er in die Nähe des Bassins kam; es war der Eindruck aber so flüchtig gewesen, daß selbst sein scharfes, vielgeübtes Auge nicht hatte ausfindig machen können, was es war. Er setzte sich an dem Rande des Bassins auf einen Steinblock, nahm das Gewehr zwischen die Kniee, lehnte den Kopf in die Hand und versank in tiefe Nachdenklichkeit.

Wie eine Melodie, die man nicht wieder los werden kann, wenn sie uns einmal die Seele bewegt hat, verfolgte ihn das Bild der alten Zeit. In dem langen Gespräch mit dem Freiherrn war es ihm immer gewesen, als hörte er die Knabenstimme von damals, und hernach, als die Unterhaltung im Schlosse fortgesetzt wurde, hatte Fräulein Charlotte ein paarmal „lieber Herr Gutmann“ zu ihm gesagt, und das hatte so geklungen, als ob es nicht heute

Morgen, sondern vor dreißig Jahren gesagt worden wäre. — Hier war die Stelle. Auf diesem Steine hat er gesessen in jener Schreckensnacht, und da war Charlotte zu ihm getreten und hatte zu ihm gesagt: Du läßt mich nicht lebend in ihre Hände fallen. Versprich es mir! Und er hatte es ihr versprochen. Das war das erste- und das letztemal im Leben gewesen, daß sie ihn Du genannt hatte; in einem Augenblicke, von dem sie in ihrer Aufregung glaubte, daß es der letzte sein würde. Und wenn es nun der letzte gewesen wäre! für sie und für ihn! Wäre er da nicht gestorben in der Gewißheit, von ihr geliebt zu sein? Mit ihr gestorben? Konnte das ganze spätere Leben die Seligkeit dieses Augenblicks ersetzen?

So saß der Förster, das Gewehr zwischen den Knieen, das Haupt in die Hand gestützt, und sann und sann. In den Wipfeln zu seinen Häupten rauschte es alte vergessene Geschichten; die plätschernden Wasser zu seinen Füßen erzählten von Lenz und Jugend und Sonnenschein — vor dreißig Jahren!

Plötzlich fuhr der Förster jäh aus seinen Träumereien auf. Ein Laut wie das Aechzen eines Sterbenden hatte sein Ohr berührt. Noch einmal, lauter, vernehmlicher hörte er den Klageton; und als er hastig durch das dichte Farrenkraut nach der Stelle, von der das Aechzen kam, hingearbeitet hatte, sah er seines Bruders Sohn mit zerschmettertem Schädel, todt oder sterbend.

Dem Förster stand das Herz still bei diesem furchtbaren Anblick; aber der alte, vielerprobte Mannesmuth verstattete kein müßiges Entsetzen. Und als er mit dem Wasser aus dem Bache das Blut von der Stirn und den Augen des Knaben weggewaschen hatte, athmete er tief auf und etwas wie ein Lächeln flog über das ernste,

wettergebräunte Gesicht. Es war keine Todeswunde, nur eine ganz tüchtige Schramme, die einen starken Blutverlust zur Folge gehabt und so eine Ohnmacht herbeigeführt hatte. Dennoch dauerte es eine geraume Zeit, bis es dem Förster gelang, den noch immer halb Besinnungslosen ganz in's Leben zurückzurufen. Der verständige Mann vermied es, den Verstörten, Bleichen durch vieles Fragen zu belästigen. Er ließ ihn einen tüchtigen Schluck aus seiner Flasche nehmen und ein Stück Brot essen, das er beständig in seiner Jagdtasche bei sich trug. Dann geleitete er ihn auf dem kürzesten Wege zur Försterei, wo Tante Malchen schon über das lange Ausbleiben des Bruders, das sein Lieblingsessen zu gefährden drohte, in große Ungeduld gerathen war.

Leo's bleiches Gesicht und blutige Stirn erregten einiges Erstaunen, das der Förster indessen klug zu beschwichtigen wußte. Er selbst glaubte gern, was Leo ihm noch unterwegs in abgerissenen Worten erzählt hatte, daß er im Walde sich verirrt habe und zuletzt vor Hunger und Müdigkeit umgefallen sei. Und das glaubten natürlich auch die Andern. Silvia machte eine bestürzte Miene, als sie hörte, daß der Vater den Leo an den Wasserfällen gefunden habe. Aber da in der Verwirrung sich Niemand um sie bekümmerte, und ihre langen Locken, noch ehe sie nach Hause kam, wieder trocken gewesen waren, so beruhigte sie sich bald. Uebrigens sprach schon am nächsten Morgen Niemand mehr von Leo's Unfall. Der Förster besonders hatte ganz andere Sorgen. Die Rückkehr des Bruders aus der Stadt verzögerte sich über alle Gebühr. Der brave Mann hatte sich mit seiner lebhaften Phantasie schon alle möglichen Unglücksfälle ausgemalt, die den Kranken, der Unruhe einer Stadt seit Jahren Entwöhnten betroffen haben könnten, und er war am Abend des zweiten Tages

eben im Begriff, anspannen zu lassen und mit dem Knechte nach der Stadt zu fahren, als Anton gänzlich erschöpft, mit Staub bedeckt, hochgerötheten Gesichtes, aus dem eine weiße Nasenspitze gespenstig hervorstarrte, auf dem Försterhofe ankam. Und augenscheinlich war es nicht blos körperliche Hinfälligkeit, was aus diesen düstern, abgespannten Mienen sprach. Der Förster sah sogleich, daß seine Befürchtung eingetroffen und Anton den Zweck seiner Wallfahrt vollkommen verfehlt habe.

Anton war von dem Landrathe, Herrn v. Hey, welcher in dieser Angelegenheit das Decernat hatte, unfreundlich empfangen worden. Herr v. Hey hatte zwar sein Bedauern ausgesprochen, einen Mann in diesem Alter und von dieser Bildung in einer so abhängigen Lage zu sehen, aber auch sogleich hinzugefügt, daß die Regierung mehr als je Ursache habe, nur solche Leute in die Gemeindeämter kommen zu lassen, auf die sie sich unter allen Umständen verlassen könne. Außerdem habe ja die Regierung in diesem Falle nur das Bestätigungs-, nicht das Wahlrecht; dieses sei, wie Supplikant wisse, in den Händen der Gemeinde, oder genauer des Freiherrn v. Tuchheim. Ob er die Stimme des Freiherrn zu haben glaube? Als Anton, im Vertrauen auf die Fürsprache des Bruders, dies bejahen zu können versicherte, hatte der Rath wieder mit den Achseln gezuckt und gemeint, er müsse sich sehr wundern, daß der Freiherr seine Wahl auf keine jüngere und rüstigere Kraft gelenkt habe; ob Supplikant ein ärztliches Zeugniß über eine ausreichende Gesundheit beibringen könne? — Er habe sich darauf, um die Sache schneller zur Entscheidung zu bringen, zu dem ihm schon von früher her bekannten Kreisphysikus begeben und dieser eine sorgfältige Untersuchung mit ihm angestellt.

Als Anton in seiner Erzählung bis hieher gekommen war, schwieg er plötzlich und starrte gesenkten Hauptes düster vor sich auf die Erde. Dann holte er tief Athem und murmelte:

„Es ist aus mit mir, Fritz; es kann sich noch eine Zeit so hinziehen, aber es kann auch sehr bald vorbei sein, sagte der Doctor. Nun, mir ist es recht; ich habe das Leben satt, und wenn ich nur weiß, daß es dem Leo nicht schlechter geht, stürbe ich lieber heute als morgen.“

Der Förster hatte schon seit längerer Zeit für das Leben des Bruders gefürchtet, dennoch erschütterte es ihn sehr, seine Vermuthungen durch den Kranken selbst bestätigt zu hören. Sein mitleidiges Herz floß über. Er wollte nichts vom Sterben wissen; die Gutmann's seien eine langlebige Familie, der Vater sei achtzig, der Großvater gar fünfundachtzig Jahre alt geworden; auch Mutter und Großmutter hätten sich eines langen Lebens erfreut. Anton sei allerdings niemals so rüstig gewesen, wie die übrigen Familienmitglieder, aber das schade nichts; kränkliche Leute lebten oft am längsten. Es komme nur darauf an, daß er in seinem Gemüth ruhiger werde und vor allem seine Absicht, Leo aus seinen eigenen Mitteln erhalten zu wollen, durchaus aufgebe. Der Förster, der zu bemerken glaubte, daß seine kräftigen, herzlichen Worte nicht ohne Eindruck blieben, kam dann auf die Absicht des Freiherrn zu sprechen. Er zählte Anton die unschätzbaren Vortheile auf, die dem Knaben auf diese Weise erwüchsen; er erklärte es für ein Verbrechen gegen die Kinder, für eine Impietät gegen den Freiherrn, der allezeit der Familie Gutmann ein gar gnädiger Herr gewesen sei, wenn man ein so großmüthiges Anerbieten zurückweisen wollte.

Der Förster hatte, in der geheimen Furcht, bei Anton

auf den entschiedensten Widerstand zu stoßen, noch lebhafter und eindringlicher, als es sonst schon sein Wesen war, gesprochen. Er war deshalb freudig überrascht, als jener, ohne eine Spur seiner gewöhnlichen Empfindlichkeit, sich sofort mit dem Plane einverstanden erklärte.

„Macht, was ihr wollt," sagte er mit einem matten Lächeln; „ich habe seit gestern, wo ich Doctor Homann's Stubenthür hinter mir zumachte, nichts mehr zu sagen."

Da er den Bruder in so unverhofft günstiger Stimmung fand, wagte der Förster auch noch mit einem zweiten Wunsche hervorzutreten. Die beiden Jungen hätten sich in den paar Tagen so aneinander gewöhnt, daß es eine rechte Freude für Beide sein würde, wenn man sie jetzt nicht wieder trennte, sondern beisammen ließe, wie sie ja später in der Pension bei Doctor Urban in innigster Gemeinschaft leben würden.

Des Försters Beredtsamkeit feierte heute Abend einen Triumph nach dem andern. Auch diesen Vorschlag fand Anton durchaus annehmbar; ja es schien fast, als ob er sich mit einer gewissen Hast aller weiteren Verantwortung für seines Sohnes ferneres Wohlergehen zu entledigen wünsche.

Dann aber erfaßte ihn die alte Unruhe. Er wollte sogleich nach Hause; nur mit Mühe behielt man ihn zum Abendbrote, bei dem er die Speisen kaum berührte. Kaum aber, daß gegessen war, machte er sich bei aufgehendem Vollmonde nach Feldheim auf den Weg, die ihm angebotene Begleitung der Försterfamilie und selbst seines Sohnes entschieden ablehnend.

So war denn Leo ein Gast in seines Onkels Hause, und die Sorgfalt, mit welcher Tante Malchen seine wenigen Kleidungsstücke und seine dürftige Wäsche nachsah,

ausbesserte und ergänzte, bewies, daß die gute Dame das bedeutsame Wort des Bruders: sie müßten fortan Leo als zu ihnen gehörig betrachten, vollständig begriffen hatte.

Tante Malchen's Gemüth war in diesen Tagen so vielfach und tief bewegt, daß sie kaum wußte, woher die Zeit zur Arbeit und zugleich zu allen Thränen nehmen, die zu weinen sie die größte Lust und die dringendste Veranlassung hatte. Des armen Anton so nahe bevorstehendes Ende, des Bruders Fritz unbegreifliche Halsstarrigkeit, der jetzt, wo die Tage bedeutend abnahmen und es manchmal des Morgens und des Abends schon ganz empfindlich kühl war, noch immer bei offenem Fenster schlafen wollte; der Anblick des armen Leo, der nun so bald verwaist sein sollte; der beiden anderen Kinder, die, wenn ihr Vater fortfuhr, so auf seine Gesundheit einzustürmen, auch wohl allzubald allein in der Welt stehen würden — diese Sorgen und Befürchtungen hätten auch wohl ein stärkeres Herz als das der guten Dame erschüttern können. Aber selbst dies, so viel es war, war noch nicht Alles. Einen noch heftigeren Kummer bereitete ihr der neue Beschluß, den man plötzlich über Walter's Zukunft gefaßt hatte. Warum in aller Welt sollte der Walter nun nicht werden, was sein Vater war und sein Großvater gewesen war? ein rechtschaffener, gottesfürchtiger, gelernter Förster? War es recht und billig, einen Menschen, dem seine Laufbahn so gleichsam von Gott vorgezeichnet war, in andere Bahnen zu locken, von denen Niemand zu sagen vermochte, wohin sie führen würden? Was hatte den beiden Geschwistern Gutmann, die sich aus dem grünen, frischen Walde in die graue, staubige Welt gewagt hatten, ihr Vorwitz Anderes, als Kummer und Elend und höchstens sehr fragliche Vortheile gebracht? War der Anton mit

all seinen Talenten nicht ein elender Mensch geworden? War der Sara Gewissen so rein, wie sie wünschen mußte, wenn sie des Abends vor dem Einschlafen zu dem Herrn, ihrem Gott betete? Ja, betete die Sara überhaupt wohl? Malchen hatte über diesen Punkt die ernstesten Zweifel und unterließ daher niemals, die Schwester, als möglicherweise der Fürbitte gar sehr bedürftig, in ihr Gebet einzuschließen. Und nun sollte ihr Liebling, ihr Abgott, ihr Walter in dieselben verhängnißvollen Fußtapfen treten? sollte Gefahr laufen, sein reines Gemüth mit dem Schmutz dieser Welt zu beflecken? seinen gesunden Kopf durch übermäßige geistige Anstrengungen zu zerrütten? Das Lernen war ihm ja nie so außergewöhnlich leicht geworden, wie etwa Silvia, die Alles behielt, was sie nur einmal so mit den Augen überlaufen hatte, und dem Leo, der ja überhaupt anders war, als alle anderen Knaben, und den man gar nicht mit gewöhnlichen Kindern vergleichen konnte.

Und angenommen nun auch, Walter studirte Theologie und würde ein Prediger des Herrn, ein Verkündiger des Evangeliums — so bliebe doch immer die schreckliche Frage: Wer wird an Fritzens Stelle treten, wenn ihn der Tod oder das Alter einmal abrufen? Tante Malchen mußte sich sagen: Ein Fremder wird es thun, ein Unbekannnter wird schalten und walten in den durch so viele Erinnerungen, durch das Andenken an geliebte, längst dahingeschiedene Menschen geheiligten Räumen; und sie, die hier geboren war und hier zu sterben gehofft hatte, würde genöthigt sein, ihren Fuß über eine fremde Schwelle zu setzen, ihre Kniee an einem fremden Heerd zu wärmen, ihren letzten Seufzer in einem Zimmer auszuhauchen, in dem sie vielleicht das Muster der Tapeten oder die Farbe des Anstrichs nicht einmal genau kannte!

Dieser trübe Gedanke verfolgte die gute Dame bei Tage und bei Nacht, denn sogar in ihre Träume schlich er sich in einer oder der andern Gestalt; und wie der Mensch geliebte Personen nie mehr zu lieben glaubt und vielleicht liebt, als im Augenblicke der Trennung, so war es auch ihr, als ob das Försterhaus nie so ganz ihre Heimath gewesen sei, als eben jetzt, wo sie im Geiste schon von ihm Abschied nahm.

Das traute einstöckige Haus mit dem niedrigen, weitvorspringenden Dache! Die drei Fenster, die es auf jeder Seite der Thür hatte, standen sämmtlich ein wenig schief, hinüber und herüber, und waren für den Uneingeweihten kaum zu öffnen und gar nicht zu schließen; aber desto blanker waren die Scheiben und desto weißer die Gardinen. Ueber der Thür erhob sich ein in seiner Spitze mit einem mächtigen Hirschgeweih geschmückter Giebel mit noch zwei Fenstern, vor denen große grünangestrichene Blumenbeete befestigt waren, auf welchen den ganzen Sommer hindurch die schönsten Gartenblumen in Töpfen blühten. Diese Giebelstube hatte Tante Malchen seit so langer Zeit bewohnt, sie wußte kaum, wie lange. Die Blumenbeete waren ihr vorzüglicher Stolz; aber noch nie, so lange sie zurückdenken konnte, hatten sie in solchem Flor gestanden, wie in diesem Herbst. Sie mußte immer wieder unwillkürlich hinaufblicken, wenn sie des Abends auf der kleinen Wiese, die sich vor dem Hause bis an den nahen Wald erstreckte, ihre Promenade machte. Durch wie viele Erinnerungen war diese Wiese geheiligt! Hier hatte sie als kleines Kind mit den Geschwistern um die Kniee der Eltern, um die Kniee des Großvaters, dessen Bild in der Wohnstube über dem Sopha hing, die schönsten Spiele gespielt — im Zwielicht, wenn die Sterne aus dem Blau

des Himmels zu funkeln begannen — jene Spiele, von deren trauter Heimlichkeit und halb mystischer Seligkeit das kältere Herz der Erwachsenen kaum noch eine Ahnung hat. Hier auf diesem Platze hatte der Fritz in jener Schreckensnacht gestanden, als ihn die Franzosen aus dem Hause schleppten. Hier hatte sie zu dreien Malen sich die Trauerzüge ordnen sehen, welche die Särge des Großvaters, des Vaters, der Mutter zum Kirchhof in Tuchheim begleiteten; hier hatte sie die Festtafel hergerichtet, als Fritz die Försterstochter aus dem benachbarten Schwarzenbach heimführte, die schöne, blasse, junge Frau mit den schönen, sanften, blauen Augen, die fortwährend kränkelte, und starb, nachdem sie den beiden Kindern das Leben gegeben hatte. Da war Tante Malchen nun wieder in ihre alten Rechte eingesetzt, und eine wie große, neue, verantwortliche Pflicht mußte sie dazu übernehmen! die Erziehung der armen, so früh der Mutter beraubten Kinder! Hier war endlich für das liebevolle, fleißige, aufopferungsfähige Weib ein schrankenloses Feld der Wirksamkeit. Nun konnte sie sich plagen, Tage durcharbeiten, Nächte durchwachen, Freuden und Leiden durchkosten und erdulden in dem guten, mitfühlenden Herzen. Aber wie vergalten die Kinder auch ihre unermüdliche Sorge! Gab es einen Jungen wie ihren Walter, einen Jungen mit einem Paar so treuherziger, blauer Augen, der so muthig und so bescheiden, so brav und so gut war! Und Silvia! — Die gute Dame verfiel in tiefe Nachdenklichkeit, so oft sie den Versuch machte, den Charakter dieses Kindes zu ergründen. Manchmal glaubte sie den Schlüssel zu dem Räthsel zu haben; aber noch viel öfter mußte sie unter vielem Kopfschütteln sich bekennen, daß sie weiter als je davon entfernt sei. Bei Allem und Jedem hatte Silvia

ihre besonderen Gedanken; ja manchmal so sonderbare Gedanken, daß Tante Malchen ordentlich davor erschrak. Dem Kinde durch ein gewichtiges Wort, durch einen jener Glaubensartikel, an denen Eltern und Erzieher so reich sind, zu imponiren, war ganz unmöglich. Auf jedes: Du mußt! hatte sie stets ein Warum, und wer ihr dies Warum und so manches folgende nicht zu beantworten wußte, der hoffte vergeblich auf ihren Gehorsam. Dagegen war sie durch ein freundliches Wort zu Allem zu bewegen, und wenn Tante Malchen, was häufig genug geschah, in ihrer Verlegenheit und Herzensangst ihre Zuflucht zu Thränen nahm, war das sonst so eigenwillige Kind nicht wieder zu kennen. Sie fiel dann der guten Dame um den Hals, küßte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit, beschwor sie, sich zu beruhigen, versicherte und betheuerte, daß sie von jetzt an das folgsamste, gehorsamste Kind sein und ihr liebes, liebes Tantchen nie wieder kränken wolle. Indessen konnte Malchen nie bemerken, daß auf diese stürmische Reue eine Besserung eingetreten wäre. Eine halbe Stunde später konnte das Kind sich wieder ganz seiner gewöhnlichen unberechenbaren Launenhaftigkeit überlassen, und Tante Malchen sah sich dann zu der Rolle einer guten Truthenne verurtheilt, welche, das Herz voll namenloser Angst, am Rande des Teiches hin und wider läuft, auf dem sich die ihrer mütterlichen Sorge anvertraute Entenbrut behaglich in ihrem Elemente tummelt.

Nun hatte Tante Malchen noch ein drittes Pflegekind, das man allerdings in keinem Augenblicke mit einem übermüthigen Entlein vergleichen konnte, eher vielleicht mit dem jungen Falken, der seit dem Frühjahr in einem hölzernen Käfig auf dem Hofe stolz und mürrisch

auf seiner Stange saß, und wenn man ihm zu nahe kam, zornig das Gefieder sträubte. Die Tante konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß der düstere Knabe, so wenig wie sein Vater, zum Glück geboren sei. Schon daß er die dunklen Augen seiner Mutter hatte, die aus einer böhmischen, zur Zeit des alten Fritz in Feldheim eingewanderten Familie stammte, war äußerst bedenklich. Tante Malchen hatte noch nie glückliche Menschen mit schwarzen oder schwarzbraunen Augen gesehen. Der junge königliche Förster Hartwig, der sich vor fünfundzwanzig Jahren in dem benachbarten Nesselbruche erschoß, hatte auffallend dunkle Augen gehabt. Es konnte die Gute bis zu Thränen wehmüthig stimmen, wenn sie Leo's braune Augen oft mit einem seltsam starren und doch unbe- ziellosen Blick voll unergründlicher Schwermuth [illegible] Ferne gerichtet sah. War es nicht, als ob der Junge in solchen Momenten in dem Buche seines Schicksals lese? Sie hatte schon ein paarmal die Karten in die Hand genommen, um endlich einmal zu wissen, wie wenig sie für den armen Jungen zu hoffen, wie viel sie zu fürchten habe; aber immer hatte sie ein geheimnißvoller Schauder verhindert, die vollständige Antwort des Orakels abzuwarten. Zu den mancherlei Maximen dieser ängstlichen, kindlich-frommen Seele gehörte auch die, daß „man um Gotteswillen den Teufel nicht an die Wand malen dürfe“. Sollte Leo durchaus unglücklich werden, so wollte sie wenigstens nicht wissen, in welcher Gestalt das Unglück an ihn herantreten würde.

Sechstes Capitel.

Dennoch waren diese Tage die glücklichsten, welche Leo noch erlebt hatte. Befreit von der fortwährenden Gesellschaft eines vor der Zeit alt gewordenen, kränklichen, grillenhaften Mannes, der ihn, ohne es zu wollen und zu wissen, auf das grausamste tyrannisirte; erlöst von einer Lebensweise, die bereits seine kräftige Constitution zu untergraben angefangen hatte, fühlte der Knabe etwas von dem trauten Frieden, der über dem Försterhause lag, auch in sein junges Herz einziehen. Und in dem Maße, daß die unnatürliche Anspannung seiner geistigen Kräfte, mit welcher ihn der Vater heimgesucht hatte, nachließ, trat auch die lichtere Seite seines Wesens mehr und mehr hervor. Es war wie mit dem Wetter, welches jetzt nach einer Periode unerträglicher Hitze, die häufige und furchtbare Gewitter nicht hatten abkühlen können, eine ungemeine Lieblichkeit und gleichmäßige Milde zeigte.

An solchen schönen Tagen des frühen Herbstes war das Forsthaus von Tuchheim ein entzückender Aufenthalt. In einem Paradiese konnte die Sonne nicht sanfter scheinen, der Himmel nicht reiner, durchsichtiger blauen, als hier. Die alten Eichen und Buchen, welche den Platz, auf dem das Haus mit den Nebengebäuden lag, umgaben, standen so still, so feierlich still da, als hätten sie bereits Abschied

genommen von dem Sonnenschein, dessen goldene Lichter noch eben so lieblich in dem dunkelnden Laube spielten, und erwarteten nun in ruhiger Ergebung den Winter, der sie ihres Schmuckes berauben und das Leben in ihnen erstarren würde. In dem kleinen Garten hinter dem Hause blühten die Astern und die Georginen, auch einzelne Rosensträuche; aber die weißen Sommerfäden, die in der klaren Luft schwebten, sagten, daß die Zeit der Blumen nun unwiederbringlich vorbei sei. Dafür fingen die Aepfel an, durch das spärlichere Laub zu glänzen, und dunkler und dunkler färbten sich die mächtigen Trauben der breitblättrigen Reben, die an den Spalieren der nach Süden gelegenen Giebelwand bis fast auf den First des Daches hinaufrankten.

Diese und die anderen Züge des herbstlichen Angesichts der Natur trugen hier in dieser gänzlichen Abgeschlossenheit ein besonders deutliches Gepräge, und erregten das poetische Gemüth des leidenschaftlichen Knaben, bis es, in bald schwermüthigen, bald heiteren, jetzt ruhig klaren, jetzt wild verworrenen Weisen zu tönen begann. Besonders des Abends, wenn die Stimmen der Natur noch vernehmlicher zu seinen aufgeschlossenen Sinnen sprachen, fühlte er sich oft von der sonderbarsten Unruhe erfaßt. Das dumpfe Klappen einer fallenden Frucht, das Säuseln des Nachtwindes in den Blättern, auf denen der Schimmer des Mondes lag, das ferne Geschrei hoch oben in der dünnen Luft vorübersegelnder Kraniche — das Alles floß für ihn zu Melodien zusammen, für die er nie vergeblich nach Worten suchte. Oft überraschte es Waltern, der mit ihm in derselben Giebelstube schlief, wenn er des Morgens beim Aufstehen auf einem Blatt, das am Abend, als sie zu Bett gingen, rein gewesen war, Verse geschrieben fand,

die dem gläubigen Knaben das Größte zu sein schienen, was der menschliche Geist jemals erdacht hatte. Walter hatte das empfänglichste Herz von der Welt, aber in seiner Seele schlief die Knospe der Poesie noch tief versteckt in dichter grüner Hülle. Er dachte nicht daran, Verse zu machen, er hatte keine Ahnung, wie man Verse machen könne, wo Leo all' die herrlichen Worte, all' die tönenden Reime hernahm. Walter kam sich so dumm vor, wenn er sah, wie sein begabterer Genoß das Alles nur so spielend hinwarf; öfters betrübte es ihn auch, wenn er Vieles nicht gleich beim ersten Hören vollständig verstand und Manches, trotz wiederholter Lectüre, gar nicht verstehen konnte. Aber nie erwachte ein Neidgefühl in seinem Herzen und noch viel weniger ein Zweifel an dem Genie seines Vetters. Es fiel ihm nicht ein, sich zu fragen, ob denn die schönen Phrasen, in die er keinen Sinn hineinbringen konnte, überhaupt einen Sinn hätten. Leo war ihm sein Vorbild, sein Stern, sein Ideal. Leisten zu können, was Leo leistete, daran dachte Walter so wenig, als mit den Schwalben und Störchen nach Afrika zu fliegen.

So bildete sich zwischen den Knaben immer mehr eine Freundschaft aus, die wenigstens von Walter's Seite aufrichtig und enthusiastisch war, und die den auffallendsten Gegensatz des sonderbaren Verhältnisses abgab, welches zwischen Leo und Silvia bestand.

Seit Leo's Ankunft auf dem Försterhause war eine große Veränderung in diesem Verhältnisse vorgegangen. Wenn der Knabe früher das um einige Jahre jüngere Mädchen stets als ein Wesen niedrigerer Gattung angesehen und demgemäß behandelt hatte, so schien er jetzt vielmehr eine Art von Scheu vor ihr zu empfinden. Er widersprach ihr nicht mehr heftig und hochfahrend, wie er

es sonst bei jeder Gelegenheit zu thun pflegte, sondern nahm ihre wunderlichen und nicht selten unvorsichtigen Aeußerungen, auch wo dieselben unmittelbar gegen ihn gerichtet waren, mit einem verlegenen Schweigen hin, wie Jemand, dessen Zunge durch Rücksichten entschieden gebunden ist. Dieser Wechsel seines Betragens war zu groß, um nicht von Allen bemerkt zu werden, und Silvia selbst war nicht die Letzte, die ihn bemerkte. Aber merkwürdigerweise blieb sie, die sonst durch Nachgiebigkeit so leicht gewonnen wurde, von Leo's Sanftmuth scheinbar vollkommen ungerührt; man mußte glauben, daß er sie neulich Abends auf eine Weise beleidigt hatte, die durch keine Sühne wieder gutgemacht werden konnte. Natürlich ließ es Tante Malchen an Ermahnungen zu einem freundlichen Betragen nicht fehlen. Das trotzige Mädchen wollte nichts von Versöhnung wissen. „Was will er hier? Was thut er hier?“ rief sie heftig, „soll ich ihm dafür gut sein, daß Ihr mich seinetwegen vom Morgen bis zum Abend ausscheltet? Was kann ich dafür, daß ich den häßlichen Zigeunerjungen nicht mag? Glaub' ihm doch nur nicht, Tantchen, wenn er so sanft und freundlich thut. Er verachtet uns Alle, weil er ein Bischen Lateinisch kann und Verse machen kann, wie Walter sagt. Lateinisch! Verse machen! Das könnte ich auch, wenn ich nur wollte,“ und das Kind krümmte verächtlich die Lippe und schüttelte seine langen Locken.

Mit dieser Abneigung, die Silvia ordentlich geflissentlich zur Schau trug, stimmte es wenig, daß sie die größten Anstrengungen machte, sich dem Verhaßten in geistiger Hinsicht so viel als möglich zu nähern. Sie suchte sich die Bücher zu verschaffen, aus denen er seine Kunde von fremden Ländern und Völkern geschöpft hatte; sie lernte

französische Vocabeln zu Hunderten und Hunderten, um doch etwas vor ihm voraus zu haben; ja sie ließ sich zu der Bitte herab, ob er ihr nicht Unterricht im Lateinischen geben wolle; und als er sich sofort dazu bereit erklärte, folgte sie in den Stunden seinem Vortrage mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, so daß sie wirklich in kürzester Zeit die Anfangsgründe überwunden hatte. Aber auch diese gemeinschaftlichen Studien konnten sie gegen ihren Vetter nicht milder stimmen. Verlegen und mürrisch nahm sie die Mühe hin, die er sich mit ihr gab, ohne ein Wort, ein Zeichen des Dankes. „Er kann es ja bleiben lassen, wenn er nicht will — er kann froh sein, daß ich mich von ihm unterrichten lasse," sagte sie trotzig, wenn die Tante ihr eine so schreiende Undankbarkeit vorwarf. — „Du bist eifersüchtig auf Leo," sagte Walter, „Du möchtest gern ebenso viel wissen wie er, und ebenso leicht lernen wie er; darin liegt's. — „Wenn ich so alt wie Leo bin, werde ich so viel wissen wie Leo," erwiderte Silvia, „und was das leichte Lernen betrifft, so fragt sich's noch sehr, wer leichter lernt, er oder ich." — Auch der Vater, den Silvia's wunderliches Betragen ernstlich betrübte, redete ihr in seiner guten, herzlichen Weise in's Gewissen. Er sagte ihr, daß, wer die Gastfreundschaft verletze, sich eines schweren Vergehens schuldig mache; daß wir unsern Nächsten lieben müssen, wie uns selbst; daß der Hilfsbedürftige unser Nächster und der arme Leo doch gewiß der Hilfe bedürftig sei. Keines andern Vergehens als der Lieblosigkeit gegen einen Unglücklichen habe sich Ahasver schuldig gemacht, und doch könne er, der Sage nach, keine Ruhe im Grabe finden. — „Das paßt sehr gut auf Leo," unterbrach Silvia den Vater, „der Unglückliche, den Ahasver von seiner Schwelle stieß, war Christus, und Leo bildet sich ein, er

sei auch ein Heiland." — „Wie du nur so dummes Zeug schwatzen kannst, Mädchen," fuhr der Förster auf. — „Ich weiß, was ich weiß," sagte Silvia.

Der brave Mann schwieg ganz bestürzt und theilte bald darauf Schwester Malchen des Kindes wunderliches Wort mit. „Was ist dabei zu thun," sagte er, „das Mädchen ist wie eine schlanke junge Edeltanne; man kann sie brechen, aber nicht biegen."

Tante Malchen schüttelte den Kopf. „Es ist dafür gesorgt, Fritz, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen," sagte sie, „und so wird auch schon der liebe Gott unser Kind in Gnaden vor Hochmuth und Sünde bewahren. Aber, Fritz, unsere Verantwortung ist deßhalb nicht geringer, und die Strafe für unsere Nachlässigkeit wird uns deßhalb nicht minder hart treffen."

Der Förster, welcher aus langer Erfahrung ganz genau wußte, worauf dies hinausging, würde unter allen andern Umständen das Gespräch hier mit einem ärgerlichen Brummen abgebrochen haben; diesmal aber fühlte er sich wirklich so rathlos, daß er die Strafpredigt, die ihn erwartete, geduldig hinnehmen zu müssen glaubte.

Mit einer Beredtsamkeit, die eine häufige Behandlung desselben Themas voraussetzen ließ, und unter vielen herzlichen Thränen entwickelte Malchen nun die Folgen des schlimmen Einflusses, den der Unglauben ihres Bruders auf die Kinder ausüben müsse. Sie behauptete, daß Gottesfurcht die Quelle aller menschlichen Tugenden sei; daß Kinder, die nicht in der Furcht Gottes aufwüchsen, wie Tannensamen seien, der in der Luft umherfliege und aller Wahrscheinlichkeit nach in den Bach, oder auf den harten Weg fallen werde. Sie erinnerte an den Spruch von dem bösen Beispiel, das zuletzt die besten Sitten ver-

derbe, und ob es ein gutes Beispiel sei, wenn ein Vater des Jahrs vielleicht ein Mal in die Kirche gehe und den Tisch des Herrn seit zwanzig Jahren, das heißt seit seiner Verheirathung, nicht ein einziges Mal besucht habe? Schließlich ergriff die gute Dame des Bruders braune Hände, benetzte sie mit ihren Thränen und beschwor ihn, sich ihrer, die vor Angst um sein und der Kinder Seelenheil fast sterbe, zu erbarmen, und, wenn nicht um sein, so doch um der Kinder willen, Gott zu geben, was Gottes sei.

Der Förster konnte nicht gut Jemanden weinen sehen, am allerwenigsten, wenn es in seiner Macht stand, die Thränen zu trocknen. Ueberdies hatte Silvia's Halsstarrigkeit und Herzenshärtigkeit ihn wirklich erschreckt und seine reine Seele mit dem Schatten einer geheimnißvollen Schuld, die er, Gott weiß wie, auf sich geladen habe, umschleiert. So gab er denn fast kleinlaut zu Malchen's Vorschlag, man wolle in Gemeinsamkeit am nächsten Sonntage in die Kirche gehen, seine Einwilligung.

„Der Mensch ist nicht dazu auf Erden, daß er blos nach seinem Wohlgefallen lebe," sagte der Förster zu sich selbst, als er eine Viertelstunde darauf mit der Büchse auf der Schulter in sein Revier ging; „für sich leben kann Keiner; Andere müssen für uns leben, und so müssen wir wiederum für Andere leben, zumal für unsere Kinder, wie diese wieder für ihre Kinder leben werden, und so fort in alle Ewigkeit. Anders kann das Menschengeschlecht nicht bestehen; es erzeugt sich aus sich selbst wie der Wald. Hier schirmt auch ein Baum den andern, daß die Stürme nicht schaden und Regen und Sonnenschein jedem im rechten Maße zu Theil werden. Darum ist es auch so herrlich im Walde, weil hier so Viele sind, die sich Alle dem gleichen

Gesetze willig fügen, darum braust der Wind hier so mächtig, darum scheint die Sonne hier doppelt lieblich."

Der Förster hing diesem Gedanken weiter nach und es dauerte nicht lange, so fühlte er sich wieder ganz mit seinem Gott versöhnt. „Aber Malchen hat doch am Ende Recht," schloß er seine Betrachtungen. „Es kommt nicht Jeder auf dieselbe Weise zu Gott, und ich kann nicht verlangen, daß meine Kinder es just auf meine Weise thun. Deßhalb soll man ihnen den Weg nicht verschließen, der ja seit so vielen Jahrhunderten von unzähligen Menschen betreten worden ist und gewiß recht, recht oft zum Ziele geführt hat. Weise doch auch ich Jemanden, der durch den Wald will, nicht auf die gewundenen Fußpfade, in denen ich mich allein zurechtfinde, sondern auf die große breite Straße, von welcher Niemand so leicht abirren kann."

Siebentes Capitel.

Es war ein wundervoller Herbstmorgen, der Morgen des nächsten Sonntags, an welchem die Försterfamilie nach Tuchheim in die Kirche ging. Der Weg war in der ersten Hälfte derselbe durch den Wald, der auch auf das Schloß führte. Goldige Lichter spielten in den Zweigen, die ein sanfter Wind leise bewegte. Eine unendliche, lebensmüde Ruhe, ein süßer, sterbeseliger Frieden säuselte in den bräunlichen Blättern, duftete aus dem feuchten Laube, das hie und da schon ziemlich dicht die Erde bedeckte. Von Zeit zu Zeit ertönten, melodisch abgedämpft, einzelne Rufe hoch in der klaren Luft vorüberfegelnder Wandervögel. Auf einer großen Lichtung am Rande des Holzes standen ein paar Hirsche, die aus der Ferne neugierig, aber nicht ängstlich nach den friedlichen Pilgern hinüberaugten.

Der Förster schritt still und nachdenklich mit gleichmäßig langsamen Schritten einher. Er hatte seinen besten grünen Uniformrock angezogen, der ganz neuerdings mit seiner kurzen Taille und den engen Aermeln wieder in die Mode gekommen war, und seine Sonntagsmütze aufgesetzt, deren Façon nach dem Muster der Landwehrmützen aus den Befreiungskriegen genommen schien. Dazu trug er ein schwarzseidenes Halstuch, über welches er den Hemdkragen herausgeschlagen hatte, eine weiße Weste, die bis

oben hinauf zugeknöpft war, und Beinkleider aus gelbem Nankin, die in grauen Gamaschen steckten. Uebelwollende behaupteten, er trage diese Gamaschen nur, um seine wohlgeformten Beine und seine kleinen, trotz der nicht eben feinen Schuhe zierlichen Füße besser zu präsentiren. Wie dem aber auch sei, er war ein stattlicher Mann der Förster Fritz Gutmann, und man glaubte es gern, daß er in seiner Jugend der beste Tänzer, Läufer und Springer fern und nah und trotz seines nicht eben schönen Gesichtes der erklärte Liebling der Frauen gewesen sei.

In Schwester Malchen's Augen hatte er noch wenig oder nichts von seinen einstigen Vorzügen eingebüßt, und so erschien er ihr auch heute Morgen, während er wenige Schritte vor ihr dahinwandelte, als der schönste Mann. Mit dem reinsten Wohlgefallen, das ein Herz empfinden kann, hingen ihre Blicke an seiner rüstigen Gestalt, und sie bat ihren Gott, daß die beiden Knaben an seiner Seite so stattlich und stark, und vor Allem so gut und brav werden möchten, wie er.

Neben der Tante ging Silvia. Die blauen Augen, die sonst so groß und forschend umherblickten, suchten heute den Boden. Tante Malchen hatte es heute Morgen nicht an thränenreichen Ermahnungen, „wenigstens den Sonntag nicht durch Heftigkeit und Lieblosigkeit zu entheiligen," fehlen lassen, und weil es eben Sonntag und das Wetter so schön und Silvia's Herz durch die Aussicht auf den hübschen Spaziergang und durch die Glockenklänge, welche von Tuchheim durch die klare Luft herübertönten, sehr milde und feierlich gestimmt war, hatten die Worte der Guten ihre Wirkung auch nicht verfehlt.

Silvia war wieder einmal der Tante um den Hals gefallen und hatte unter Thränen und Küssen Reue, Buße

und Besserung gelobt. Sie wolle gegen Vater und Bruder allezeit gehorsam und freundlich sein, und Leo nie wieder — auch nicht hinter seinem Rücken — einen Zigeunerjungen nennen. Hier hatte das übermüthige Geschöpf mitten zwischen ihren Thränen zu lachen angefangen und gerufen: Aber er sieht doch aus wie ein Zigeuner, Tantchen! — und dann hatte sie wieder geschworen, sie wolle es auch gewiß zum allerletztenmale gesagt haben. Jetzt wagte sie die langen Wimpern nicht zu heben, aus Furcht, der Anblick Leo's könnte den alten bösen Spott wieder in ihr wachrufen, und sie sich so abermals, und wäre es auch nur in Gedanken, versündigen.

Auf der halben Höhe des Schloßberges führte der Weg thalwärts in das Dorf. Man erreichte die Kirche — zu Tante Malchen's nicht geringem Entsetzen — als eben nach Absingung des ersten Liedes, vor dem Beginn der Predigt, die Thüren geschlossen werden sollten. Eiligen, geräuschlosen Schrittes huschte Tante Malchen zu ihrem Platz vorauf; ihr folgten Silvia und die Knaben. Der Förster zog es vor, in der Nähe der Thür an einem Pfeiler, der ihn vor dem Prediger und der Gemeinde so ziemlich verdeckte, stehen zu bleiben.

Die Kirche war heute außergewöhnlich voll, und Dr. Urban predigte in Folge dessen heute außergewöhnlich gut. Seine sonore Stimme erfüllte den nicht unbedeutenden Raum bis in die letzte Mauernische. Dr. Urban war sich des Vorzuges eines klangreichen, biegsamen Organs wohl bewußt und er hatte es nach vielen mühsamen Versuchen der Akustik seiner Kirche vollkommen angepaßt. Er verstand es meisterlich, den Ton ausklingen zu lassen, und brachte dadurch, besonders am Schlusse einer längeren Phrase, die prächtigsten Wirkungen hervor. Es war, als

ob das geflügelte Wort bis in den Himmel sich geschwungen und dort von leise verhallenden Engelchören wiederholt würde.

Dr. Urban hatte zu seinem Texte die Worte des Apostels: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.“ Er sprach von den Kindern dieser Welt, den glattzüngigen, redegewandten, wie sie so schön Herr! Herr! zu sagen, und Jedem nach dem Munde zu sprechen wüßten, und inwendig sei doch Alles eitel Lug und Trug. So seien viele Blumen mit herrlichen Farben geschmückt, aber kein mild erquickender Duft entströme ihren Kelchen; so spielten die Leiber mancher Schlangen in warmem Schimmer, und doch seien es kalte, widerliche Geschöpfe, die der Herr verflucht habe, auf dem Bauch zu kriechen und Staub zu fressen. Aber diese Vergleiche seien noch beiweitem zu günstig; der liebeleere Mensch sei viel häßlicher als eine geruchlose Blume, als ein schleimiges Reptil. Der Mensch, dem die Liebe fehle, begnüge sich nicht damit, Anderen nicht wohlzuthun; er müsse ihnen wehe thun, wenn er seine Lust haben solle; er müsse schaden, zerstören, vernichten können. Der Mensch ohne Liebe sei schlimmer als die wildeste Bestie; die Welt ohne Liebe sei das Chaos — eine heulende Finsterniß, in der es von Ungeheuern wimmle, die mit gierigen Zähnen gegenseitig aufeinander hackten, die kein Recht gelten ließen, als das des Stärkern über den Schwächeren, kein Gesetz als die Gesetzlosigkeit — Nacht und Graus, Würgen und Morden überall.

Unter den wuchtigen Accenten, mit denen der Prediger so fürchterliche Worte ausstattete, bebte das Haus, bebten die Herzen seiner andächtigen Zuhörer. Es war, als ob

der Tag sich verdunkle, und die Nacht, deren Schrecken er so eindringlich zu schildern wußte, heraufdämmere. Man wagte kaum zu athmen, aus Furcht, das Verderben, mit dem die ganze Atmosphäre erfüllt schien, auf sich herabzuziehen. Plötzlich aber war es, als ob ein anderer Mann spräche — ein anderer Mann mit einer weichen, einschmeichelnden, angstbeschwichtigenden Stimme.

Aber was ist das? sagte die weiche Stimme. In dem ungeheuren Chaos verbreitet sich plötzlich eine milde Wärme, und wo die Wärme sich zumeist concentrirt, da blitzt eine Flamme auf, erst hier, dann dort, zuletzt überall, wie am nächtlichen Himmel ein einzelner Stern auftaucht, dann ein zweiter, dritter, und endlich das ganze Gewölbe mit Myriaden leuchtender Welten übersäet ist. — Diese Wärme nun, liebe Brüder und Schwestern, diese Flamme, dieses Licht ist die Liebe; die Liebe, die so lieblich ist, daß die Engel selbst ihre Herrlichkeit nicht hinreichend preisen können, und die Menschen, die sie im Herzen fühlen, gar verstummen und in Demuth ihr Haupt beugen; die Liebe, die alle Menschen zu Kindern des Einen Vaters macht, des Vaters, in dem wir Alle leben und weben, und der selbst der Urquell aller Wärme, alles Lichtes und aller Liebe ist. Hallelujah!

Vielleicht gab es in diesem Augenblicke, wo das Hallelujah an der Decke verhallte, Niemand in der Versammlung, den die bedeutende Rede des Predigers ungerührt gelassen hätte; aber Leo's erregbares Herz hatte sie ganz und gar in Flammen gesetzt. Seine Wangen glühten; auf seiner Stirn standen dunkle Wolken, als von den Schauern des Chaos die Rede war, und helle Tropfen hingen in seinen Wimpern, während der Preis der Liebe in Worten, die ihm unmittelbar vom Himmel zu kommen

schienen, verkündet wurde. — So, so wollte auch er einst predigen in der Wüste, unter den Heiden!

In seiner Extase hatte sich der Knabe von seinem Sitze erhoben. Hoch aufgerichtet stand er da, das schwarze, lange Haar zurückgeschlagen von der weißen Stirn; die großen, von Thränen umflorten Augen starr auf den Prediger gerichtet. Aber er sah den Prediger nicht mehr. Die Kanzel verschwand; die hohe Decke des Gewölbes that sich auf, und ein wolkenloser Himmel blaute herein; die starken Pfeiler wurden zu mächtigen Tannen, durch deren Zweige der Morgenwind rauschte. In das Waldesrauschen brausten die strudelnden Wasser der Fälle, und drüben, halb noch im kühlen Schatten der Bäume, halb schon in dem hellen Sonnenlichte, tauchten die nackten, weißen Glieder des lieblichsten Geschöpfes in die durchsichtigen Wasser.

Gewaltiger flutheten die Klänge der Orgel, und der Träumer erwachte aus seinem Traume. Neben ihm stand Silvia; sie hatte seine Hand ergriffen; ihre blauen Augen, die demüthig bittend zu ihm aufblickten, hatten geweint.

„Willst du mit aus meinem Buche singen, Leo?“ sagte sie, indem sie sich wieder setzte und Leo neben sich Platz machte.

„Ich kann nicht singen,“ sagte der Knabe zögernd.

„So sieh wenigstens mit hinein.“

Durch die hohen, schmalen Fenster fielen schräge Sonnenstreifen, in denen die Staubatome sich wirbelnd drehten; die Orgel brauste, lauter und kräftiger erhob sich der Gesang. Tante Malchen, welche die beiden Kinder mit, wie es ihr schien, verklärten Gesichtern einträchtiglich nebeneinander sitzen sah, weinte helle Freudenthränen und pries die Güte Gottes, der seinem Diener Kraft gebe, die Herzen

der sündigen Menschen zu rühren und die Liebe in ihnen zu erwecken, ohne die wir nichts sind, als ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.

So sagte sie auch zu Silvia, als sie sich Alle vor der Kirchenthür auf dem Friedhofe zusammengefunden hatten.

Silvia erröthete bis in die Schläfen.

„Ich hätte viel lieber mein Buch für mich allein gehabt," sagte sie, indem sie den Kopf mit den langen Locken trotzig in den Nacken warf.

Achtes Capitel.

Ein paar Minuten später traten der Förster und die beiden Knaben — Tante Malchen war mit Silvia auf das Schloß vorausgegangen — in den schattigen Pfarrhof. Die dämmerige Kühle unter den mächtigen Kastanienbäumen, die tiefe Stille, in der das Summen des letzten Glockentons verzitterte, das stattliche, alterthümliche Pfarrhaus, dessen schmale Spitzbogenfenster von Epheu zum Theil dicht umrankt waren — das Alles verfehlte nicht, einen bedeutenden Eindruck auf die Knaben zu machen, und selbst des Försters braunes Gesicht zeigte ein paar nachdenkliche Falten. Er blickte nach der Thurmuhr hinauf und schien zu überlegen, ob man nicht lieber noch ein paar Minuten warten solle; dann aber mochte ihm dieses Zagen vor einem ihm allerdings wenig angenehmen Besuch doch unmännlich vorkommen; wenigstens zog er die Glocke an der Thür mit einer gewissen energischen Heftigkeit, die durch die Umstände kaum gerechtfertigt schien.

Die öffnende Magd führte den Besuch in ein Zimmer zu ebener Erde, in welchem er alsbald von der Frau Pastorin begrüßt wurde. Die kleine, blasse Dame reichte dem Förster mit großer Herzlichkeit die Hand und wandte sich dann zu den Knaben, deren Anblick ihre schmalen, gerötheten Augen sogleich mit Thränen füllte. „So groß

würden meine Zwillinge sein," rief sie, „wenn sie nicht gestorben wären!"

Die Erinnerung an den vor bereits fünfzehn Jahren erfolgten, nie wieder ersetzten Verlust dieser Kinder, von denen das eine todt zur Welt kam und das andere nicht den nächsten Tag erlebte, hatte der kleinen Dame ihre geringe Haltung vollends geraubt. Sie trocknete sich die reichlich hervorquillenden Thränen ab, lächelte, und bat den Förster und die „jungen Herren" um Entschuldigung, daß sie ihnen keinen besseren Empfang bereite; nöthigte sie darauf, sich um den Sophatisch zu setzen, wobei sie eine hübsche, mit Blumen gefüllte Porcelan-Vase, die auf dem Tische stand, umwarf. Die Vase brach entzwei, das Wasser strömte auf die Decke, von dort auf die blank gescheuerten Dielen. Frau Doctor Urban rief: O mein Gott! lächelte dann wieder, und bat die Ankömmlinge, sich doch über eine solche Kleinigkeit nicht zu beunruhigen. Dabei wuchs ihre Unruhe sichtbar mit jeder Minute und erreichte den höchsten Grad, als sich in dem Zimmer nebenan ein fester Schritt in knarrenden Stiefeln vernehmen ließ. Eilends erhob sie sich von dem Sopha, auf dem sie sich kaum niedergelassen hatte, sagte mit ängstlicher Stimme: Mein Mann, o mein Gott! und lächelte dann wieder.

Dr. Urban hatte seinen Priestertalar mit einem bequemen schwarzen Hausrock vertauscht, in welchem sich seine große und starke Gestalt noch stattlicher ausnahm. Seine grauen Augen schossen für einen Moment einen kalten strafenden Blick auf seine Gattin, in welcher er die Urheberin des Unglücks mit der Vase sofort erkannte, und versuchten dann, indem sie sich auf den Förster und die Knaben wandten, einen freundlicheren Ausdruck anzunehmen.

„Ein seltener Gast trat über meine Schwelle — kann ich wol mit dem Dichter sagen! Aber auch so willkommen, mein werther Herr Gutmann! Willkommen, mein guter Walter, mein braver Leo, ich höre, daß Sie sich schon im Griechischen umgethan haben."

Dr. Urban reichte den also Angeredeten einem nach dem andern die Hand, wandte sich darauf zu seiner Frau und sagte, mit einer Bewegung nach der zerbrochenen Vase, in einem Ton, dessen Scherzhaftigkeit nicht eben erquicklich war:

„Du hättest unsern lieben Gästen wol eine andere Erfrischung anbieten können, als kaltes, und, wie ich glaube, nicht einmal frisches Wasser."

Die kleine Dame versicherte mit unsicherer Stimme, daß sie dazu noch gar nicht einmal Zeit gehabt habe.

Der Pastor runzelte die Stirne und sagte lächelnd: „Wozu hättest du auch Zeit, meine Liebe!" Der Förster versicherte, daß er und die Knaben gefrühstückt hätten, ehe sie vom Hause weggegangen seien, und daß sie überdies um ein Uhr das Mittagessen auf dem Schlosse erwarte.

Dieser neue Beweis von des Freiherrn sich stets gleichbleibender Güte gegen die Försterfamilie ärgerte den Pastor, der nicht geladen war; auf der andern Seite aber mußte ihm die Ehre, die seinen künftigen Zöglingen angethan wurde, willkommen sein. Er sagte: „Ei, ei! — Ja, ja, der gnädige Herr meint es gut mit Ihnen und den Ihrigen," dann bat er, da man doch einmal von leiblicher Nahrung nichts wissen wolle, in seine Zimmer zu treten, wo die beiden Knaben wenigstens geistige Speise genug finden würden.

Mit diesen Worten öffnete Dr. Urban die Thür zu dem Zimmer, aus dem er gekommen war. Es war ein-

sehr stattliches, ringsumher an den Wänden mit hohen Büchergestellen ausgestattetes Gemach. Auf einem einfachen Teppich in der Mitte stand ein viereckiger, mit grünem Tuch bedeckter Tisch. Ein mit schwarzem Leder bezogener Polsterstuhl und drei Rohrstühle waren an den Tisch gerückt. Grüne Vorhänge an den Fenstern dämpften das durch die hohen Fenster hereinfallende Licht, wodurch das Zimmer etwas ungemein Trauliches bekam.

„Ach, wie prächtig muß es sich hier arbeiten lassen,“ rief Leo entzückt.

„Meinen Sie, mein junger Freund?“ sagte Dr. Urban, indem er dem Knaben zum Zeichen seines Wohlwollens die breite Hand auf die Schulter legte. „Nun, nun, das freut mich. Da können Sie sogleich beginnen. Hier ist Tinte, Feder, Papier; hier ist ein Lexikon, hier ist Schiller's Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Getrauen Sie sich wol, eine halbe Seite daraus in's Lateinische zu übersetzen?“

„Ja,“ sagte Leo.

„Und Sie, mein Freund?“

„Ich will's versuchen,“ sagte Walter, der sehr roth geworden war, mit einem verlegenen Blick zu Leo hinüber.

„Brav, brav!“ sagte Dr. Urban, „und wir, lieber Herr Gutmann, wollen unterdessen in meinem Cabinet ein wenig plaudern.“

Der Pastor nahm den Arm des Försters und führte ihn in das anstoßende Gemach, das kleiner als das Bibliothekzimmer und mit größerem Comfort, ja mit Luxus ausgestattet war. Hier nöthigte er ihn in einen Lehnstuhl, während er selbst auf einem zweiten, ihm gegenüber, Platz nahm und sagte:

„Nun lassen Sie uns einmal recht vertraulich mit

einander reden, mein lieber Herr Gutmann; wohlmeinende, verständige Männer verständigen sich ja leicht, und in Anbetracht des nahen Verhältnisses, in welches wir zu treten im Begriffe sind, thut Offenheit ja vor allen Dingen noth. Verstatten Sie mir also zuvörderst die Frage: Was ist für unsern Freiherrn der Beweggrund, sich eine so große Verantwortlichkeit und — verzeihen Sie, daß ich ganz gerade mit der Sprache herausgehe — eine so große Last, als die Sorge für zwei fremde Knaben im besten Falle ist — auf sich zu nehmen?"

Der Förster blickte etwas verwundert auf. „Ich verstehe Sie nicht ganz, Herr Pastor," sagte er.

„Freilich, freilich," meinte Dr. Urban, „die Frage ist auch so, wie ich sie gestellt habe, ein wenig wunderlich. Ich kenne ja die große Huld, welche Ihnen der Freiherr von je bewiesen hat! Ich wollte eigentlich sagen: Glauben Sie, daß der Freiherr, außer durch das Wohlwollen, welches er nun einmal gegen alle die Ihrigen empfindet, sich diesmal noch durch ein anderes Motiv leiten läßt? Sie können gegen mich offen, vollkommen offen sein, lieber Herr Gutmann."

„Ich habe durchaus nicht die Absicht, nicht gegen Sie offen zu sein," sagte der Förster, unwillkürlich über diese sonderbare Geheimnißkrämerei lächelnd, „aber ich will nie wieder eine Büchse abschießen, wenn ich weiß, was ich vor Ihnen verbergen soll."

Dr. Urban lächelte und sagte: „Was haben wir uns auch schließlich um die Motive zu kümmern, wenn die Handlungen so edel, so — ich möchte sagen greifbar gut sind. Ich für meinen Theil gestehe ganz offen, daß ich dem Freiherrn großen Dank weiß, wenn er mir die ländliche Akademie, die ich schon lange intendire, endlich einmal ins

Werk richten hilft. Womit soll man die Muße eines jahrelangen und — was soll ich es Ihnen verschweigen — unfreiwilligen Aufenthalts auf dem Lande ausfüllen? Die Predigten — nun, du lieber Himmel! — das macht sich zuletzt von selbst, und die Seelsorge — ja, großer Gott, die Seelsorge! Lieber Herr Gutmann, da kommt man zuletzt zu der Einsicht, daß es auch hier am besten ist, wenn man es eben gehen läßt, wie's Gott gefällt. Kinder, deren Erziehung meine freie Zeit ausfüllen könnte, habe ich nicht; meine Frau macht wenig Ansprüche an mich, sagen Sie selbst, ob ich zum Vorstand einer kleinen Gelehrtenschule auf dem Lande nicht geradezu prädestinirt bin. Das wäre also, was mich bestimmt hat, sogleich auf den Vorschlag des Freiherrn einzugehen. Der junge Springinsfeld, der Henri, wird uns freilich das Leben wol im Anfang etwas sauer machen; indessen in der Gesellschaft zweier tüchtiger Jungen wird der hohle Uebermuth wol bald verfliegen. Ihr Walter gefällt mir recht, Herr Förster, recht sehr; ein braver Knabe mit offener Stirn, wie ich sie liebe. Und der Leo — er heißt doch Leo — ich wundere mich, daß ich nie vorher von ihm gehört habe. Der Freiherr sagt mir, daß er schon ein halber Gelehrter sei, und Alles durch eigenen Fleiß, zum wenigsten doch nur unter Anleitung des Vaters, der, so viel ich weiß, selbst keine gelehrte Bildung genossen hatte. Merkwürdig, sehr merkwürdig! Ihr Herr Bruder muß nach Allem, was ich von ihm höre, ein ungewöhnlicher Mann sein. Aehnelt er Ihnen? Der Knabe hat durchaus keinen Familienzug, ich meine, keinen Gutmann'schen Familienzug. Nach den dunklen Augen zu schließen, könnte er eher in die freiherrliche Familie gehören."

Dr. Urban warf bei diesen Worten einen schnellen Blick auf den Förster, und fand sich sehr getäuscht, als er

in dem braunen, offenen Gesicht desselben durchaus keine Miene der Verlegenheit oder der Bestürzung wahrnehmen konnte. Die Unterhaltung gerieth hier in's Stocken und wollte, trotzdem der Pastor noch verschiedene Themata anschlug, nicht wieder in Gang kommen. Endlich erhob man sich, nachdem man zuletzt über einige Einzelheiten, die bei der Uebersiedelung der Knaben in das Pfarrhaus in Frage kamen, flüchtige Rücksprache genommen hatte. Die Exercitien der Knaben sah Dr. Urban dann im Vorbeigehen an, fand Leo's Arbeit vortrefflich, und Walter's — der sie sich von Leo hatte dictiren lassen — ganz gut, und verabschiedete sich in der Thür des Bibliothek-Zimmers von seinen Besuchern mit verbindlichstem Lächeln und ausgesuchten Höflichkeitsphrasen.

Auf dem Hausflur huschte die Frau Pastorin an ihnen vorüber. Sie hatte jetzt ganz rothgeweinte Augen. Offenbar wollte sie den Fortgehenden einige freundliche Worte des Abschieds sagen; aber Rührung oder Aengstlichkeit ließen sie nicht dazu kommen. Sie begnügte sich, zu lächeln, Allen wiederholt die Hände zu drücken, nochmals zu lächeln, und entfernte sich dann eilends.

Auf dem Hofe wurde den Knaben endlich die Brust wieder frei genug, um sich gegenseitig die Fülle der gemachten Beobachtungen mittheilen zu können. Walter fand, daß die Frau Pastorin eine gute alte Dame und der Doctor gar nicht so schlimm sei, wie er ihn sich vorgestellt hatte; Leo sagte, daß er die Bibliothek auf ein paar tausend Bücher schätze, und versicherte den Onkel mit strahlenden Augen, daß er sie alle durchlesen werde. Der Förster sagte nichts. Dr. Urban hatte einen unangenehmeren Eindruck auf ihn gemacht, als je zuvor. Fritz Gutmann hatte ein weiches Herz in der starken, breiten Brust, und dies

Herz sagte ihm, daß die arme Frau Urban, die er heute zum erstenmale in ihrer Häuslichkeit gesehen hatte, eine sehr, sehr unglückliche Frau sein müsse. Sodann hatte ihm die Weise, in welcher der Doctor mit ihm gesprochen hatte, gar nicht gefallen. Weßhalb hatte sich der gelehrte Herr so viel Mühe gegeben, den Freundlichen, den Herzlichen zu spielen? Fritz Gutmann hatte scharfe Ohren, und wenn Jemand anders sprach, als er dachte, so war in dem Ton der Stimme ein Etwas, das ihm selten entging. Dazu waren die Augen des Doctors immer kalt und stechend geblieben, so oft er auch gelächelt und seine weißen Zähne gezeigt hatte.

Der wackere Mann seufzte tief, während die Knaben an seiner Seite eifrig schwatzten. Er bedauerte jetzt beinahe, daß er sich den Wünschen des Freiherrn so leicht gefügt hatte. Es hatte dem Sohne des Waldes zu sehr mißfallen in dem kühlen, stillen Hause mit der klösterlich dumpfen Luft.

Neuntes Capitel.

Als Tante Malchen und Silvia auf dem Schlosse anlangten, fanden sie die Familie in einer halb freudigen, halb schmerzlichen Aufregung. Henri war vor einer halben Stunde angekommen, gänzlich unerwartet und auch einigermaßen unerwünscht. Der lebhafte braunlockige Knabe erzählte unter vielem Lachen, wie er, dem Wunsche seines Papas folgend, nach überstandenem Carcer mit der Familie seines Onkels, des Bankier Sonnenstein, die projectirte Rheinreise angetreten habe, daß aber der Onkel mit seinen ewigen Residenzwitzen, Cousin Alfred durch seine großen Manieren, die Cousine Emma mit ihrem unaufhörlichen Schwatzen so unausstehlich gewesen seien, daß er es schon nach den ersten Stationen nicht mehr habe aushalten können.

„Glücklicherweise hatte ich noch genug Geld in der Tasche," rief der Knabe, „und da war denn die Sache leicht gemacht. In — ach, wie heißt es doch nur gleich, wo die Bahnen sich kreuzen — gleichviel — in Dingsda sprang ich aus dem Wagen, nahm ein Retourbillet, setzte mich in ein Coupé, und da mein Zug früher abging als der, in dem Sonnensteins saßen, so fuhr ich stolz an ihnen vorbei und schrie ihnen Halloh! in das Fenster hinein. Aber die erstaunten Gesichter! Papa, die Gesichter hättest

du sehen sollen! Emma kreischte, Alfred konnte nicht mit seiner Lorgnette fertig werden, und der Onkel schrie: Wie heißt! Bei Gott, Tante Charlotte, er schrie: Wie heißt! Wenn er sehr erschrickt, was ihm leicht passirt, oder etwas der Art, schreit er immer: Wie heißt! Schickt sich nicht, so von seinen Verwandten zu sprechen. Pah, Tante, der Onkel ist mit uns verschwägert, aber, Gott sei Dank, nicht verwandt — ein Freiherr von Tuchheim und ein Bankier von Sonnenstein verwandt! Das fehlte noch! — Na, Tante, wir wollen uns nicht streiten. In dem andern Dingsda, wo die Bahn aufhört — Gott, bringt mich denn Keiner darauf — habe ich Extrapost genommen und bin die fünf Meilen heruntergerasselt wie ein Prinz. Na, Tante, da bin ich nun. Wegschicken könnt ihr mich nicht wieder, also macht gute Miene zum bösen Spiel."

Und der übermüthige Knabe umarmte zuerst den Vater, dann die Tante und zuletzt auch noch Amélie's englische Gouvernante, Miß Ethel Jones, die eben in den Gartensalon trat, um anzukündigen, daß der Förster mit den Knaben angelangt und das Mittagmahl angerichtet sei.

Es war ein paar Stunden nach Tische. Der Freiherr und der Förster waren nach den Ställen hinabgegangen, um die Einrichtungen, welche man zu der bevorstehenden Aufnahme von hundert königlichen und prinzlichen Pferden hatte treffen müssen, zu besichtigen. Die junge Gesellschaft spielte unter Anführung der wackern Miß Jones auf dem Rasen vor dem Schlosse ein Kugelspiel; Fräulein Charlotte und Tante Malchen saßen in der Veranda und schauten, häufig von ihrer Arbeit aufblickend, dem anmuthigen Treiben zu.

Fräulein Charlotte und Tante Malchen waren Freundinnen gewesen, so lange sie denken konnten, wenn auch

die Letztere nie gewagt haben würde, dem Verhältniß einen so vertraulichen Namen zu geben. Es war von ihrer Seite dieselbe hingebende, aufopferungsfreudige, demüthige Zuneigung, mit welcher der Förster an seinem geliebten Herrn hing, obgleich Fräulein Charlotte vielleicht ihren freundschaftlichen Gefühlen selten einen so herzlichen Ausdruck gab, wie der lebhaftere und es mit den Formen weniger genau nehmende Bruder.

Fräulein Charlotte war heute noch ernster als gewöhnlich. Die bevorstehende Ankunft der hohen Gäste warf schon zum voraus einen Schatten auf ihre Seele, einen um so tieferen, als sie sich über die Weise, wie man dieselben zu empfangen und zu bewirthen habe, mit ihrem Bruder durchaus nicht hatte einigen können. Charlotte war der Ansicht gewesen, daß man selbstverständlich mit dem Besten, was Haus und Küche und Keller darbieten, nicht zurückhalten dürfe, sich aber alles außergewöhnlichen Prunkes und Pompes zu enthalten habe. — „Wer wie wir, ohne ein fürstliches Vermögen zu besitzen, einen fürstlichen Luxus treiben will,“ sagte sie, „schadet sich nur selbst, ohne einem Menschen damit zu nützen. Im Gegentheil, den Anderen, welche das Mißverhältniß zwischen unsern Mitteln und unserm Aufwande recht gut durchschauen, erscheinen wir einfach thöricht und lächerlich. Und was die Herrschaften selbst anbetrifft, so sind sie an den Ueberfluß so gewöhnt, daß sie unsere Anstrengungen gar nicht einmal bemerken, und also, selbst wenn sie dankbaren Gemüthes sind, uns keinen Dank wissen können. Ueberdies, Karl, begreife ich nicht, wie gerade du dazu kommst, deine Freude über den Besuch auf eine so excentrische Weise an den Tag zu legen; du, der du seit so manchen Jahren kaum eine Regierungsmaßregel gebilligt, im Ge-

gentheil die allermeisten auf das entschiedenste mißbilligt hast."

„Gerade deßhalb," hatte der Freiherr mit großer Lebhaftigkeit erwidert; „gerade weil man mich bei Hofe von den Landtagen her als einen Oppositionsmann kennt, muß ich ein Uebriges thun und zeigen, daß ich, ebenso wie der König, die Person von der Sache zu trennen weiß. Warum nimmt er nicht beim Grafen Schnabelsdorf, beim Fürsten Fallenstein oder einem der andern adeligen Nachbarn, die auch wol zu erreichen wären, Quartier? Ich muß ihm den Vorzug, den er mir gibt, hoch anrechnen, und ich will nicht, daß man von einem Tuchheim sagen kann, er habe verlernt, gastfrei zu sein."

Mit diesen letzten Worten hatte der Freiherr den eigentlichen Grund der Verschwendung, in die er sich stürzte, wenigstens angedeutet. Bei all' seiner Humanität konnte er nicht vergessen, daß die Tuchheims schon Jahrhunderte, bevor man im Lande den Namen des Geschlechts, das es jetzt beherrschte, kannte, hier in diesen Wäldern, diesen Bergen, diesen fruchtbaren Thälern begütert gewesen waren. Er konnte auf der Jagd mit seinen guten Waidgesellen aus Einer Flasche trinken, aber gegen den Gedanken, einen König nicht königlich bewirthen zu sollen, regte sich das alte freiherrliche Blut. Er soll nicht empfinden, daß er nicht bei seinesgleichen zu Gast ist, dachte der Freiherr; und ließ mit gänzlicher Hintansetzung der Kostenfrage die Zimmer, in denen die Gäste wohnen sollten, auf das prachtvollste ausstatten, provisorische Baracken und Ställe für die Dienerschaft und die Pferde errichten und einen unendlichen Vorrath von Eßwaaren und Getränken herbeischaffen.

Dies war nun freilich ein Thema, über welches Fräulein Charlotte mit Tante Malchen nicht wol sprechen konnte,

so gern sie es auch gethan hätte; um so ausführlicher äußerte sie sich über eine zweite Sache, die ihr kaum minder schwer auf dem Herzen lag.

„Ich wundere mich," sagte sie, „daß mein Bruder diesen neuesten Streich, den uns der Henri gespielt hat, so ruhig hinnimmt. Er ist am meisten dadurch getroffen. Ich will gar nicht von der Leichtfertigkeit reden, mit der sich Henri von Sonnensteins getrennt hat, nicht von dem Uebermuth, die fünf Meilen Extrapost zu fahren, als wenn wir ihn mit der gewöhnlichen Post nicht noch immer zu früh bekommen hätten; aber Sie wissen, Malchen, wie sehr mein Bruder Henri's so oft und so leidenschaftlich ausgesprochenem Wunsche, Soldat zu werden, entgegen ist; ja, ich kann Ihnen sagen, daß er ihn hauptsächlich deßhalb aus der Residenz mit ihren Wachtparaden und Kasernen entfernt, und nun kommt der Junge, als ob er es angelegt habe — und unter uns, ich glaube, er hat es darauf angelegt — zu einem militärischen Schauspiel, das ihm vollends den Kopf verrücken wird. Ich sehe schon die stürmischen Scenen, die dem Abzug der Truppen folgen werden, und wenn nun gar der König noch ein Wort zu Henri's Gunsten fallen läßt, so bekommt die Sache vollends ein böses Aussehen. Ich hatte es mir schon so schön ausgemalt, wie die drei Knaben von nun an einträchtiglich miteinander leben und lernen würden; in unserer unmittelbaren Nähe, gleichsam unter unseren Augen. Es war einer der glücklichsten Gedanken, die mein edler Bruder je gehabt hat, und nun —"

Fräulein Charlotte stützte den Kopf auf die weiße, schmale Hand und schaute wehmüthig dem Treiben der Kinder zu. Tante Malchen versuchte einige Trostgründe aufzuführen, aber was sie sagte, mochte wol nicht eben

von Bedeutung sein, wenigstens war es nicht im Stande, Charlotte aus ihren Träumereien zu erwecken.

„Wie doch beim Anblick dieser glücklichen Geschöpfe die Zeit meiner Jugend mir wieder in die Erinnerung kommt," murmelte sie, und ihre sanfte Stimme zitterte ein wenig, während sie so sprach, „meine Jugend und Ihre Jugend, liebes Malchen — sind wir doch zusammen jung gewesen, wie wir nun anfangen, zusammen alt zu werden — wie oft haben auch wir auf diesem Platze gespielt — mit Reifen vor Allem — meine Mutter liebte das Reifenspiel so — man könne dabei so viel Grazie entwickeln, meinte sie. Sie sagte es aber französisch, denn Sie erinnern sich, Malchen, wenn von Grazie die Rede war, wußte sie sich deutsch nicht auszudrücken. Aber Ihr Bruder Fritz war doch der Gewandteste und Schnellste von der ganzen Schaar. Wenn er lief, so schienen die Füße kaum den Boden zu berühren, und über Gräben und Hecken sprang er mit den Hirschen um die Wette. Er war eigentlich nicht hübsch, Ihr Bruder Fritz, bis auf seine schönen blauen Augen — aber ich habe doch schon manchmal gedacht, solche Knaben gibt es jetzt nicht mehr."

Tante Malchen's Augen waren, sobald Fräulein Charlotte auf die goldene Jugendzeit zu sprechen kam, feucht geworden, aber das Lob ihres geliebten Bruders entlockte ihr helle Freudenthränen. Daß er nicht hübsch gewesen sein solle, wollte ihr allerdings nicht zu Sinn, aber, du lieber Himmel, der Geschmack der Menschen ist ja auch so sehr verschieden!

„Die junge Generation ist hübscher geworden," fuhr Fräulein Charlotte fort, „Walter ist freilich keine Schönheit, aber doch immerhin ein hübscher Junge. Silvia ist auch nicht schön — natürlich bis auf die stereotypen Gut-

mann'schen Augen — aber sie hat etwas ganz Eigenes in Ausdruck, Haltung und Manieren. Mir ist manchmal, als wäre sie eigentlich gar kein Menschenkind, sondern eine Nixe oder sonst ein Feengeschöpf, das sich in eure Familie eingeschlichen hat. Nun, nun, Malchen, Sie brauchen nicht so bestürzt auszusehen, sie wird sich ja nicht eines schönen Tages in einen Bach oder Baum verwandeln; aber sie ist ein merkwürdiges Kind. Sehen Sie nur, wie sie sich dort mit Henri neckt und ihre Locken nach hinten schüttelt! Welch' ein merkwürdig volles, lockiges Haar das Mädchen hat, und jetzt sieht sie auch wirklich beinahe schön aus, bis auf den übermüthigen Zug, der, glaube ich, dem Leo gilt. Sie scheinen sich nicht eben zu lieben, Leo und die Silvia; wenigstens macht er jetzt ein Gesicht, so düster, wie eine Gewitterwolke. Ist er gut, der Leo? Ich kann mich in sein Gesicht nicht finden; ich verstehe es sozusagen nicht, aber ich gebe zu, es liegt etwas durchaus Ungewöhnliches darin, etwas, vor dem man unwillkürlich Achtung empfindet. Es ist schwer zu glauben, daß dieses Knaben Leben wie anderer Menschen Leben dahinfließen sollte; aber ich fürchte — ich fürchte — besonders glücklich wird es nicht sein. Doch lassen wir die düstern Gedanken, die sich für diesen entzückend schönen Abend gar nicht passen. — Ach, das ist herrlich, das kommt wie gerufen, wie lieblich das klingt!"

Die Kinder, die unterdessen mit ihrem Spiel aufgehört hatten, waren in den Gartensaal, dessen geöffnete Thüren auf die Veranda führten, getreten, und Miß Jones, die sehr musikalisch war, hatte sie dort um den Flügel zu einem kleinen Quartett gruppirt. Wie die ganze Familie Gutmann, hatten Walter und Silvia ein ungemein feines musikalisches Gehör und liebliche Stimmen; Amélie war

von ihrer Lehrerin trefflich geschult worden, und wenn Henri wie alles Andere auch die Musik leichtfertig nahm, so hatte er doch bei guten Anlagen es in der Kunst des Gesanges wenigstens so weit gebracht, um in einem Quartett mitwirken zu können. Miß Jones begleitete und setzte mit einer etwas rauhen Altstimme kräftig ein, wenn die Accorde nicht ganz rein herauskamen, oder es mit dem Tacte nicht recht fort wollte. Dies war aber nur äußerst selten der Fall. Die jugendlichen Sänger waren von Anfang an ihrer Sache so ziemlich sicher und wurden es mit jedem Liede mehr.

Es war ein hoher Genuß, diese thaufrischen, unentweihten Stimmen zu hören, besonders bei einigen Volksliedern, wo sie den einfachen Text und die schmucklose Melodie wie mit Morgensonnenschein verklärten. Aber kaum weniger gut gelangen einige moderne Compositionen, in denen wieder das sentimentale Pathos mit der hellen Klangfarbe des Tones einen eigenthümlich wehmüthigen Contrast bildete. Besonders ein Duett, das die beiden Mädchen sangen, war von einer ganz zauberischen Wirkung — die rührendste Klage um eine verlorene Liebe, die thränenreichste Sehnsucht nach einem auf immer dahingeschwundenen Glück.

Charlotte trocknete sich die Augen. „Aber was ist das,“ sagte sie aufstehend, „alle Welt scheint es heute darauf angelegt zu haben, mich melancholisch zu stimmen. Ich will einen Spaziergang durch den Garten machen. Das wird mir ja wol die Grillen vertreiben. Ich weiß, Sie sind keine Freundin von müßigen Promenaden, Malchen, so will ich Sie denn auch nicht auffordern, mich zu begleiten.“

Es dämmerte bereits, als Charlotte jenseits des Rasenplatzes in einen der laubigen Gänge des Gartens trat.

Die Luft war frisch, ohne kalt zu sein; man spürte den Hauch des Herbstes, aber ohne unangenehm davon berührt zu werden. Der energische Duft des an der Erde vermodernden Laubes, das Säuseln des Windes in den braunen Blättern, das gelegentliche Fallen einer reifen Frucht, die ahnungsvolle Beleuchtung der hinter die Wälder sinkenden Sonne — Alles sprach von Scheiden und Meiden und erfüllte Charlottens Herz mit immer größerer Wehmuth. Die Melodie des Liedes, das sie soeben von den beiden hellen Mädchenstimmen gehört hatte, klang ihr immerfort im Ohr und seufzend wiederholte sie den Text: Ach, wie so bald verhallet der Reigen!

„Ach, wie so bald! Ist es mir doch, als wenn es gestern gewesen wäre, daß ich mit eben solcher klaren Stimme meine Lieder sang! Daß ich mit eben der lauten Fröhlichkeit auf dem Rasenplatze spielte! Ich könnte mir manchmal denken, ich wäre dieselbe noch. Aber Malchen war damals auch jung und frisch, und wie alt und unschön ist sie jetzt! Kann ich hoffen, daß die Zeit gnädiger mit mir verfahren ist? Und wenn auch, verwelkt ist sie doch, die holde Jugend, wie diese Rose hier verwelkt ist; verweht sind sie doch, die goldenen Tage, wie diese Blätter hier unhörbar von den Zweigen wehen. Ach, wie so bald!"

Ein Vögelchen zirpte in den Bäumen über ihr. Charlotte schaute hinauf. Sie konnte das Vögelchen nicht sehen, aber eine weiße, von der untergehenden Sonne röthlich angestrahlte Abendwolke, die hoch oben in dem blauen Aether schwamm. Noch indem sie hinaufschaute, verschwand das rosige Licht; Charlotte seufzte und wandelte weiter. Das Lied kam ihr wieder in den Sinn: Wart ihr ein Traum, ihr Liebesgedanken?

Wart ihr ein Traum? Sie hatte vorhin so ruhig

gesagt, daß Fritz Gutmann häßlich gewesen sei. Er war ihr nicht immer so erschienen, nicht so erschienen, als er in jener Nacht bleich und blutig in das Zimmer trat, wo der verwundete Bruder lag, und als er hernach auf den starken Schultern die schwere Last von dannen trug; nicht so erschienen, als er am folgenden Tage, während sie das Rufen der suchenden Franzosen im Walde hörten, in dem Eingang der Höhle stand, still und ernst, die nie fehlende Büchse halb im Anschlage, bereit zum Sterben, aber entschlossen, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Wol waren sie ein Traum gewesen, diese Liebesgedanken — ein kurzer Traum, und doch ein schöner Traum, ein Traum, so schön, daß die Erinnerung an ihn dreißig Jahre hindurch frisch geblieben war.

Charlotte lächelte und wurde dann auf einmal wieder sehr ernst. Er mochte ja lächerlich sein der Gedanke, daß ein Freifräulein von Feldheim einen herrschaftlichen Förster heirathen könnte, aber wenn man dreißig Jahre länger gelebt und gesehen hat, wie eitel sie sind die irdischen Herrlichkeiten, wenn man erfahren hat, wie gleichgültig im Grunde die Welt, der wir unser Glück zum Opfer brachten, an unserm Glück und Unglück vorübergeht; wenn man Schönheit, Jugend, Gesundheit, Frohsinn zu Grabe getragen hat, und sich sagen muß, daß man hätte leben und lieben können, und daß man nun alt ist, und Leben und Liebe wie bleiche Schatten an dem Rande der Ewigkeit schweben — dann, ja dann sehen die Dinge sehr, sehr anders aus, und selbst die Liebe eines Freifräuleins zu einem Försterburschen steigt auf aus dem Grabe der Vergessenheit und fragt: weßhalb sie nicht leben durfte, weßhalb sie ein Traum bleiben mußte?

„Und soll unter dieser harten Probe, das sie sich selbst

aufgebürdet, die Menschheit ewig seufzen? Sollen in alle Zukunft die reinsten Quellen des Glückes verschüttet werden und die edelsten Herzen verschmachten? Soll jene Kinder, die heute so glücklich miteinander spielten, dasselbe Loos treffen? Ist es möglich, daß die beiden Mädchen sich heute selbst ihr Schicksal gesungen haben? daß die Knaben einst in Gram und Wehmuth an diese Stunde zurückdenken? Ist es möglich?

Charlotte war eben um einen jener Felsen gebogen, welche den Weg gänzlich zu hemmen schienen, und doch nur eine liebliche Aussicht künstlich verdeckten. Auf der Bank, die man auf dem kleinen, von einer Hängeweide überschatteten Platze angebracht hatte, saß Jemand, der den Arm auf die Lehne der Bank und den Kopf auf den Arm gelegt hatte und in seinen Träumereien so vertieft war, daß er den leichten Schritt der Herankommenden überhörte. Es war Leo.

Fräulein Charlotte glaubte ein leises Schluchzen zu vernehmen. Voll Mitleids trat sie noch näher und legte ihm leise die Hand auf die Schulter. Sie hatte sich nicht getäuscht.

Das bleiche Gesicht, das erschrocken zu ihr aufstarrte, war von Thränen überströmt.

„Warum sind Sie nicht bei den Andern, die im Saale singen?“ fragte Charlotte, welche dieser Anblick selbst verlegen gemacht hatte.

„Ich kann ja nicht singen,“ antwortete der Knabe.

Es lag eine solche Verzweiflung in diesen einfachen Worten und in dem Tone, in welchem sie gesprochen wurden, daß Charlotte sich auf das innigste gerührt fühlte.

Aber bevor Charlotte noch für das Mitleid, das sie fühlte, einen passenden Ausdruck finden konnte, hatte Leo

schon seine Thränen getrockner, und in dem Ausdruck seines Gesichts lag vielmehr Scham, daß er sich so hatte überraschen lassen, als der Wunsch, sich mittheilen zu können. Die feinsinnige Charlotte fühlte das sehr wohl und sie machte keinen Versuch, in diesem Augenblicke das Vertrauen des Knaben zu gewinnen. Mit dem Tact einer Dame von Welt sprach sie, während sie zusammen nach dem Schlosse zurückschritten, über andere Dinge; fragte nach Leo's Studien, nach dem Pastor und welchen Eindruck derselbe auf ihn gemacht habe.

Leo antwortete einsylbig und zerstreut.

Zehntes Capitel.

Acht Tage später — die Stoppeln standen jetzt überall auf den Feldern und hie und da fing man auch schon an, die Trauben zu pflücken — nahm die Gegend um Feldheim herum plötzlich ein sehr kriegerisches Aussehen an. Die fünfzehntausend Mann starke Besatzung der ein paar Meilen entfernten Festung und Hauptstadt des Regierungsbezirkes war von einem detachirten feindlichen Corps, das man auf zwanzig-, ja auf fünfundzwanzigtausend Mann schätzte, überfallen worden. Die Feinde schienen es auf eine regelmäßige Belagerung abgesehen zu haben, die in der Festung dieser Gefahr um jeden Preis begegnen zu wollen. Es verging kein Tag, ja kaum eine Nacht, wo sie nicht mit bald größeren, bald geringeren Streitkräften Ausfälle machten, bei denen es wohl recht heiß herging, denn die stillen Berge und Wälder widerhallten von dem schrecklichsten Kanonendonner und unaufhörlichem Flintengeknatter. Indessen waren diese großen und ohne Zweifel heldenmüthigen Anstrengungen von keinem sichtbaren Erfolge begleitet. Wenigstens setzte sich der hartnäckige Feind überall in den Dörfern fest, ja errichtete an passenden Stellen stehende Lager, die sehr zierlich anzusehen waren, und Schaaren friedlicher Land- und Städtebewohner von nah und fern herbeilockten. Was gab es da nicht Alles

zu schauen! Marschirende, in dichte Wolken von Staub gehüllte Colonnen; muntere Jäger auf Vorposten am Waldeshag unter schattigen Bäumen; Husaren, die ihre Pferde striegelten; Cürassiere, die ihre Harnische putzten; lange Reihen von Gewehr-Pyramiden, die gelegentlich wie ein Kartenhaus umfielen; Marketenderwagen, die von Neugierigen und Durstigen umlagert, Marode und Kranke, die von den Lazareth-Gehilfen hinter die Fronte geführt wurden; zwischendurch Ordonnanzen, auf keuchenden Rossen hügelaufjagend, um zu melden, daß nichts zu melden sei, aber schon durch ihren bloßen Anblick die Seele der Zuschauer mit dem Gefühl der ungeheuren Wichtigkeit der Dinge, die hier vor sich gingen, erfüllend.

Nicht geringer war die Aufregung, die auf dem Feldheimer Schlosse herrschte. Den Monarchen, der am vierzehnten Tage mit seinem Gefolge eingetroffen, den jungen Kronprinzen mit seiner Begleitung, die große Zahl der höheren und niederen Hofbedienten so unterzubringen, daß sich jeder nach den Ansprüchen, die er machen durfte, logirt sah, war eine schwere Aufgabe, die indessen von Charlotten auf das vollkommenste gelöst wurde.

Sie hatte mit Hilfe Tante Malchens, deren Tüchtigkeit in solchen Dingen erprobt war, ihre Dispositionen so klug und umsichtig getroffen, daß nicht die geringste Verwirrung einriß und Alles sich gleichsam wie von selbst machte. Wenigstens war der Abend der Ankunft und die erste Nacht glücklich vorübergegangen und so ließ sich hoffen, daß jetzt, nach Ueberwindung der ersten und größten Schwierigkeiten, auch die folgenden beiden Tage ohne Unfall verlaufen würden.

Es war am Morgen des ersten Tages. In der Veranda vor dem Gartensaale gingen die beiden Brü-

der von Tuchheim, der Freiherr und der General, auf und ab. Die Luft war empfindlich kühl, obgleich die Sonne hell genug schien und die Schatten der mit wildem Wein umrankten schlanken Säulen, welche das leichte Dach der Veranda trugen, auf den Fußboden zeichnete. Der Freiherr schien die Kühle nicht zu empfinden; er hatte nicht einmal einen Ueberrock an, nur oben einen Knopf seines Fracks über der weißen Weste zugeknöpft; der General dagegen hüllte seine lange magere Figur dicht in den faltigen Mantel, und sein bleiches Gesicht sah sehr frostig aus, obgleich er sich augenscheinlich Mühe gab, den rüstigen Bruder nicht merken zu lassen, wie wenig ihm die kühle Morgenluft behagte.

„Es ist mir lieb," sagte der General, „daß ich dich sprechen kann, bevor der König dich rufen läßt; ich möchte mir erlauben, dir einige Andeutungen zu machen, die dir in der Unterredung doch vielleicht von Nutzen sein können."

„Ich bin dir sehr verbunden," erwiderte der Freiherr lächelnd; aber du weißt, Joseph, daß ich — im Gegensatz zu dir — unvorbereitet am besten spreche, und überhaupt mich nur dann schicklich benehme, wenn ich vollkommen unbefangen bin."

„Ich weiß es," sagte der General, „aber, was ich dir sagen wollte, ist von solcher Wichtigkeit, daß du mir schon verstatten mußt, dir für dies eine Mal deine undiplomatische Sorglosigkeit zu rauben."

„Du machst mich in der That neugierig," murmelte der Freiherr, der bereits ungeduldig zu werden begann.

Der General warf schnelle prüfende Blicke nach allen Seiten, um sich zu vergewissern, daß kein Lauscher in der Nähe sei, und sagte in einem noch leiseren Tone, als in welchem er sonst schon zu sprechen pflegte:

„Der König wird alt, Karl; das heißt, wenn er auch nicht älter ist, als wir, so hat er doch nicht unsere zähe Natur, und die Sünden einer allzu wild durchstürmten Jugend — mit einem Worte, er ist nicht mehr, der er noch vor kurzer Zeit war, und ich habe die feste, übrigens auch von anderer Seite her verbürgte Ueberzeugung, daß er nur noch wenige Jahre zu leben hat."

„In der That!" erwiderte der Freiherr, „ich habe ihn gestern Abend zwar nur sehr flüchtig gesehen, indessen" —

„Verlaß dich auf mich und meine Quellen," unterbrach ihn der General, „der König hat nicht lange mehr zu leben, und eines schönen Morgens werden wir durch den Ruf überrascht werden: „Le roi est mort, vive le roi!"

Der Freiherr knöpfte an seinem Frack. Die Wendung, welche die Unterredung mit dem Bruder zu nehmen drohte, mißfiel ihm ausnehmend; indessen sagte er nichts. Es wäre ja nicht das erstemal gewesen, daß der General mit geheimnißvoll feierlichen Falten ein Nichts bedeckte. Der General fuhr fort:

„Du kennst meine Stellung bei Hofe, oder vielmehr du kennst sie nicht, denn nichts ruht auf künstlicheren Schrauben, als diese meine Stellung. Der König will mir wohl, das heißt er würde mir wohler wollen, wenn ich dümmer oder er klüger wäre. So hat er einfach vor mir nur den Respect, den eine vulgäre Natur nothwendig vor einer höheren empfindet; aber Respect ist nicht Liebe; Respect haben zu müssen, ist unbequem, besonders wenn man König ist, und so wäre denn dieser Respect eine der künstlichen Schrauben, von denen ich vorhin sprach. Kommt mein Verhältniß zum Kronprinzen. Es sieht ganz anders aus und ist im Grunde doch dasselbe, welches ich zum

König habe. Auch der Kronprinz liebt mich nicht; er ist bei all seiner bedeutenden Begabung zu launisch, wetterwendisch und flatterhaft, und vor allen Dingen zu eitel, als daß er, wenn er erwachsen sein wird, den Anblick eines Mannes, der ihn so oft klein gesehen hat, ertragen könnte. Wenigstens bin ich meiner Sache keineswegs sicher, und auch von ihm und mir möchte es dermaleinst heißen, es war ein neuer König im Lande, der wußte nicht von Joseph."

Der Freiherr, dessen Mund sich während dieser Auseinandersetzung schon ein paarmal spöttisch verzogen hatte, konnte sich hier nicht enthalten, gerade herauszulachen. Das Citat war so trefflich! hieß doch auch der General Joseph, wie der Minister jenes alten Pharao von Egypten!

„Nun ja," sagte der General, „warum sollten wir nicht für einen Moment die Sache von ihrer komischen Seite betrachten; die ernste drängt sich uns schon von selber auf. Denn siehst du, lieber Karl, für mich ist die Aussicht, in Kurzem meinen Einfluß bei Hofe einzubüßen, nichts weniger als erfreulich. Ich bin nicht unabhängig wie du — der Rest meines Vermögens wird eben noch hinreichen, meiner Josephe eine anständige Aussteuer zu geben — enfin, ich muß mich halten, halten auf jeden Fall, durch jedes Mittel, und wenn ich nicht mehr auf eigenen Füßen stehen kann, muß ich suchen, mich auf andere zu stützen."

„Jedenfalls würde ich in der Wahl einer solchen Stütze sehr vorsichtig sein," meinte der Freiherr.

„Ich flehe dich an, Karl," sagte der General, „höre mir aufmerksam zu; es handelt sich um sehr wichtige Dinge, und unsere Zeit ist knapp gemessen. Wir leben in einer wunderbaren Periode, Karl; überall keimt und treibt

es und drängt nach Entwickelung. Ich bin, wie du weißt, kein Neuerer, keiner jener ungestümen Schwärmgeister — ein Lieblingswort unseres Vaters, Karl! — die da glauben, mit ein paar tönenden Phrasen Alles von Grund aus reformiren zu können; aber so viel sehe ich doch — etwas müßte geschehen und es geschieht nichts. Man denkt nicht daran, die Bewegung zu leiten, ihr eine bestimmte Richtung — die wünschenswerthe Richtung zu geben — im Gegentheil, man hemmt sie, so viel man kann, und thut es in der ungeschicktesten, täppischsten, plumpsten Weise. Daß dem so ist, kann freilich den Eingeweihten nicht Wunder nehmen. Der König ist stumpf, ist es stets gewesen, ist es jetzt mehr als je. Er haßt instinctiv Alles, was nur den Anschein einer Aenderung, einer Neuerung hat; er möchte eine chinesische Mauer um den Staat, ja um jede Provinz, womöglich um jeden Regierungsbezirk und um jedes Stadtgebiet ziehen, damit es nur ja so bliebe, wie es vor fünfzig Jahren gewesen ist. Dieser Zustand kann nicht ewig dauern. Selbst wenn wir einer gewaltsamen Katastrophe entgehen — die ich nebenbei keineswegs zu den Unmöglichkeiten rechne — muß ein Umschwung stattfinden, und der Tod des Königs wird das Signal dazu sein. Der Prinz ist, trotz seiner despotischen Gelüste, bei seiner unglaublich lebhaften Phantasie für alles Neue sehr empfänglich, und seine Eitelkeit wird ihn die Beute eines Jeden werden lassen, der ihm die Rolle eines Reformators aufzuschwatzen versteht. Wer in jenem Augenblicke, den ich mit vollster Deutlichkeit kommen sehe, sein Vertrauen besäße, der würde der Mann der Situation und würde allmächtig sein. Es scheint, daß ich die Anwartschaft zu diesem Glück hätte, aber, wie ich schon vorhin sagte, es scheint nur so. Er wird nach dem Ruhme

trachten, der Thäter seiner Thaten zu sein, und die Erinnerung an das, was er mir verdankt, würde ihm die Illusion allzu grausam zerstören. Sein Verhältniß zu dem Manne, dem er dann sein Vertrauen schenkte, müßte bis zu dem Momente ein mehr oberflächliches gewesen sein. Es müßte den Anschein haben, als ob er den Mann gleichsam erst entdeckt hätte, und doch, damit er ihn entdecken könnte, müßte der Mann bereits seit längerer Zeit, des Stichwortes gewärtig, hinter der Coulisse sich aufgehalten haben, um sofort auf der Bühne erscheinen zu können. Du verstehst mich doch, Karl?"

„Halb und halb," erwiderte der Freiherr, den das politische Schachspiel, das der Bruder so vor seinen Augen aufstellte, unwillkürlich zu interessiren begann.

„Du wirst mich hoffentlich alsbald ganz verstehen," sagte der General.

In diesem Augenblicke schlug die Schloßuhr. Der General horchte auf.

„Bereits acht Uhr," murmelte er; „der König wird dich sogleich rufen lassen. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Höre!"

Eine lebhafte Röthe hatte sich über seine bleichen Wangen ergossen; er sprach das Folgende in einem schnelleren, fast leidenschaftlichen Tempo:

„Der Mann, den ich meine, der Mann, der Alles leisten kann, was der große Augenblick erfordert, weil er alle Eigenschaften dazu in sich vereinigt, ist kein Anderer als du. Ich bitte dich, laß mich ausreden, ohne mich zu unterbrechen. Der König hat sich mit Massenbach, der ihm nicht geschmeidig genug ist, überworfen; der Bruch ist irreparabel. Massenbach ist nur darum noch im Amte, weil sich ein Nachfolger, der dem König zusagte,

bis jetzt noch nicht gefunden hat. Ich habe dich vorgeschlagen, und der König ist mit einer an ihm ganz ungewöhnlichen Lebhaftigkeit auf meine Idee eingegangen. Das würde unter anderen Umständen kein besonderes Compliment für dich sein, denn für gewöhnlich fällt die Wahl Sr. Majestät auf die größten Hohlköpfe, deren er habhaft werden kann; diesmal aber gereicht dir deine landständische Opposition gegen Massenbach's Verwaltung zur Empfehlung; es würde den Mann entsetzlich kränken, wenn gerade du sein Nachfolger würdest, und das ist dem Könige in der Laune, in welcher er sich befindet, eben recht. Ueberdies hat der König aus der Zeit, wo ihr zusammen im Felde standet, stets ein besonderes Faible für dich gehabt. Du gehörst zu den wenigen Menschen, die er — vielleicht gegen seine Ueberzeugung — wirklich liebt, wie ja denn Jeder dergleichen unerklärliche Idiosynkrasien hat. Mit Einem Worte, es bedurfte von meiner Seite nur eines geringen Anstoßes, um ihn für dich einzunehmen. Du wirst jetzt begreifen, weßhalb ich den König dazu bestimmte, gerade in deinem Hause das Hauptquartier aufzuschlagen, und warum er so bereitwillig darauf eingegangen ist. Die Sache macht sich nun wie von selbst. Du brauchst nur zuzugreifen; nur an dir wird es liegen, wenn du nicht binnen vierundzwanzig Stunden, binnen einer Stunde vielleicht, Minister der öffentlichen Bauten, des Handels und der Gewerbe bist. Von da aber bis zum Vorsitzenden in dem Cabinet des Königs il n'y a qu'un pas."

Hier wurde die Unterredung der beiden Brüder durch einen der königlichen Kammerherren unterbrochen, welcher meldete, daß Se. Majestät Excellenz zu sprechen wünschten. Der General warf seinen Mantel ab und entfernte

sich mit dem Kammerherrn, nachdem er noch vorher dem Bruder einen bedeutenden Blick zugeworfen hatte.

Der Freiherr blieb in der Veranda zurück, durch des Generals Mittheilungen in einer Weise erregt, daß er selbst darüber erstaunt war.

„Ist es möglich," sprach er bei sich, während er mit raschen Schritten auf und ab ging, „daß dieser Traum von Macht für alle Menschen gleich berückend ist? Was habe ich, der ich mich mein Lebenlang von diesen Dingen geflissentlich ferngehalten habe, damit zu schaffen? Und doch, und doch! wenn es gelänge, wenn ich mir wirklich den Einfluß verschaffen könnte, den ich brauchte — ich habe so Manches auf dem Herzen — in der Forstverwaltung — in den Gemeinde-Angelegenheiten — da ist noch Unendliches zu thun — aber nein, nein! es geht ja nicht, kann ja nicht gehen. Ja, wenn man dabei auf geradem Wege fortschreiten könnte, aber davon ist ja nicht die Rede, und durch Schliche und Ränke zu meinem Ziele zu kommen, das war ja wohl meine Sache nie. Soll ich mich, der ich so stolz darauf gewesen bin, auf meinem von den Aeltervätern ererbten Grund und Boden zu sitzen, der ich den stellenjägerischen, decorationshungrigen Hofadel so verachtet habe, nun auf meine alten Tage zum Höfling machen? Meinen alten Rücken Geschmeidigkeit lehren? Jetzt noch lernen Ja sagen, wo ich Nein meine? Und Unterwürfigkeit blicken, wo ich vielleicht Verachtung im Herzen fühle? Unmöglich!"

Der Freiherr nahm den Hut ab und trocknete sich die Stirn; die Sache sollte abgethan sein, aber sie war es noch nicht. Wie summende Fliegen umschwirrten ihn die quälenden Gedanken.

„Und wenn ich nun Nein sage, wird der König nicht

die Schuld auf Joseph schieben, der ihn besser hätte unterrichten sollen? Kann meine Weigerung ihn nicht seine Stellung kosten! Verdammt! Wer hieß den vorsichtigen Diplomaten so unvorsichtig sein? Oder ist auch das nur schlaue Berechnung? Hat er mich überrumpeln wollen, in der Voraussicht, daß in dieser Sache durch Ueberzeugung nicht auf mich zu wirken ist? So hätte er sich freilich in seinem eigenen Netz gefangen, denn, Bruder oder nicht, das Opfer kann Niemand von mir verlangen."

Des Freiherrn schönes Gesicht wurde immer finsterer, je länger er nachdachte. Er lehnte sich an eine der Säulen und schaute gesenkten Hauptes düster vor sich hin.

„Es hätte freilich auch noch andere Vortheile," murmelte er. „Meine Angelegenheiten stehen schon seit einigen Jahren nicht mehr so gut als sonst. Ich habe Charlotten die zehntausend Thaler, die sie mir zum Ankauf des Vorwerks, das sich schließlich als gänzlich nutzlos erwiesen, geliehen hat, noch nicht wieder bezahlen können, und wo ich bei der jetzigen Klemme Geld aufbringen soll, diese neuen Ausgaben zu bestreiten, weiß ich vorläufig auch noch nicht; ich müßte denn eine neue Anleihe bei Charlotten machen — wovor mich Gott bewahre! Der Ministergehalt wäre unter diesen Umständen ein trefflicher Zuschuß, ich müßte dann freilich die Güter wieder verpachten, und ich habe mich nun bereits fünfundzwanzig Jahre darauf gefreut, sie endlich einmal selbst bewirthschaften zu können. Und doch, überlegen müßte man es; eine so glänzende Gelegenheit von der Hand zu weisen, wäre thöricht. Aber der König wird in seiner täppischen Weise eine definitive Antwort haben wollen. Daß Joseph auch nicht vorher den Mund aufgethan hat! Es ist seine eigene Schuld,

wenn die Sache nicht den von ihm gewünschten Ausgang nimmt."

Der General kam zurück.

„Du wirst heute Morgen keine Audienz mehr erhalten," sagte er verdrießlich. „Des Königs Kopf ist mit albernen Manöver-Gedanken angefüllt, er hat die Pferde zu satteln befohlen."

Der Freiherr athmete auf.

„Einestheils ist es mir lieb," fuhr der General fort; „ich fürchtete doch schon, die Sache sei dir zu schnell gekommen, und, gewissenhaft wie du bist, würdest du lieber Nein sagen, als auf etwas, das dir nicht ganz unbedenklich schien, eingehen. Wir sprechen noch darüber, nicht wahr?"

„Ja wol," sagte der Freiherr.

„Und was ich sagen wollte, wir müssen heute Morgen Alle mit, auch der Prinz. Aber für den Nachmittag haben wir eine besondere Partie vor. Du weißt, wie sehr der Prinz an Sara Gutmann attachirt ist. Sara hat ihn gebeten, er möge sich, wenn er hieher komme, ihre Verwandten vorstellen lassen. Der Prinz hat so viel von dem alten Försterhause gehört, daß er es durchaus sehen will. Ich habe nichts dagegen, au contraire, ich finde es ganz vortheilhaft, dergleichen menschliche Empfindungen, aus denen sich hernach doch vielleicht politisches Kapital schlagen läßt, zu nähren. So wollen wir denn heute Nachmittag, vielleicht auch erst gegen Abend, eine Excursion dahin machen. Dein Henri muß natürlich dabei sein. Auch an diese Begegnung läßt sich später wol einmal wieder anknüpfen. — Ach, da sind Sie ja, lieber Graf!"

Der Hofmarschall, Graf Stotternheim, einer von des Generals Nebenbuhlern in der Gunst der höchsten Herr-

schaften und sein geschworener Gegner, trat heran. Der General und der Graf begrüßten sich mit der Cordialität zweier intimer Freunde; es kamen noch andere Herren aus dem Gefolge, hauptsächlich hohe Militärs. Der General mußte zum Prinzen, der Freiherr selbst zum Könige, den er bereits in voller Uniform zum Ausritt fertig traf. Der Monarch war sehr gnädig und sprach seinen Dank für die Bewirthung mit ein paar Phrasen aus, welche einige Höflinge für die zusammenhängendste Rede erklärten, die Se. Majestät seit fünf Jahren gehalten habe. Dann ging es auf den Platz vor dem Portal des Schlosses, von wo die Cavalcade aufbrach. Es war ein prächtiger Anblick: die schönen, muthigen Pferde mit den bunten Schabracken und dem eleganten Sattelzeug, und die verschieden uniformirten, ordensgeschmückten Reiter, die sich Alle zu gleicher Zeit in die Sättel schwangen. Von dannen sprengte die Schaar, voran der König, im Vergleich mit den Herren seines Gefolges mit gesuchter Einfachheit gekleidet, auf einem stattlichen Rappen; unmittelbar hinter ihm der jugendliche Prinz und der General; dann das Gewimmel der glänzenden Suite, zuletzt der Troß der Diener und Reitknechte.

Der Freiherr war am Fuße der Treppe stehen geblieben. Das verbindliche Lächeln, mit der er seine Abschiedsverbeugung gegen den Monarchen begleitet hatte, war sofort verschwunden, und der besorgte, nachdenkliche Ausdruck von vorhin lag wieder auf dem schönen Gesicht. Er hätte dem Bruder so gern noch zugeflüstert, in der besprochenen Angelegenheit auf keinen Fall weiterzugehen; aber es war nicht möglich gewesen. Auch der Ausflug nach dem Försterhause, welchen der General beabsichtigte, hatte aus mehr als einem Grunde gar nicht

seinen Beifall. Nun ließ sich auch dagegen nichts mehr thun. Der Freiherr hatte die größte Lust, diese glänzende Ehre des königlichen Besuches, die ihm so viel Sorgen bereitete, herzlich zu verwünschen. Glücklicherweise kam, wie ein guter Geist, Charlotte in diesem Augenblicke. Der klugen, feinsinnigen, geliebten Schwester Alles mitzutheilen, was er auf dem Herzen hatte, war dem Freiherrn schon seit langen Jahren, ja eigentlich von frühester Jugend, Bedürfniß. Er athmete ordentlich auf, als er das sanfte, bleiche Gesicht erblickte. Lebhaft trat er auf sie zu und sagte, indem er ihren Arm nahm: „Ich habe Dir Manches mitzutheilen, Charlotte, hast du Zeit?“

„Für dich immer,“ erwiderte Charlotte mit freundlichem Lächeln.

Die Geschwister machten eine lange Promenade durch den morgenfrischen Garten, von welcher der Freiherr sehr erquickt und um Vieles ruhiger in seinem Gemüthe zurückkam.

Elftes Capitel.

Auch die Stille des Försterhauses hatte der kriegerische Lärm, welcher die ganze Gegend durchhallte, hin und wieder gestört. Patrouillen, die sich verlaufen hatten, waren von Tante Malchen mit Brot und Milch erquickt und vom Förster auf den rechten Weg gewiesen worden; eine Schwadron Husaren hatte auf dem freien Platze vor dem Hause Halt gemacht und ihre Pferde gefüttert; einmal hatte sogar in unmittelbarster Nähe des Gehöftes ein lebhaftes Tirailleurgefecht stattgefunden, das die Hunde im Zwinger, welche das fortwährende Flintengeknatter für eine Jagd im großen Maßstabe hielten, fast zur Verzweiflung brachte und Tante Malchen's Tauben, welche eben zu ihrem Morgenausfluge aufgebrochen waren, so verschüchterte, daß sie erst am folgenden Tage wieder nach ihrem Schlag zurückzukehren wagten.

In einer kaum geringeren Aufregung befand sich die junge Welt, zu welcher jetzt auch Henri gehörte, der den beiweitem größten Theil seiner Zeit auf dem Försterhause zubrachte. Henri's entschiedene, an Schwärmerei grenzende Neigung für das Soldatenthum und Alles, was damit in Verbindung stand, hatte die Uebrigen, zum wenigsten Walter und Silvia, in Mitleidenschaft gezogen. Er wußte — Gott weiß woher — immer ziemlich genau, was

am nächsten Tage geschehen, wo man die verschiedenen Truppentheile finden und an welchen Orten und zu welcher Stunde es wahrscheinlich zum Gefecht kommen werde.

Zuschauer eines solchen Gefechtes zu sein, war, da er doch einmal nicht als Mithandelnder theilnehmen durfte, die höchste irdische Glückseligkeit, die Henri's Phantasie sich ausmalen konnte, und so bat und quälte er denn so lange, bis der Förster seine zwei Braunen an den kleinen Leiterwagen spannen und die junge Gesellschaft von dem Knechte nach dem von Henri bezeichneten Orte fahren ließ. Einmal verfehlte man die Richtung und mußte, ohne etwas gesehen und gehört zu haben, nach Hause zurückkehren; ein anderesmal aber genoß man von dem Rande des Waldes aus den Anblick eines Reiterangriffs auf ein paar Infanterie-Quarrés und konnte, als man nach Hause zurückgekommen war, nicht Rühmens genug davon machen, wie prächtig es ausgesehen habe, als plötzlich die unabsehbare Linie der zwei Reiter-Regimenter — Cürassiere und rothe Husaren — über dem langgestreckten Hügelrücken auftauchte und in vollem Jagen auf die marschirenden Colonnen zukam, die sich mit Blitzesschnelle „nach der Mitte in Colonne, Quarré fertig" formirten, und Salve auf Salve den Angreifern entgegendonnerten; wie dann die Reiter-Regimenter in Zügen rechts abgeschwenkt und wieder hinter dem Rücken des Hügels verschwunden seien.

Und das war noch nicht Alles gewesen. Als die Colonnen sich wieder in Bewegung setzten, hatten sie an dem etwas erhöhten Waldrande, auf dem das leichte Fuhrwerk hielt, vorbeigemußt. Der Anblick Silvia's, die hoch aufgerichtet im Wagen stand, hatte die größte Sensation hervorgebracht; die Officiere, von denen Henri einige persönlich bekannt waren, hatten mit dem Degen salutirt, die

Soldaten hatten Hurrah gerufen, das Spiel war gerührt worden, und so waren sie vorübergezogen zum Triumphe Silvia's, deren Wangen vor freudigem Erstaunen über so viel Huldigungen glühten, zum Entzücken Henri's und Walter's, welche sich in Erwiderung der Hurrahs der Soldaten heiser schrien und zum Entsetzen des Knechtes, der die durch all' den Lärmen erschreckten Pferde kaum noch hatte halten können.

Für gewöhnlich waren es nur Silvia, Walter und Henri gewesen, die an diesen Ausflügen theilnahmen; Leo war meistens unter diesem und jenem Vorwande zu Hause geblieben. Einmal fühlte er sich nicht wohl, ein anderesmal hatte er zu arbeiten, wieder ein anderesmal mußte er seinen Vater in Feldheim besuchen. Walter, der von Henri's kriegerischem Fieber angesteckt war, versuchte wol, Leo zum Mitkommen zu bewegen; Henri und Silvia aber schienen froh zu sein, wenn der Platz auf dem kleinen Wagen nicht unnöthig eingeengt wurde.

So kam der Tag nach der Ankunft des Königs heran. Für den Nachmittag hatte Heinrich einen Ausflug nach einem Hügel projectirt, von welchem aus man den König mit seinem ganzen Stabe und ein großes Artillerie-Gefecht, das vor den Augen Sr. Majestät stattfinden sollte, sicher würde übersehen können. Bereits hatte der Förster seine Einwilligung gegeben, die Pferde waren schon an den Leiterwagen gespannt, als ein königlicher Reitknecht in vollem Jagen angesprengt kam und dem Förster ein Billet überbrachte, das dieser sofort erbrach und mit einer Miene las, die den harrenden Knaben nicht viel Gutes verkündete.

„Was gibt's, Herr Gutmann?“ fragte Henri, „ich soll doch wol nicht nach Hause kommen?“

„Im Gegentheil," sagte der Förster, wieder in den Brief blickend; „der Herr Onkel schreibt, daß Sie sich unter keinen Umständen von hier entfernen dürften, da gegen fünf Uhr Se. königliche Hoheit der Kronprinz mit ganz kleinem Gefolge uns mit einem Besuche beehren werden."

Der Förster machte ein sehr nachdenkliches Gesicht, und fing an mit langsamen Schritten vor dem Hause auf und ab zu gehen. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick in den Brief, wie um sich zu versichern, daß wirklich Alles so auf dem Papier stehe. Endlich rief er laut nach seiner Schwester.

Tante Malchen kam aus der Speisekammer, wo sie Butterbrote, welche die Kinder auf ihrer Ausfahrt mitnehmen sollten, gestrichen hatte, herbeigetrippelt. Die Nachricht von dem bevorstehenden Besuche des Prinzen, welche ihr der Bruder ohne alle weitere Einleitung mittheilte, brachte die gute Dame ganz außer sich. Sie wurde zuerst blaß vor Schreck, dann dunkelroth bei dem Gedanken, daß sie heute Nachmittag — es war gerade Samstag — in der guten Stube hatte scheuern lassen. Außerdem habe sie heute nichts, aber auch gar nichts im Hause, womit sie so hohe Gäste würdig bewirthen könne. Die Wirkung so vieler zu gleicher Zeit auf Tante Malchen einstürmenden Schrecken war, daß sie sich auf die Bank vor die Thür setzte, das Gesicht mit der Schürze bedeckte und bitterlich zu weinen anfing.

Der sonst so nachsichtige Förster gerieth in die übelste Laune. Er sagte Malchen, daß durch ihre Thränen die gute Stube nicht trocken würde, und wünschte zu wissen, ob es eines Christenmenschen würdig sei, sich vor Jemandem, der doch schließlich auch Gottes Creatur wäre, so zu

ängstigen. Ein Försterhaus sei kein Schloß — das wüßte jedes Kind, und der Kronprinz habe schon längst die Kinderschuhe ausgetreten. Tante Malchen, die so harte Worte seit undenklicher Zeit nicht von ihres Bruders Lippen gehört hatte, eilte schluchzend in's Haus und versuchte in ihrer leeren Speisekammer sich über die Schelte ihres Bruders und über die Schande, welche dem Försterhause bevorstand, so gut es gehen wollte, zu trösten.

Der Wagen stand noch immer bespannt vor der Thür. Silvia, Henri und Walter saßen auf den Strohsäcken und sahen sich mit erstaunten Gesichtern an; der Förster fragte, ob sie denn ewig sitzen bleiben wollten; der Knecht möge sich sputen, fertig zu werden, der Prinz werde alsbald kommen, und wer dann die Pferde in den Stall ziehen solle.

Leo hatte aus einiger Entfernung dieser Scene zugesehen. Jetzt trat er heran und bat den Onkel um die Erlaubniß, zu seinem Vater nach Feldheim hinübergehen zu dürfen. „Mach' du mir nicht auch noch den Kopf warm, Leo," rief der Förster ärgerlich, „was willst du denn heute in Feldheim? Bleib hier und thue was die Andern thun. Oder ist dir vielleicht die Gesellschaft des Kronprinzen nicht gut genug? — Na, Junge, ich wollte dir nicht weh' thun; aber ihr solltet doch auch vernünftig sein und Einem nicht in solchem Augenblicke durch den Sinn fahren. Dachte ich es doch, da kommt der Kronprinz schon."

Eine Cavalcade von vier oder fünf Reitern kam den breiten Weg durch den Wald dahergesprengt; voran auf einem feingebauten arabischen Pferdchen der fürstliche Knabe. Vor der Thür des Försterhauses hielten sie still. Die Begleiter schwangen sich aus den Sätteln. Der Förster eilte herbei, dem Prinzen das Pferd zu halten.

Sind Sie der Herr Gutmann?" fragte der Prinz mit einer sehr hellen Stimme.

„Zu Befehl, königliche Hoheit!"

„Und wer ist das hübsche Kind da auf dem Wagen?"

„Meine Tochter, königliche Hoheit!"

Der Prinz wendete sich um und rief dem General, der neben ihm stand, einige Worte in französischer Sprache zu, die der Förster, der sein Französisch ziemlich vergessen hatte, nicht verstand. Dann schwang er sich aus dem Sattel und reichte dem Förster die Hand.

„Ich denke, es wird mir bei Ihnen gefallen, lieber Gutmann," sagte der Prinz.

„Es würde mir das eine große Freude sein, königliche Hoheit," erwiderte der Förster.

Der Prinz wendete sich wieder zum General und flüsterte ihm, abermals französisch, lächend etwas zu, worauf der General, ebenfalls lächelnd, in derselben Sprache antwortete.

Der Förster wurde roth und verlegen. Er hätte es lieber gehabt, wenn der Prinz lauter, und vor Allem, wenn er nur deutsch gesprochen hätte.

Zwölftes Capitel.

Indessen war der Prinz so leutselig, daß es gewiß nicht an ihm lag, wenn sich nicht Alle vollkommen frei fühlten. Er ließ sich sämmtliche Bewohner des Försterhauses vorstellen; dankte Tante Malchen, die jetzt mit rothgeweinten Augen und einer frischen, bänderreichen Mütze erschien, für ihren guten Willen, aber er komme eben von der Tafel; bat dann die Knaben, ihn ein wenig in Hof und Garten umherzuführen, bewunderte ausnehmend den prächtigen Falken, die erst kürzlich gefangenen jungen Füchse, Silvia's zwei zahme Häschen und was denn sonst noch die Knaben Merkwürdiges und Interessantes von ihren langen Streifzügen im Walde zurückgebracht hatten.

Zuletzt, als er von der großen Buche hörte, die sechs Mann nicht umklaftern könnten, und deren Alter man auf tausend Jahre berechne, wendete er sich an den General und fragte, ob sie wol Zeit hätten, bis dorthin zu gehen. Der General sah nach der Uhr und meinte, er glaube, es verantworten zu können. So machte sich denn die ganze Gesellschaft auf den Weg, voran der Prinz in Begleitung der Knaben und Silvia's, denen der General und der Förster in einiger Entfernung folgten. Noch weiter zurück waren die beiden riesenhaften Bedienten, die, wenn man

aus ihren naserümpfenden Mienen einen Schluß ziehen durfte, durch die gemeine Umgebung, in welche sie die Laune ihres prinzlichen Gebieters versetzt hatte, ernstlich beleidigt waren.

Dem General war der Vorschlag des Prinzen sehr erwünscht gekommen; er mußte auf diesem Spaziergange Gelegenheit finden, sich mit dem Förster, der ihm bisher sichtlich ausgewichen war, ausführlich zu unterhalten. Der Förster seinerseits, der dies voraussah, hatte keine besonders freundliche Miene zu dem Vorschlag des Prinzen gemacht und ging jetzt ernst und schweigsam neben dem General her.

Der Wind hatte sich erhoben und rauschte durch die Wipfel, über denen dunkle Wolken sich gegen Westen wälzten, und die safranfarbene Helle, die von dort durch die Bäume schimmerte, mit jedem Augenblicke mehr verdunkelten. Unter den Füßen der Dahinschreitenden raschelte das dürre Laub. Dem Förster war es schier unheimlich. Er wußte nicht, was es war: der heraufziehende Sturm, den er bereits in allen Gliedern spürte, oder die Nähe des vornehmen Mannes an seiner Seite, gegen den er so viel auf dem Herzen hatte.

Der General brach zuerst das Schweigen. Er sprach von vergangenen Zeiten, wo sie zusammen durch den Wald gestreift wären und Vogelnester gesucht hätten; er erinnerte sich Anton's als eines schlanken, vielversprechenden Knaben, und bedauerte, daß dieser talentvolle, regsame Mensch in Folge seiner grenzenlosen Unbeständigkeit so ganz verarmt und körperlich wie geistig gebrochen sei. Dann kam er auf Fräulein Sara Gutmann zu sprechen, wie sie noch immer ihre schöne Wohnung im Schlosse habe und bis an ihr Lebensende behalten werde; in welcher hohen Gunst sie bei dem Prinzen, ja selbst beim Könige, in welchem Ansehen

sie überhaupt bei Hofe stehe. Leider hätten einige gichtische Anfälle in letzterer Zeit die sonst so bewunderungswerthe Rüstigkeit der trefflichen Dame beeinträchtigt und sie bei allen ihren gesellschaftlichen Verbindungen die Vereinsamung und die Trennung von ihrer Familie bitter empfinden lassen. Er sei vollkommen der Ansicht seiner Freundin (der General betonte das Wort), daß Mißhelligkeiten in Familien zumeist auf Mißverständnissen beruhten, die, ohne daß man etwas zu ihrer Berichtigung thue, sich mit der Zeit ganz von selbst aufklärten.

„Sehen Sie, lieber Herr Gutmann," sagte der General, „ich bin davon so fest überzeugt, daß ich mich keinen Augenblick besonnen habe, von Seiten des Fräulein Gutmann der Ueberbringer einer Bitte zu sein, deren Erfüllung ganz von Ihnen abhängt und durch deren Gewährung, glaube ich, viel Gutes nach allen Seiten hin bewirkt werden könnte. Fräulein Gutmann fühlt sich, wie ich schon sagte, einsam inmitten einer großen und anregenden Gesellschaft; sie verlangt nach einem Wesen, das sie lieben, dem sie, wenn sie dermaleinst stirbt, ein nicht unbedeutendes Vermögen, welches ihre Sparsamkeit im Laufe dieser Jahre aufhäufte, mit gutem Gewissen vermachen kann. Wo soll sie ein solches Wesen finden, als da, wo es des Suchens gar nicht bedarf, als hier, im Schooße ihrer Familie? Mein lieber Herr Gutmann, ich mache nicht gern lange Umschweife, am wenigsten, wo die Sache so einfach ist. Wenn Sie sich entschließen könnten, Ihr Töchterchen von sich zu geben, ich glaube — nein, ich bin fest überzeugt, daß Sie mit diesem Einen Schritt dem liebenswürdigen, anmuthigen Kinde die glänzendste Zukunft eröffnen."

Ein heftigerer Windstoß sauste durch die raschelnden Blätter; der Förster fühlte ein Beben durch den ganzen

Körper, aber er bezwang sich und sagte so ruhig als er irgend vermochte:

„Excellenz sind kein Freund von langen Umschweifen, Excellenz wissen wol von früher her, daß ich es ebenso wenig bin, und so will ich Excellenz denn ohne Umschweife sagen, daß ich mein Kind lieber todt zu meinen Füßen sehen möchte, als in dem Hause und der Obhut meiner Schwester Sara."

Der General erbleichte.

„Sie sprechen von einer Dame, die ich schätze, die sich der vollen Achtung des Kronprinzen erfreut," sagte er.

„Ich spreche von meiner Schwester," erwiderte der Förster mit unterdrückter Leidenschaft, „und wenn ein Bruder so von seiner Schwester spricht und sonst nicht eben ein schlechter Mann ist, so wird er wol guten Grund dazu haben. Ja, Herr General, ich wäre nicht auf dies Capitel gekommen, aber weil Sie mich denn doch einmal darauf gebracht haben, so mag's nun auch herunter, was mir auf dem Herzen drückt. Die Sara hat nicht gehandelt, wie meines Vaters Tochter handeln mußte; sie hat sich, als sie noch bei den Eltern lebte, vor übler Nachrede nicht zu bewahren gewußt, und als sie nach der Eltern Tod, sehr gegen meinen Willen, in die Residenz zog und Haushälterin beim Minister v. Falkenstein wurde, ist das Ding schlimmer und schlimmer geworden. Zum Minister v. Falkenstein, der nie verheirathet und wegen seiner schlimmen Lebensweise bekannt war, zöge kein ehrliches Mädchen. Das haben mir die Leute in's Gesicht gesagt und ich habe es hinunterschlucken müssen. Dann haben die Leute noch mehr gesagt — und Excellenz wissen, was die Leute gesagt haben, und das sage ich Euer Excellenz: wenn meine Ehrfurcht vor Ihrer Familie und insbesondere vor dem Freiherrn,

meinem gnädigen Herrn, minder groß wäre, als sie ist, der Förster Fritz Gutmann wäre damals zu Ihnen gekommen und hätte Sie zur Rechenschaft gezogen von wegen — was Excellenz nun, da so viel Wasser darüber bergab gelaufen, mit Gott und Ihrem Gewissen abmachen mögen."

Der Förster schwieg, weniger weil er sich ganz ausgesprochen hatte, als weil ihm die Leidenschaft für einen Moment den Athem raubte. Der General war noch blasser geworden. „Gut, sehr gut, wir wollen das nicht vergessen," murmelte er durch die Zähne.

„Machen Excellenz damit, was Sie wollen und können," sagte der Förster. „Ich wiederhole, daß es mir nicht in den Sinn gekommen wäre, alte Geschichten, die vergessen sein sollten, wieder an's Licht zu ziehen, wenn Excellenz mich nicht selber darauf gebracht hätten. Es thut mir sehr, sehr leid, daß so etwas an einem solchen Tage, wo ich durch die Anwesenheit des Kronprinzen so hoch geehrt werde, zur Sprache kommen mußte."

Der Förster hatte das kaum gesagt, als von der großen Buche her, von der sie noch eine Strecke entfernt waren, die helle Stimme des Kronprinzen in lautem, ja kreischendem Tone scheltend und hilferufend sich vernehmen ließ. Der General beschleunigte seine Schritte; der Förster folgte ihm, voller Unruhe über die Veranlassung dieses seltsamen Lärmens.

Der Kronprinz war mit seiner jungen Begleitung unter Lachen und Scherzen den Waldpfad hinaufgegangen. Er sprach über die Achsel gewandt lebhaft zu den Knaben, die unwillkürlich ein wenig zurückblieben, wobei er Henri „mein lieber Freiherr" und „Sie", die beiden andern Knaben aber „du" nannte. Gegen Silvia war er besonders zuvorkommend; er erklärte, daß sie seiner Cousine, der

Prinzeß Mathilde, sprechend ähnlich sehe, nur daß sie noch zehnmal hübscher sei; sie müsse durchaus nach der Residenz kommen, er wolle ihr selbst alles Sehenswürdige zeigen. Auch müsse sie reiten lernen, wie Prinzeß Mathilde — er habe einen kleinen arabischen Zelter, der solle für sie zugeritten werden, und so auf dem Zelter in langem Reitkleide von dunkelblauem Sammt und einem kleinen Barett, von dem weiße Straußenfedern nickten, wolle er sie malen lassen. Das Bild werde natürlich in seinem Zimmer über seinem Arbeitstische hängen — oder besser noch in seinem Schlafgemach, dem Bette gegenüber, so daß seine Augen beim Erwachen sogleich darauf fielen.

In diesem Tone plauderte der Prinz unaufhörlich, und Silvia, die das beklommene Gefühl, welches sie im ersten Augenblicke gehabt hatte, längst losgeworden war, blieb ihm keine Antwort schuldig. Sie lachte und scherzte so frei und unbefangen, daß Henri und Walter kaum ihren Ohren trauten. Leo hatte noch kaum Ein Wort gesprochen; er hielt sich, wo es irgend anging, in scheuer Ferne; auf ein paar Fragen, welche der Prinz an ihn gerichtet, hatte er nur zögernd und stockend geantwortet.

So waren sie bis zur großen Buche gekommen — derselben Buche, an welcher an jenem Abend der Streit zwischen ihm und Silvia stattgefunden hatte. Die ganze Scene kam ihm wieder in die Erinnerung. Er sah sie vor sich stehen, bleich, mit Thränen in den großen blauen Augen; er hörte sie sagen: Schlag' zu, ich bin ja nur ein Mädchen!

Henri und Walter waren davongesprungen, den Reitknechten zu sagen, daß sie die Pferde bereit halten sollten. Der Prinz scherzte mit Silvia, die er an der Hand gefaßt hatte.

„Ich reite nun fort, aber ich komme morgen wieder, soll ich?"

„Ganz wie Sie wollen."

„Du mußt aber eben so hübsch sein, wie heute."

„Dazu kann ich nichts."

Der Prinz sah sich um; es war Niemand da außer Leo.

„Du mußt mir einen Kuß geben, Silvia."

„Das werde ich nicht thun."

„Warum nicht?"

„Weil ich nicht will."

„So nehme ich mir einen."

Der Prinz suchte einen Kuß zu erhaschen, Silvia riß sich los und sprang lachend seitwärts, der Prinz ihr nach; plötzlich fühlte er sich von hinten an dem rechten Handgelenke festgehalten. Er wendete sich um und erschrak ein wenig, als er unmittelbar in Leo's dunkle, zornblitzende Augen blickte. Aber der Schreck dauerte nur einen Moment, dann kam dem Fürstensohne das Unerhörte zum Bewußtsein, daß Jemand es wage, an ihn die Hand zu legen.

„Laß los!" sagte er mit leiser, heftiger Stimme.

„Nicht, bis Sie versprechen, Silvia nicht zu küssen."

„Laß los!" rief der Prinz lauter und versuchte seinen Arm frei zu machen, aber die Finger, die ihn umspannt hielten, schlossen sich fest und fester.

„Laß los!" schrie der Prinz und schlug mit der linken Faust seinem Gegner, der jetzt vor ihm stand, in das Gesicht. Das Blut spritzte aus Leo's Lippen, aber er biß nur die Zähne übereinander und seine Augen glühten wie brennende Kohlen.

„Hilfe, Hilfe!" kreischte der Prinz, vor Wuth und Zorn und Angst weinend. „Hilfe, Hilfe, der Junge ist verrückt; er will mich umbringen, Hilfe!"

Der General, der Förster, die Bedienten eilten herbei. Silvia stand an der großen Buche, bleich und an allen Gliedern zitternd; Leo, der den Prinzen nun losgelassen hatte, blickte wild und scheu, wie ein junger Löwe, dem man die Beute abgejagt hat; der Prinz tobte wie ein Besessener. In Ausdrücken, von denen man nicht wohl begreifen konnte, wo er sie gelernt haben konnte, schalt er auf Leo; er werde es dem Könige sagen, der Junge solle auf die Festung, solle gehängt werden. Dabei hatte er jetzt, wo er Hilfe zur Hand sah, nicht übel Lust, einen Theil der angedrohten Rache sogleich persönlich an dem Missethäter zu nehmen. Nur mit Mühe gelang es dem General, ihn einigermaßen zu beruhigen. Er versicherte Se. Hoheit, daß der Bursche exemplarisch bestraft werden solle. Nur jetzt möge Se. Hoheit die Sache auf sich beruhen lassen, um so mehr, als es die höchste Zeit sei, daß sie nach dem Schlosse zurückkehrten.

In übelster Laune wurde der kurze Weg nach dem Försterhause zurückgelegt. Dort stieg der Prinz alsbald zu Pferde und sprengte im Galopp von dannen, ohne den Förster, Tante Malchen, ja nicht einmal Silvia, geschweige denn die Knaben, eines Blickes zu würdigen.

„Du gehst auf deine Stube und bleibst da, bis ich komme," sagte der Förster ernst zu Leo.

Schweigend, gesenkten Hauptes entfernte sich der Knabe.

Der Förster machte seinem Aerger in heftigen Worten Luft. War es doch wirklich, als ob heute Alles quer gehen sollte! Zum erstenmale vielleicht so lange sie lebte, zankte er seine Silvia tüchtig aus. War sie doch schließlich — wie er sich im Geheimen sagte — an Allem schuld. Um ihrethalben hatte er dem General, der doch am Ende

seines Herrn Bruder und überdies sein Gast gewesen war, so harte Dinge gesagt; um ihrethalben war — nach dem, was er in der Eile über den Vorgang hatte ermitteln können — Leo mit dem Prinzen in Streit gerathen. Den Förster überlief es ganz kalt, wenn er dachte, was daraus für ein Unglück hätte entstehen können; er war über die Folgen noch keineswegs beruhigt, und der alte Glaube, in dem er groß geworden war, flüsterte ihm etwas von Antastung der gesalbten Person des Thronfolgers, von Majestätsverbrechen und ähnlichen Schrecknissen in's Ohr. Aber dann sagte dem loyalen Diener seines Herrn und dem treuen Unterthan seines Königs eine andere Stimme: Der Leo hat brav gehandelt; er durfte es auch nicht leiden, daß Jemand, er sei wer es sei, das Mädel küßte; so ein Kind ist sie nicht mehr, daß sie sich von Jedermann küssen zu lassen braucht. Ja, was hatte der Junge denn im Grunde anderes gethan, als die Ehre seiner Familie vertheidigt, just so, wie er selbst es gethan hatte, als er dem General die Vergangenheit in die Zähne rückte und ihm das Verlangen der Schwester, Silvia nach der Residenz zu schicken, rund abschlug.

Der Förster war schon auf dem Wege, Leo aus seiner Haft zu befreien, aber auf der untersten Stufe der Treppe blieb er stehen und sagte bei sich: Schaden kann es dem Jungen nicht, wenn man ihm einmal Gelegenheit gibt, über die Folgen seiner Heftigkeit ernstlich nachzudenken. Je älter man wird, je schwerer lernt sich das. Habe ich es doch heute an mir selbst erfahren. Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es, pflegt ja mein armer Bruder Anton zu sagen. So will ich denn einmal in seinem Geiste mit dem Jungen verfahren.

Fritz Gutmann nahm seine Flinte vom Pflock, hing sich die Jagdtasche um und ging in den Wald, ein paar Hasen auf dem Anstand zu schießen, und nebenbei sein aufgeregtes Gemüth zu beruhigen, was ihm, wie er aus langjähriger Erfahrung wußte, nirgends besser als unter dem freien Himmel gelang.

Dreizehntes Capitel.

Als Leo auf sein Zimmer kam, warf er sich auf sein Bett, drückte das Gesicht in die Kissen und überließ sich einer Leidenschaft, die seinen Körper wie mit Fieberschauern durchschüttelte und sich in leisem Stöhnen aus seiner zusammengeschnürten Brust rang. Weinen konnte er nicht, heute so wenig wie sonst.

So lag er lange Zeit, darniedergehalten von einem Jammer, der sein Gehirn betäubte. Endlich fühlte er den Schmerz seiner verwundeten Lippen, die jetzt zu bluten aufgehört hatten. Er erhob sich und wusch sein Gesicht und seine Hände.

Es war fast ganz dunkel geworden. An dem Himmel schwankte die Sichel des abnehmenden Mondes durch schwarze Wolkenmassen, die ein heftiger Wind vor sich hintrieb.

Er öffnete behutsam das Fenster und lauschte hinaus. Die Wetterfahne auf dem Dachfirste über ihm drehte sich kreischend in ihren verrosteten Angeln; die Eichenriesen des wenige Schritte entfernten Waldes knarrten und stöhnten; in dem vergilbenden Laub der Reben unter dem Fenster raschelte es unheimlich. In dem Hause war Alles still, nur aus den offenen Fenstern der nach hinten gelegenen Küche hörte er das Klappern von Pfannen und Tellern. Die Familie,

das wußte er, war um diese Zeit in der Wohnstube versammelt, jetzt war es Zeit.

Noch einmal lauschte er mit vornübergebogenem Körper hinaus, dann stieg er auf das Fensterbrett und kletterte an dem Spaliere hinab. Eine der morschen Leisten brach in seiner Hand, dennoch kam er glücklich unten an. Mit möglichst leisen Schritten eilte er über den schmalen Hof, wo die Hunde, als er an dem Zwinger vorbeikam, bellend gegen die Latten sprangen, in den Garten; aus dem Garten durch das unverschlossene Gitterpförtchen die paar Schritte hinüber an den Waldrand. Dort angelangt, wendete er sich einen Augenblick, um sich zu vergewissern, daß er nicht verfolgt werde. Alles war still, die Hunde hatten aufgehört zu bellen. Niemand hatte seine Flucht bemerkt. Er konnte gehen, wohin er wollte.

Wohin?

Daran dachte er jetzt zum erstenmale. Er hatte nur fortgewollt aus einem Hause, wo man ihn einsperrte; aus einem Hause, wo Niemand Liebe genug für ihn hatte, sich seiner in solcher Lage anzunehmen; wo man ihn ungehört verdammen, ohne Mitleid zu empfinden, mißhandeln lassen konnte. Aber jetzt wohin? wohin?

Zurück zu seinem Vater? Was sollte er da? Das alte Leben auf der Dachkammer, wo es im Sommer so heiß und im Winter so kalt war, von neuem beginnen? Mit der Katze um die Wette hungern? Denn, wenn der Vater auch Geld hatte, so verwendete er es lieber auf ein Buch, oder für sein kleines chemisches Laboratorium, als daß er Brot in den leeren Schrank gekauft hätte. Ueberdies mußte man ihn dort ja sofort finden, und er wollte nicht gefunden sein; er wollte, daß Niemand, der ihn je

gekannt, ihn wieder mit Augen erblickte — er wollte sich vor den Menschen verbergen. Wohin?

Der arme Knabe hatte so gut wie nichts von der Welt gesehen; aber so viel wußte er doch recht gut, daß man ohne Geld nicht leben könne. Er hatte keines; das Taschengeld, das ihm der Onkel geschenkt, hatte er neulich, als er in Feldheim war, dem Vater gegeben; er besaß keinen Pfennig, nichts, woraus er Geld hätte lösen können, nichts als die Kleidung, die er auf dem Leibe trug, und die war dürftig genug; nicht einmal eine Mütze hatte er in der Eile der Flucht aufgesetzt. Das bemerkte er erst, als ihm der Wind sein langes Haar in das Gesicht wehte.

Die Nacht war immer dunkler und stürmischer geworden. Schauerlich sauste es in den zum Theil schon entblätterten Kronen der Bäume, als Leo jetzt auf dem Pfade, der zu dem Stege über den Bach führte, eilends dahinschritt. Er hatte diese Richtung eingeschlagen, weil er hier herum keinen andern Weg wußte. So kam er bis an den Steg.

Er trat auf die Planke, die den Steg bildete, und blickte, sich auf das schwankende Geländer lehnend, in den Bach. Bei dem schwachen Lichte des Mondes, der von Zeit zu Zeit aus den jagenden schwarzen Wolken hervortrat, konnte er dicht unter sich das Wasser in schäumenden Wirbeln vorüberfließen sehen. Es blinkte und murmelte und lockte. Ein Druck gegen das Geländer und es stürzte mit ihm hinunter. Der Bach war hier sehr tief. Der Onkel hatte, wenn sie hinübergegangen waren, stets zur Vorsicht gemahnt.

Was würden sie sagen? Er ist aus Furcht vor Strafe in den Bach gelaufen und hat sich ertränkt. Leo erinnerte sich eines ganz ähnlichen Falles aus seinem Dorfe.

Ein Bauer hatte seinen Pferdejungen am Abend gezüchtigt und ihm gedroht, am nächsten Morgen mit der Züchtigung fortzufahren; aber in der Nacht verschwand der Junge und wurde erst vier Wochen später im Bach gefunden. Der Fall hatte in dem Dorfe nicht das mindeste Mitleid erregt. Es ist ihm ganz Recht geschehen, hatten die Leute gesagt; Einige hatten gemeint, so müsse es jedem Taugenichts ergehen.

Was würden die Leute diesmal sagen? Vielleicht dasselbe. Hatten sie ihn doch jetzt schon immer mit verwunderten Augen angesehen! Und nun sollten sie Recht gehabt haben, und Silvia sollte nach wie vor lachen und mit Henri und dem Prinzen schönthun dürfen, und mit ihnen über den Bettlerjungen spotten, der nichts Besseres zu thun gewußt hatte, als in das Wasser zu laufen? Die Lust wollte er ihr nicht gönnen.

Aus den tiefziehenden Wolken begannen einzelne Tropfen zu fallen; bald darauf fing es an, stark und immer stärker zu regnen; Leo suchte jenseits des Baches Schutz unter den Bäumen. Er dachte wol an die Höhlen am Wasserfall, aber er fürchtete mit Recht, daß es ihm in der Dunkelheit unmöglich sein würde, über die Steinblöcke in dem dichten Tann den Weg bis dahin zu finden. Sicherer war es, den Pfad durch den Forst weiter zu verfolgen.

Das that er denn auch, als das Unwetter ein wenig nachgelassen hatte. Der kalte Nachtwind und der Regen durchschauerten ihn. Er fühlte sich sehr unglücklich, aber doch nicht mehr so unglücklich als vorhin. So finstere Nacht es um ihn her und in ihm selbst war, in seinem Herzen glühte noch ein Funke — ein einziger Funke; aber er fühlte ganz deutlich die belebende Kraft, die von diesem Funken ausging. Er wußte nicht, daß es der Stolz war,

was ihn aufrecht hielt; er sagte nur immer vor sich hin: sie sollen nicht über mich spotten.

Ein helles Licht erglänzte durch die Bäume; Leo ging darauf zu, weil er in seiner Verwirrung anfänglich glaubte, es seien schon die Lichter seines Dorfes. Aber bald überzeugte er sich, daß dies nicht der Fall sein konnte; die Helligkeit war viel zu groß; auch sah er, daß er sich noch tief im Forste befand. Es war ein Wachtfeuer, welches sich das Soutien einer Vorpostenkette auf einer kleinen Lichtung im Walde angemacht hatte. Ein paar kleine aus Tannenzweigen und Stroh gebaute Hütten bezeichneten die Lagerstätte der Officiere; die Mannschaften lagen in ihre Mäntel gehüllt auf der dichten Nadeldecke unter den Bäumen, zum Theil hockten sie rauchend und plaudernd um das Feuer, das von den übermüthigen Burschen auf Kosten des Freiherrn von Tuchheim mit jungen Tannen, die sie unten an der Wurzel abgehauen hatten, reichlich genährt wurde. Manchmal schlug die Flamme bis fast zu den Gipfeln der Bäume empor und beleuchtete mit grellem Schein die wunderliche Scene.

Leo wäre gern an das Feuer getreten, seine halberstarrten Glieder zu wärmen; aber er wagte es nicht. Würde man ihm auch nicht gerade etwas Böses thun, so konnte er doch den Fragen nach Woher und Wohin nicht entgehen, und was sollte er darauf antworten? Vielleicht schickte man ihn wieder zurück; vielleicht behielt man ihn bis zum Morgen da, und er begegnete dann dem General, oder etwa gar dem Prinzen. Und nun kam ihm zum erstenmale der Gedanke, daß er durch sein Betragen gegen den Prinzen eine schwere Strafe verwirkt haben könne. Wenn man ihn als einen Verbrecher behandelte? Wenn man ihn in das Gefängniß würfe, wie ihm der Prinz gedroht hatte?

Eine Patrouille, die von der Ronde zurückkehrte, kam querwaldein gerade auf den Platz zu, wo er stand. Er duckte sich hinter ein paar große Stämme; dann, als sie vorüber war, eilte er, so schnell er konnte, auf dem Pfad, den er verlassen hatte, zurück und erreichte, denselben verfolgend, bald den Rand des Waldes.

Ein wunderbarer Anblick zeigte sich seinen Blicken. Links und rechts von seinem Dorfe, das ebenfalls durch viele Lichter ungewöhnlich hell war, zogen sich die Bivouakfeuer der lagernden Truppen in ungeheurem Halbkreise an dem Rande der Höhen und des Waldes nach der Ebene zu. Um die zunächst gelegenen sah er die Menschen sich bewegen; er sah die Bajonnette der Gewehrpyramiden in dem Widerschein des Feuers erglänzen; er hörte dumpfes Rufen und Singen, das Gewieher der Pferde und das Bellen der aufgeschreckten Dorfhunde. In seiner durch das Grauen der Nacht doppelt verschüchterten Phantasie sah der Knabe in diesen Feuern ebenso viele Augen von Ungeheuern, die alle auf ihn stierten; alle diese schattenhaften Menschen lauerten nur auf ihn; jene Gewehre standen nur darum so sorgfältig aufgereiht, um sofort ergriffen und auf ihn abgefeuert werden zu können.

Seines Vaters Häuschen lag an der ihm zugekehrten Seite des Dorfes; eine Wiese und ein paar Gärten waren nur zu durchschreiten. Sein Vater würde ihn mürrisch aufnehmen, aber er würde ihn aufnehmen; und weiter wollte er ja nichts.

Seine Knie wankten unter ihm, als er mit Aufbietung aller seiner Kräfte das Häuschen erreicht hatte. Aus dem Dorfe her, das starke Einquartierung hatte, klangen die wüsten Lieder zechender Soldaten, klang Musik und das rohe Jauchzen der Tanzenden. Leo hörte das Alles nur

noch im Traum. Er trat in die Hütte; durch die Ritzen der Thür, die in seines Vaters kleines Zimmer zu ebener Erde führte, dämmerte ein schwaches Licht. Er tastete nach der Klinke; öffnete; auf dem wackligen Tisch, an welchem der Vater zu schreiben pflegte, stand das Lämpchen, dem Erlöschen nahe. Der Vater hatte sich wol, wie er es oft that, wenn Müdigkeit ihn überwältigte, angekleidet auf das Bett gelegt. Aber er, den sonst das leiseste Geräusch erweckte, erhob sich bei Leo's Eintreten nicht; und als er näher trat, sah der Knabe, daß der Vater bleichen Gesichtes, die Hände über der Brust gefaltet, dalag, gerade als ob er todt wäre.

„Vater," sagte der Knabe, seine zitternde Hand leise auf die Hände des Schläfers legend. Keine Antwort, die Hände waren kalt; das Licht des Lämpchens flackerte noch einmal auf und erlosch.

Von namenlosem Entsetzen erfaßt, taumelt der Knabe empor und wankt nach der Thür. Aber ehe er sie erreicht, vergehen ihm die Sinne und er stürzt zur Erde, in demselben Augenblicke, wo der Wagen des Försters, der dem Flüchtling auf gut Glück hieher gefolgt ist, vor dem Häuschen vorfährt.

Vierzehntes Capitel.

Das Kriegsgewitter, welches so plötzlich über den Bergen und Thälern in der Umgegend von Tuchheim losgebrochen war, hatte sich eben so plötzlich wieder verzogen. In dem Publicum circulirten darüber die verschiedensten Gerüchte. Die Einen behaupteten, von Schnabelsdorf habe die Prophezeiung seines Gegners, des Generals von der Hasenburg, wahr gemacht und sein Pulver bereits bei der Ankunft des Königs bis auf die letzte Patrone verschossen gehabt; Andere, die Erbitterung der beiden kämpfenden Parteien sei so groß geworden, daß die Soldaten ihre Gewehre zuletzt mit kleinen Steinen und anderen gefährlichen Projectilen geladen hätten, was denn natürlich auf beiden Seiten viele und schwere Verwundungen, besonders von mißliebigen Officieren, zur Folge gehabt habe. Noch Andere munkelten von offenen Meutereien der durch den unaufhörlichen Wacht- und Vorpostendienst bis aufs höchste erbitterten Soldaten.

Wie dem nun auch sein mochte, man ließ es nicht bis zu der großen Parade, mit welcher die kriegerischen Spiele auf das würdigste hatten geschlossen werden sollen, kommen. Eines klaren Morgens ertönten in den Dörfern und Höfen überall in der Runde die Signale zum Sammeln, und bevor noch die Herbstsonne für den Tag ihren

höchsten Punkt erreicht hatte, waren die Musketiere und die Jäger, die Husaren und die Uhlanen — Kanonen und Train, war Alles von dannen gezogen.

Vom Schloß Tuchheim hatten sich die Gäste ebenfalls entfernt, und als ob in so schlimmer Zeit die Verleumdung selbst die höchsten Regionen nicht mehr verschonen wollte, hieß es: auch auf dem Schlosse sei die Stimmung beim Abschiede keineswegs ganz heiter gewesen. Man erzählte von einer geheimen Unterredung, die der König mit seinem edlen Wirthe kurz vor der Abreise gehabt habe. Der König sei in dieser Zusammenkunft so heftig geworden, daß man seine polternde und in solchen Momenten kreischende Stimme durch zwei Zimmer hindurch gehört habe, und der Freiherr sei bald darauf in das Vorzimmer getreten mit vor innerer Erregung gerötheten Wangen und mit blitzenden Augen. So viel stand fest, daß gleich nach diesem Ereigniß der Befehl zur Abreise gegeben wurde, die denn auch einige Stunden darauf mit einer gewissen Hast und Ueberstürzung stattfand — zum größten Schmerz des Generals, der von allen Plänen, mit welchen sich sein diplomatisches Herz bei der Ankunft getragen hatte, auch nicht Einen hatte in's Werk setzen können. Es war auch wirklich grausam! Der Freiherr hatte gewissermaßen schon im Ministerium gesessen, hatte schon das Ruder des Staates in der Hand gehabt, und nun hatte er nicht zugegriffen — aus purem Eigensinn nicht, aus jämmerlichen, eines Mannes unwürdigen Bedenklichkeiten nicht! Der dem General über Alles verhaßte Minister von Massenbach, sein erbittertster Gegner, blieb nun voraussichtlich im unbestrittenen Besitz seines Portefeuilles, ja der Projectenmacher konnte froh sein, wenn der Rückschlag seiner verfehlten Speculationen ihn nicht

noch härter traf. Und wie viel hatte ihm daran gelegen, seiner Freundin Sara das hübsche Förstermädchen zuzuführen! Wie respectabel würde es ausgesehen haben, wenn Sara mit einer Nichte, einer wirklichen Nichte, in der Hof-Equipage hätte in den Park fahren können. Und nun nichts von alledem! Es war fatal, recht fatal!

Und würde der Kronprinz die Beleidigung, welche ihm der Neffe Sara's zugefügt hatte, Sara nicht entgelten lassen? Der Kronprinz war bei all' seiner Leutseligkeit leicht verletzbar und sehr rachsüchtig. Der General hatte mehr als Einen Beweis davon, und er hatte den Prinzen noch nie so außer sich, so geradezu wüthend gesehen, wie bei jener unglücklichen Gelegenheit. „Der Hund muß sterben," hatte Se. königliche Hoheit fortwährend geschrien; „er muß sterben, und wenn ich ihn mit meiner eigenen Hand umbringen sollte!" Es hatte der ganzen Beredtsamkeit des diplomatischen Mentors bedurft, seinen hochgeborenen Telemach von diesen blutdürstigen Gedanken abzubringen.

So war der General, voll Groll gegen seinen Bruder und nicht minder gegen seine Schwester, in der er — nicht mit Unrecht — eine entschiedene Gegnerin seiner hochfliegenden Pläne sah, mit seinen königlichen Gebietern von dem Schlosse abgereist, und der Bruder und die Schwester athmeten hoch auf. In dem Bewußtsein, dem größeren Uebel des Hofdienstes glücklich entgangen zu sein, trug der Freiherr das kleinere Uebel der enormen Kosten der fürstlichen Bewirthung noch leichter, als er es sonst gethan hätte; und Fräulein Charlotte war herzlich froh, daß Henri keinen ernstlichen Versuch gemacht hatte, die gefährliche Gelegenheit zur Ausführung seines Lieblingswunsches zu benutzen. Wahrscheinlich war dem Knaben der Abmarsch der

Truppen zu schnell gekommen. Wenigstens hatte er sehr bestürzt ausgesehen, als nun ganz plötzlich der Aufbruch erfolgte und der General viel zu beschäftigt und viel zu verstimmt war, um bei dem Vater oder gar bei Sr. Majestät ein Wort zu Gunsten seines Neffen zu sprechen. Fräulein Charlotte tröstete sich damit, daß bei Henri's Flatterhaftigkeit aus den Augen auch aus dem Sinn sein werde; und sie drang darauf, daß man mit seiner Uebersiedlung in das Pfarrhaus und mit dem Beginn des Unterrichts keinen Tag länger zögere. Am wenigsten, meinte sie, dürfe man diesen Termin von Leo's Genesung abhängig machen, da die Krankheit des armen Knaben sich in die Länge zu ziehen drohe.

Fünfzehntes Capitel.

„Wenn wir ihn nur erst über den Berg haben, das Andere findet sich schon," pflegte der Förster Schwester Malchen mit bedeutsamer Miene zuzuflüstern, so oft er in das Krankenzimmer kam.

Und der Berg, der steile, in Nacht und Graus gehüllte Berg, über den die ängstlich flatternde Psyche sich so mühsam hatte schwingen müssen, war endlich überwunden; ein neues Land breitete sich vor den Augen des Genesenden aus, ein neues Land, in welchem Alles auf den ersten Anblick neu erschien. Und doch war dies dasselbe Zimmer, aus welchem er in jener Nacht, wie ein Dieb, in seiner Verzweiflung kaum wissend, was er that, geflohen war. Doch war dies dasselbe Bett, in dessen Kissen er damals seinen Jammer gestöhnt hatte. Doch war dieser Schein der herbstlichen Sonne, welcher des Morgens durch die blanken Scheiben fiel und die schwankenden Schatten des vergilbenden Weinlaubs auf den Fußboden streute, derselbe Sonnenschein, der so oft schon gleichgültig seinem Unmuth, seiner Sehnsucht geleuchtet hatte.

Die Tage vergingen; die Sonne schien oft nur matt durch wogende Nebel, und oft war sie ganz hinter dunklen Regenwolken verschwunden. Die letzten gelben Blätter tanzten in der Luft; die nasse schwarze Erde war ihres

Schmuckes bar. Noch immer lag Leo mit halb geschlossenen Augen, regungslos in seinem Bette, halb träumend und halb wachend, fortwährend unterhalten von den Bildern seines allzeit geschäftigen Gehirns. Sein bleiches, durch die furchtbare Krankheit noch mehr vergeistigtes Gesicht sah dabei manchmal so verklärt aus, daß Tante Malchen ihrem Bruder mit Thränen in den Augen versicherte, der Leo könne nicht mehr lange leben. Es sei ein alter Erfahrungssatz und ihre Karten (an die Bruder Fritz leider nicht glauben wollte) hätten es noch immer bestätigt, daß das letzte Stündlein von Menschen, die ihre Natur so plötzlich veränderten, mit unabweislicher Gewißheit bevorstehe. So erinnerte sie sich, daß der königliche Förster Hartwig, der sich vor fünfundzwanzig Jahren in dem Nesselbruche erschoß, acht Tage vor seinem Tode plötzlich angefangen habe, Branntwein in großen Quantitäten zu trinken, trotzdem er vorher als der nüchternste junge Mann in der Gegend bekannt war.

Da Fritz Gutmann gegen so schlagende Argumente unmöglich etwas einwenden konnte, so erwiderte er nichts, beobachtete aber desto aufmerksamer den Knaben, dessen Wesen auch ihm, freilich aus ganz anderen Gründen, ernstliche Sorge machte. „Der Junge liebt uns nicht," brummte er oft vor sich hin; „er blickt auf uns, als wären wir nicht Menschen von Fleisch und Blut — geschweige denn seine leiblichen Verwandten — sondern Schattenspiele an der Wand."

Der Förster sprach oft über Leo mit dem Freiherrn und Fräulein Charlotte, welche Beide das lebhafteste Interesse an ihrem neuen Schützling nahmen, und obgleich sie die Besorgnisse des Försters nicht so ganz theilten, wenigstens darin mit ihm übereinstimmten, daß einem solchen

Charakter eine energische Leitung, wie man sie sich von Dr. Urban versprechen zu dürfen glaubte, dringend noththue.

So kam endlich der Tag, an welchem Leo in das Pfarrhaus übersiedeln sollte, heran.

Walter und Henri waren in des Freiherrn kleiner Chaise gekommen, ihn abzuholen. Tante Malchen war, trotzdem die Entfernung von dem Försterhause bis zu dem Pastorhause nicht ganz eine halbe Stunde betrug und sie die gegründete Aussicht hatte, Leo am nächsten Sonntage wieder zu sehen, in einer sehr feierlichen und thränenreichen Stimmung. Sie hatte den Knaben sechs oder sieben Wochen lang Tag und Nacht gepflegt, und betrachtete ihn demzufolge gewissermaßen als ihr Eigenthum, obgleich es schwer zu sagen gewesen wäre, was sie denn nun eigentlich an ihm verlor.

Unterdessen war Leo mit dem Onkel in dem Zimmerchen hinter der Wohnstube, welches die Ehre genoß, des „Vaters Stube" genannt zu werden.

Der Förster saß vor einem aus gutem Tannenholz gearbeiteten Pulte, das schon die Schätze und Geheimnisse von mindestens drei Generationen der Familie Gutmann bewahrt hatte. Auf der Klappe vor ihm waren mehrere Briefschaften, Papiere, Pakete ausgebreitet. Neben dem Pulte stand Leo.

„Du gehst nun fort, mein Junge," sagte der Förster, „vorläufig nicht eben weit; aber wohin du auch gehst, ich denke, du wirst das alte Haus hier stets als dein Vaterhaus betrachten. Ich will thun, was an mir ist, daß du der Liebe eines Vaters nimmer entbehren sollst. Zwar werde ich dir nach der einen Seite hin nicht viel oder besser gar nichts helfen können; du bist jetzt schon viel gelehrter, als ich es je in meinem Leben gewesen bin; aber,

Leo, es kommen gar viele Fälle im Leben vor, wo Einer mit aller seiner Gelehrsamkeit sich nicht zu rathen und zu helfen weiß, und wenn du in solchen Stunden an deinen alten Onkel denken willst, so wird es dich hoffentlich nicht gereuen."

Des Försters Stimme wurde bei den letzten Worten ein klein wenig unsicher; er beugte sein Gesicht tiefer und kramte zwischen den Papieren.

„Hier habe ich Alles, mein Junge," fuhr er fort, „was man so braucht, um sich die Polizei vom Leibe zu halten; den Trauschein deiner Eltern, deinen Geburtsschein, Impfschein und was denn sonst dahin gehört. Ich will dir Alles aufheben, du kannst es zu jeder Zeit von mir bekommen. Dann sind hier auch die Hefte und Schreibereien, die ich bei deinem Vater gefunden habe; es ist nicht viel, wie du siehst. Ich habe nur eben so darin geblättert und will nun Alles in ein Paket binden; auch darüber magst du einmal später bestimmen. Dies, lieber Junge, ist deines Vaters ganze Hinterlassenschaft. Aber laß dir das nicht zu Herzen gehen. So lange der Freiherr und ich leben, soll es dir bis zu dem Augenblicke, wo du dir dein Brot selbst verdienen kannst, an nichts, was zu deinem Fortkommen nöthig ist, fehlen; und, wie gesagt, Leo, da der Mensch einmal nicht vom Brot allein lebt, sondern zu dem Leben, wenn es nicht gar öde und unfruchtbar sein soll, ein wenig Liebe gehört, so weißt du, wohin du dich dieserhalb zu wenden hast. Na, mein Junge, jetzt habe ich dir genug vorgepredigt und es ist Zeit, daß du in den Wagen kommst."

Der Förster, der während der letzten Worte die Papiere weggekramt und den Schrank verschlossen hatte, erhob sich, umarmte den Knaben und küßte ihn auf die Stirn.

Dann gingen sie aus dem Hause, wo sich die übrige Bewohnerschaft desselben nebst einigen wedelnden Jagdhunden eingefunden hatte. Das Mädchen, der Forstgehilfe reichten dem Scheidenden die Hand; Tante Malchen weinte; der Förster rief: „Fort!“ Die Pferde zogen an, die Hunde bellten; Henri und Walter riefen Hurrah und der Wagen rollte davon.

Sechszehntes Capitel.

Eine Strecke vom Dorfe entfernt, an den Hügel, welchen die Kirche krönte, sich anlehnend, war der Pfarrhof von Tuchheim mit seinen alterthümlichen, epheu-umrankten Gebäuden, zwischen denen stattliche Bäume mächtig emporragten und ihre gewaltigen Arme wie segnend über die Dächer breiteten, ein Bild des tiefsten ungestörten Friedens. Das dumpfe Bellen der Dorfhunde, das Krächzen der Dohlen, wenn sie des Abends aus dem Walde kamen, der blecherne Ton der Thurmuhr, die in unendlicher Monotonie die Stunden zählte, das tiefe Summen der Glocke, welche die Gläubigen zur Andacht rief — das waren so ziemlich die einzigen Töne, welche von außen her in die Stille des Pfarrhofes drangen, und dieser Stille draußen entsprach die Ruhe, die — für den Eintretenden fast beklemmend — in dem alten, weitläufigen Hause herrschte. Wenn Dr. Urban die weißgescheuerte Treppe hinaufstieg, um die Schlafzimmer der Knaben, die sich in dem breiten Giebel des Hauses befanden, zu revidiren, so hörte man das Knarren jeder einzelnen Stufe und jeden seiner schweren Schritte über den langen Corridor, und wenn in der Küche den unsichern Händen der Frau Urban ein Teller entglitt und auf dem Estrich in Scherben brach, so konnte sie mit Sicherheit darauf rechnen, daß ihr Gatte über Tisch

die lächelnde Frage an sie richtete: wer denn heute Morgens schon wieder das kleine häusliche Concert arrangirt habe. Es war, als ob die dicken Wände nicht blos Ohren hätten, Alles zu hören, sondern auch einen Mund, Alles wieder zu erzählen, und als ob sie sich dieser Mühe einzig und allein im Auftrage und Interesse des Dr. Urban unterzögen.

Ohne Zweifel war Se. Hochwürden die Seele des Hauses, und es war vielleicht eben deßhalb, daß es so still und kühl und immer etwas dumpfig im Hause war, so oft und viel man auch die Fenster öffnete. Dabei war Dr. Urban keineswegs ein Kopfhänger oder schweigsamer Murrkopf. Im Gegentheil, er war sehr gesprächig, und selbst wo er sich genöthigt sah, einen Tadel auszusprechen, eine Rüge zu ertheilen, sehr höflich; ja er wurde immer höflicher und lächelte immer entschiedener, je kälter in solchen Momenten seine Augen blickten und je spitzer er seine Worte setzte. „Ich wollte lieber, er würfe mir einmal das Buch an den Kopf, als daß er mir jeden meiner Fehler lächelnd vorzählt," meinte Walter, und Henri, bei welchem doch die Phantasie gerade nicht vorzugsweise rege war, behauptete, Dr. Urban sei ein Vampyr und fräße heimlich Menschen. Henri bedeckte auch die Blätter seiner Diarien mit entsetzlichen Carricaturen der starken Züge und der großen Gestalt des Doctors; er wußte die Stimme desselben auf das ergötzlichste nachzuahmen; besonders gelang ihm eine Scene zwischen dem Pastor und der Pastorin, in welcher es sich um einen der vielen kleinen Unglücksfälle handelte, die der guten Dame so ziemlich täglich begegneten, und die dem Doctor stets seine witzigsten und schärfsten Worte entlockten.

Walter, der ein unermüdlicher Zuhörer und Zuschauer

von Henri's Schwänken und Schnurren war, wurde jedesmal böse, sobald der unbarmherzige Spötter auch Frau Urban nicht verschonte. „Sie ist eine gute Frau, Henri," sagte der Knabe, und dabei glühten seine Wangen von der inneren Erregung, „sie hat es nicht verdient, daß wir uns über sie lustig machen."

„Meinetwegen," erwiderte Henri leichthin, „und höre, Walter, wir haben ein paar Stunden frei, wollen wir die Mädchen abholen und sie Schlitten fahren? Das Eis auf dem Dorfteich ist excellent."

Dagegen hatte Walter nichts einzuwenden. Er hatte nie etwas gegen eine Partie einzuwenden, bei welcher er voraussichtlich in Amélie's braune Augen schauen konnte; und dergleichen Partien kamen jetzt oft zu Stande, da Silvia noch immer auf dem Schlosse zum Besuch war, und Walter selbst sich der besonderen Gunst sowol des Freiherrn als auch Fräulein Charlottens erfreute. Auf Fräulein Charlotten's Wunsch, die jenen Abend, als die jungen Leute in dem Gartensaale sangen, nicht wieder vergessen hatte, war ein regelmäßiges Quartett eingerichtet worden, das unter der energischen Leitung der Miß Jones den erfreulichsten Fortgang nahm. Miß Jones unterzog sich auch der Mühe, ihre musikalischen Zöglinge in der Tanzkunst zu unterrichten, zum unsäglichen Ergötzen Henri's, dessen mimisches Talent aus den grotesken Attitüden und entschiedenen Pas der etwas corpulenten Miß die fruchtbarste Nahrung zog. Nur Fräulein Charlotten's Gegenwart war im Stande, die tolle Laune des Uebermüthigen in Schranken zu halten. Glücklicherweise war die treffliche Erzieherin über den Verdacht, die Zielscheibe irgend eines Spottes zu sein, weit erhaben. Sie lebte ganz ihrem Berufe, freute sich jedes Fortschritts ihrer Zöglinge, liebte

Alle und betete Silvia an, von der sie behauptete, daß sie mehr Genie besitze als die sämmtlichen sechsunddreißig jungen Damen, die ihr bereits ihre accomplishments verdankten, zusammengenommen. Fräulein Charlotte gab der corpulenten Enthusiastin Recht, obgleich sie sich sehr hütete, die Bewunderung, welche ihr das junge Mädchen einflößte, merken zu lassen. „Sie wird nur allzu früh erfahren, daß sie wenig ihresgleichen hat," meinte Fräulein Charlotte.

An diesen Uebungen und gesellschaftlichen Genüssen nahm Leo so gut wie keinen Theil. Den Aufforderungen, an den Musikabenden mitzuwirken, setzte er hartnäckig sein „ich kann nicht singen," entgegen, und was das Tanzen anbetraf, so scheute selbst die resolute Miß Jones, die sonst Jedem Jedes zumuthete, vor dem Gedanken zurück, von dem düstern Knaben im Ernste dergleichen zu verlangen.

Leo war zufrieden, wenn man ihn sich selbst überließ; er verlangte nichts weiter. Der Hunger nach Liebe, oder doch wenigstens Anerkennung, von dem er früher so viel gelitten hatte, war in dem Streben nach Heiligung, das seine leidenschaftliche junge Seele jetzt ganz erfaßt hatte, verschwunden.

Schon hier auf Erden heilig zu sein! Es war ja nicht unmöglich; hatte doch der Herr selbst die Vollkommenheit zum Gebot gemacht! Aber wie zu diesem Ziele gelangen? Durch die Flucht in die Einsamkeit, in jene Einsamkeit, in welche sich die großen Männer aller Zeiten begeben haben, um rein zu bleiben, oder im Kampf mit dem Teufel, dem Versucher, rein zu werden. O, das Leben eines Anachoreten, der am Rande der Wüste in der Grabkammer, die vor Jahrtausenden braune Hände in die Felsen meißelten, seine Wohnung nimmt. Wie groß die Stunde, wenn der glühende Sonnenball in dem wasser-

losen Meere versinkt und nun das Dunkel heraufzieht mit den Myriaden leuchtender Gestirne! Wie beredt das feierliche Schweigen ringsumher! Wie innig die Zwiesprache mit dem Geiste, der über den Wassern schwebt und dessen Athem das lauschende Ohr in dem Wehen des Windes vernimmt, der in feierlichen Tönen über die grenzenlose Oede rauscht!

Oder durch eines Klosters altersgraue Mauern abgeschlossen sein von der Welt und ihrem wirren Treiben, in Gemeinschaft gleichgesinnter Seelen ein der Beschauung, der Andacht, dem Studium guter Schriften geweihtes Leben zu führen! Des Morgens in dem thaufrischen Klostergarten der Blumen und Bäume zu pflegen, des Abends im trauten Gespräch mit den Brüdern in den dämmerigen Laubgängen zu wandeln, durch die Gitterpforte in das Thal hinabzusehen und auf den Fluß, dessen schöne Windungen das Rosalicht des Himmels wiederspiegeln!

Und war denn nicht ein Theil dieser Klosterträume schon in Erfüllung gegangen? War es nicht still, klösterlich still in dem Pfarrhaus von Tuchheim?

Mit einer unendlichen Lust versenkte er sich in diese Stille. Er hatte es durchgesetzt, daß er sein Zimmer für sich allein hatte, während Henri, der ohne Gesellschaft nicht leben konnte, Walter's Stuben- und Schlafcamerad geworden war. Da war es nun seine Seligkeit, wenn Alles im Hause schlief, über seinen Büchern zu sitzen, oder am Fenster zu träumen, wenn der Mondenschein auf dem schneebedeckten Dache und den Fenstern der Kirche glitzerte, die hohen, alten Bäume im Winde knarrten und die Käuzchen in den Mauerlöchern vor Kälte und Hunger schrien. Welche Phantasien zogen dann durch des Knaben Hirn! Bilder ferner Wunderländer jenseits des rollenden Oceans; Inseln

der Seligen, wo stille, fromme Menschen am Tage im Schatten wehender Palmen ruhen und des Nachts, umkost von lauen Lüften, hinausschauen zu der Herrlichkeit der ewigen Sterne. Dazwischen Träume von einer unendlichen Macht, heiße Gebete um den Glauben, der Berge versetzt und zu jener Gewalt verhilft, die da bindet und löset im Himmel und auf Erden. Und warum sollten es nur Träume bleiben? Warum sollten diese Gebete nicht in Erfüllung gehen? Hatte der Herr nicht alles dies den Seinigen ausdrücklich versprochen? Kann des Herrn Wort Lüge sein? Nimmermehr! Wo Zwei versammelt sind in seinem Namen, da ist er mitten unter ihnen, und wo Einer ihn inbrünstig rufet, da will er ihn erhören!

Aber noch immer fehlte ein sichtbares Zeichen, das ihm selbst seine höhere Mission unwiderleglich bewiesen hätte; ein Wunder, wie sie so viele aus dem Leben der Propheten und Apostel berichtet wurden.

Und eines Nachts erhob sich der Knabe von seinem Lager und schlich auf den Zehen durch den Gang, welcher das Pastorhaus mit der Sacristei verband, nach der Kirche.

Nun stand er in dem geheiligten Raum. Der Mond schien hell auf die Gegenstände, welche in dem Bereich der schmalen hohen Fenster lagen, während die übrigen Partien im Halbdunkel verdämmerten, oder in tiefste Finsterniß getaucht waren. In der lautlosen Stille hörte man deutlich das langsam-gleichmäßige Tik-tak des Pendels in der Thurmuhr und gelegentlich das Pfeifen des Windes durch die Schall-Löcher und das Sprengewerk des Dachstuhls. Die Eisesluft der Mitternacht erfüllte die Kirche, aber Leo spürte nichts davon. Jetzt oder nie würde er die Losung empfangen, die ihm der Himmel erschloß! Wenn die Engel

jetzt nicht herniederstiegen und ihm dienten, so war er nicht mehr als die andern Menschen!

Auf dem Altar, zu den Füßen des großen Crucifixes kniete der Knabe in heißem Gebet, zuerst schweigend, dann im erhöhten Eifer abgebrochene Worte murmelnd; zuletzt mit lauter Stimme den Herrn anflehend, sich seiner zu erbarmen, ihn aus dem Staube zu erheben, aus der Grabesnacht der Erde, ihm wenigstens von ferne die Glorie zu zeigen, mit der seine Himmel gefüllt seien. Vergebens sein Rufen, vergebens sein Bitten, vergebens auch seine Verzweiflung. Kein Gott will ihn erhören und ihm seine Himmel öffnen, wie spottend hallt das Echo den Ton seiner eigenen Stimme wider.

In tiefster Entmuthigung lehnt er sein Haupt gegen das Holz des Crucifixes; er kann nicht mehr beten, er kann nichts mehr denken; wie früher von den Menschen, so fühlt, so weiß er sich auch von dem Gott verlassen, an den er geglaubt, auf den er seine ganze Hoffnung gesetzt hat.

Die grimme Kälte erfaßt ihn und schüttelt seine Glieder. Gebrochen in seiner Kraft, gebrochen in seinem Muth, grenzenlos elend erhebt er sich und schleicht auf demselben Wege, auf welchem er gekommen, wieder zurück in seine Stube, wo er die Lampe erloschen findet. Beim Schein des Mondes tappt er nach seinem Lager und drückt die pochenden Schläfen in das Kissen, bis der Schlaf sich seiner erbarmt, und ihn auf einige Stunden von seinen Qualen erlöst.

Siebzehntes Capitel.

Seit dieser Nacht ging mit Leo eine Veränderung vor, die Allen auffiel. Nicht blos, daß sein für gewöhnlich schon blasses Gesicht noch blasser geworden war — in seiner ganzen Haltung, in seiner Stimme selbst zitterte eine Unsicherheit, die man früher nicht an ihm bemerkt hatte. Sonst war er wol scheu und zurückhaltend gewesen, aber durch diesen Schleier hatte immer der Stolz mit trotzigen Augen hervorgeblickt; von diesem Stolz war jetzt wenig mehr zu spüren, die dunklen, flammenden Augen suchten den Boden. Auch in seinem Betragen gegen die Andern vermißte man jetzt die frühere Selbstständigkeit. Ja, manchmal hatte er die Miene eines bösen Schuldners, der jeden Augenblick fürchtet, man werde das geliehene Kapital von ihm zurückfordern.

Nur in Einem Punkte war er derselbe geblieben, in seinem eisernen, durch nichts zu brechenden Fleiß. Die meisten Stunden des Tages, und vorzüglich die Abendstunden, verbrachte er in der Bibliothek unter seinen Büchern. Hier war er in der Nähe des Dr. Urban, der entweder in seinem Zimmer nebenan, oft auch in der Bibliothek arbeitete. Leo hatte die Nähe des Lehrers nie wie die beiden andern Knaben möglichst gemieden; jetzt schien er dieselbe mit Eifer zu suchen.

So saßen sie sich eines Abends — Henri und Walter waren auf dem Schlosse, Frau Dr. Urban war schon zu Bett gegangen — an dem großen viereckigen Tisch mit der grünen Tuchdecke gegenüber. Zwischen ihnen brannte eine doppelarmige Lampe. Der Doctor, welcher an seiner Predigt für den nächsten Sonntag arbeitete, schrieb eifrig mit leichter, ja beinahe fliegender Feder; Leo, der in einem griechischen Classiker gelesen hatte, stützte jetzt den Kopf in die Hand und blickte lange und nachdenklich zu dem eifrigen Gelehrten hinüber.

Dr. Urban, der eben mit einer Seite zu Ende war, legte die Feder hin, um das Geschriebene mit den Augen noch einmal zu überfliegen. Er nickte wohlgefällig; was er da las, hatte augenscheinlich seinen vollständigen Beifall.

„Wollen Sie es nicht laut lesen, Herr Doctor?" fragte plötzlich Leo.

Der Doctor schaute auf, nicht eben verwundert; er war ähnliche Fragen und Zumuthungen an seinem Zögling schon gewohnt.

„Warum?" fragte er.

„Thun Sie's doch, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist," bat Leo noch dringender.

„Sie sind ein wunderlicher Christ," sagte der Doctor mit einem eitlen Lächeln; „was ich da eben geschrieben — es ist allerdings ganz aus dem Zusammenhange — aber Sie haben ein Ohr für stylistische Schönheiten; ich glaube, der Rhythmus in diesen Perioden ist mir gut gelungen. Also hier: „Es ist ein eigen Ding um den Glauben, meine Geliebten im Herrn. Er ist nicht wie der Schaum des Meeres, der oben auf den Wellen schaukelt, und den die Winde verspritzen hierhin und dorthin, sondern wie die Perle, die in der purpurnen Tiefe ruht. Darum, so

ihr den Glauben gewinnen wollet, die kostbare, glänzende, unschätzbare Perle, müßt ihr tauchen in die Tiefe, ja in den Abgrund! Müßt euch nicht abschrecken lassen durch die Ungeheuer, von denen der Abgrund wimmelt — den grinsenden Zweifel, den zähnefletschenden Hohn, den beißenden Spott. Tief und tiefer, liebe Brüder und Schwestern, tief und tiefer! Die Perle des Glaubens entgeht euch nicht! Ihr habt sie, ihr haltet sie, und der Abgrund verschwindet mit all' seinen Grauengestalten — auf dem sanften Grün himmlischer Wiesen wandelt fortan euer heiliger Fuß, und tröstend und dienend umschweben euch die lichten Gestalten lieblicher Engel."

Der Pastor hatte seinen weichsten Kanzelton bei den letzten Worten angeschlagen. Er schaute von seinem Blatte auf, den sicher erwarteten Beifall seines Schülers zu vernehmen.

„Und haben Sie denn selbst diesen Glauben?" fragte Leo.

Die Stimme des Knaben klang hart und rauh, wie die eines Kranken, dessen Geduld erschöpft ist. Dr. Urban hatte ein feines Ohr und er hörte, daß jene Stimme aus einer Brust kam, die einst übervoll gewesen, jetzt aber leer und durch bloße Phrasen nimmer wieder zu füllen war.

„Sie sind ein wunderlicher Mensch," sagte er ausweichend.

„Ich möchte eine offene Antwort, Herr Doctor," sagte Leo; „ich frage nicht aus müßiger Neugier; es handelt sich um meine Seligkeit. Wenn das wahr ist, was Sie da geschrieben haben, so bin ich ein Elender, ein Verworfener; ist es aber nicht wahr, was ist denn das Wahre? Und warum sagt man es nicht, sondern leere Worte, an die man selbst nicht glaubt?"

Der Pastor lächelte; es war ein sonderbares, unheimliches Lächeln.

„Sie verlangen viel zu wissen, lieber Leo," sagte er endlich, „ich könnte Ihnen beim besten Willen dies Alles nicht so auf der Stelle und so auf einmal beantworten; aber da Sie ein guter Kopf sind und ich Respect vor Ihnen habe — was ich von sehr wenigen Menschen sagen kann, lieber Leo — so will ich Sie wenigstens nicht ganz ohne Antwort lassen, wenn ich auch hie und da für Sie in Räthseln werde zu sprechen scheinen. Etwas, das nothwendig ist, ist vernünftig, und selbst wenn es nicht vernünftig ist, muß man es doch gelten lassen. Der Glaube aber ist nothwendig; ich will nicht sagen für alle Menschen, nicht für die zum Beispiel, welche, wie wir, den wahren Zusammenhang der Dinge durchschauen, wol aber für den Pöbel, der eben, weil er seine Blindheit nicht los werden kann, Pöbel ist und ewig bleiben wird. Wollen Sie, um mit dem Dichter zu reden — dem Dichter der Freiheit, lieber Leo — daß man dem ewig Blinden des Lichtes Himmelsfackel leihe? Eine Welt in Flammen ist das Resultat noch jedes Versuches der Art gewesen. Das haben die Weisen aller Zeiten gewußt und haben danach gehandelt. Sie werden den Schlüssel zu diesem Räthsel finden, wenn Sie älter sind. Es ist im Menschenleben nicht anders, als in der ganzen Natur. Damit der Starke nicht auch zum Schwächling wird, müssen die Schwächlinge Schwächlinge bleiben. Fragen Sie Ihren Onkel, ob er es anders in seinen Schonungen hält. Sie sind eine starke junge Tanne, Leo, und dürfen und werden sich durch Ihre Nebenbäume — ich hätte beinahe Nebenmenschen gesagt — nicht in Ihrem Wachsthum hemmen lassen. Ich glaubte eine zeitlang, das Schicksal habe noch in anderer Weise für Sie gesorgt; aber gleichviel, bei einem Kopf und einer Arbeitskraft, wie Sie sie besitzen, können Sie füglich des

Geburtsadels entbehren. Vielleicht — wer kann es wissen? — kommt einmal die Zeit, wo Sie mir wiedererstatten können, was ich jetzt für Sie thue; vielleicht erklimmen Sie eine Höhe, auf welcher Sie nur die Menschen achten werden, die zu verachten gelernt haben; wo es Ihnen vollkommen klar sein wird, daß dies scheinbar so fürchterliche Gesetz von der Herrschaft der Starken und Klugen über die Schwachen und Dummen auch eine Ordnung Gottes ist, die aufrechterhalten sein will, und am besten, sichersten durch gewisse Mittel, deren sich, wie gesagt, die Weisen aller Zeiten bedient haben, aufrechterhalten wird. Und Leo, wenn Sie einmal auf jene Höhe sich hinaufgeschwungen haben, dann erinnern Sie sich dieser Worte, und erinnern Sie sich auch Dessen, der sie Ihnen gesagt hat. — Doch da höre ich die Anderen nach Hause kommen. Was wir hier miteinander verhandelt haben, bleibt natürlich unter uns. Der Anfang der Weisheit ist Verschwiegenheit."

Der Pastor lächelte abermals und reichte Leo die Hand — eine große, kalte und etwas feuchte Hand, die der Knabe mit einem gewissen Schauder berührte. Bis heute war er stumm und trauernd um die Pforten des Paradieses geschlichen, immer harrend, sie könnten sich doch noch einmal wieder öffnen. Nun war auch diese Hoffnung ihm geraubt; die Thür war und blieb verschlossen. Und warum sollte sie nicht verschlossen bleiben? Was dahinter lag, war ja kein Etwas — war nur eine glänzende Phantasmagorie, ein schöner kindischer Traum, ein Nichts.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Die Monde rollen dahin. Aus dem Winter ist Frühling, aus dem Frühling wieder Sommer geworden. Die liebliche Tuchheimer Landschaft prangt im vollsten Schmuck. Wälder und Felder, Wiesen und Gärten haben sich zu einem Riesenteppich vereinigt, durch den sich die Silberfäden krystallener Bäche schlingen. Unendlicher Thau fällt in den milden Nächten, und die Sommersonne, wie sie nach kurzer Rast am wolkenlosen Himmel aufglüht, findet eine erfrischte Welt. In den blauen Lüften jubiliren die Lerchen; sie singen aus einer Brust, so voll der innigsten Lebensfreude; es scheint ein Wunder fast, daß diese kleine Brust nicht springt.

Unterdessen sorgen und schaffen die Menschen, wie sie's gewohnt sind und die Zeit es heischt. Der Freiherr hat den Winter hindurch viel gearbeitet und gerechnet; er hat sich entschlossen, die Güter, die zu Martini außer Pacht kommen, von da an selbst zu bewirthschaften. Er trägt sich mit großen Verbesserungsplänen; Fräulein Charlotte hat genug zu thun, seinen Eifer in Schranken zu halten, seine Aufmerksamkeit auf das Nothwendige zu richten. Der Förster kommt jetzt kaum vom Schlosse fort, und wenn er nicht auf das Schloß kommen kann, steht des Freiherrn Pferd oft stundenlang im Schatten der Linde

vor dem Forsthause. Fritz Gutmann weiß nicht blos seinen Forst zu verwalten, er kann eine Scheune oder einen Pferdestall projectiren, berechnen und gut und billig herstellen trotz dem besten Architekten, und was die Landwirthschaft betrifft, so gilt er in diesem Punkt drei Meilen in der Runde für die erste Autorität. Da gibt es nun zwischen dem Freiherrn und ihm gar viel zu verhandeln und zu berathen. Der Freiherr wünscht, daß Fritz die Försterei aufgibt, weil er ihm als Verwalter in Feldheim und überhaupt als Stellvertreter viel besser nützen kann; aber dazu kann sich Fritz nicht entschließen. Wenn der Freiherr ihm ein kräftiges und schnelles Pferd in den Stall stellen will, glaubt er alles Nöthige vollkommen gut besorgen zu können. Der Freiherr erklärt sich damit einverstanden, vorausgesetzt, daß Fritz sich eine bestimmte Summe als Zulage zu seinem bisherigen Gehalte gefallen läßt.

Diese Bedingung kann der Förster nicht annehmen; er meint, der Arbeiter sei freilich seines Lohnes werth; wenn aber Jemand über seine Arbeit hinaus bezahlt werde, so komme ihm das so vor, als ob man Hasen mit der Büchse schießen wolle. Der Freiherr habe schon, indem er die Pension für die beiden Jungen bei dem Pastor bezahle, genug und mehr als genug gethan. Damit müsse aber der Freiherr seiner Güte ein Ziel setzen. Fräulein Charlotte, welcher der Bruder den Fall vorlegt, sagt, Fritz Gutmann habe, wie gewöhnlich, so auch diesmal, vollständig Recht.

Silvia ist noch immer Gast auf dem Schlosse. Sie hatte ursprünglich nur während Leo's Krankheit auf einige Wochen aus dem niedrigen Hause in dem herbstlich-feuchten Walde entfernt werden sollen; aber man kann sich nicht so schnell von dem lieben Gaste trennen. Es sprechen auch

gar so viele Gründe für ihr Bleiben. Die beiden jungen Mädchen lieben sich so sehr — wenigstens behauptet Amélie, daß sie sterben müsse und werde, wenn man ihr ihre Silvia, ihre Silvi raube. Miß Jones ist aus pädagogischen Gründen ebenfalls gegen die Rückkehr Silvia's in ihr Vaterhaus. Sie behauptet, daß Tante Malchen sich zur Erzieherin eines so begabten und so gearteten Kindes genau so gut eigne, wie eine kleine Gartengießkanne zur Bewässerung eines Weizenfeldes von einigen Morgen; daß es ihres Wissens überhaupt nur Eine Person gebe, welche diesem Unternehmen gewachsen, und daß diese Person eine Dame sei, deren Namen zu nennen ihr die Bescheidenheit verbiete.

Der Förster hat nichts dagegen, wenn Silvia oben bleibt; er gönnt dem Kinde von ganzem Herzen die gute Gesellschaft, den guten Unterricht und die Liebkosungen, mit denen man sie von allen Seiten überhäuft, wenn er auch manchmal — besonders des Abends nach abgethanen Geschäften — schmerzlich nach seinem Liebling verlangt. Und dann sieht er sie ja doch auch alle Tage, oder so ziemlich alle Tage. Das muß ihm genügen. Was soll denn aus den Kindern werden, wenn die Eltern nicht die Entsagung haben, sie beizeiten der Welt abzutreten, für die sie geboren sind.

In dem Pastorhause ist, so viel man so sehen kann, Alles beim Alten geblieben.

Dr. Urban zum mindesten sieht so stark und kräftig aus, wie nur je; auch hat sein Lächeln nichts von seiner Kälte verloren, haben seine Zähne nichts an ihrer Weiße eingebüßt. Frau Urban ist vielleicht noch einen Ton blasser geworden und ihre Augen etwa um ebenso viel röther; auch scheint ihr Verhältniß mit den Tellern und Schüsseln in der Küche noch immer kein ganz geregeltes zu sein; da-

für ist sie aber von derselben Verbindlichkeit gegen Jedermann, Hoch und Niedrig, Reich und Arm, und noch immer kann ein freundliches Wort, das man ihr sagt, die geringste Aufmerksamkeit, die man ihr erweist, sie zu Thränen rühren.

Sie hat von dergleichen wenig zu erzählen, die arme Frau. Auf das Schloß oder überhaupt in Gesellschaft kommt sie sehr selten, da ihr Gemahl ihr im Vertrauen mitgetheilt hat, er habe nicht geheirathet, um andern Leuten ebenfalls den Genuß der Ungeschicklichkeit und Unwissenheit einer gewissen Dame zu gewähren; und in ihrem eigenen Hause zittert sie vor ihrem Gatten, zittert sie vor Leo, der noch nicht drei Worte mit ihr gewechselt hat, zittert sie vor Henri, der ihr stets die Flaschen und Gläser bei Tische so stellt, daß sie sie umwerfen muß, zittert sie selbst vor ihren beiden Dienstmädchen, welche sie verhöhnen, sobald sie es wagt, einen Wunsch auszusprechen; und nur in ein Paar treue Augen blickt sie ohne Furcht, nur aus Einem Munde hört sie stets Gutes, Freundliches, nur Eine Hand hält ihre bebenden Finger mit warmem, treuherzigen Druck. Dafür aber liebt sie auch Walter, wie sie ihre Zwillinge (wenn sie nicht gleich nach der Geburt gestorben wären) geliebt haben würde, und in ihrer einsamen Kammer vor dem Einschlafen vergißt sie nie zu Gott zu beten, er möge den lieben Walter tausend- und tausendfältig belohnen für seine Güte und Treue gegen eine unglückliche, von aller Welt sonst verlassene Frau.

Der arme Walter! Er ist gegen alle Menschen gut, und so würde er es ohne Zweifel gegen Frau Urban gewesen sein, auch wenn er sie weniger unglücklich gefunden hätte; aber daß ein Menschenkind ohne sein Verschulden so viel Leid erfahren könne — das bringt den armen Jungen, der bisher nur Liebe und Güte, Freude und Friede

um sich hat walten sehen, ganz außer sich. Er erklärt seinen Cameraden, daß er den Doctor für einen sehr gelehrten Mann halte, daß aber des Doctors Predigten von christlicher Liebe und Barmherzigkeit nicht mit seinem Thun übereinstimmten, und daß er für sein Theil einem Mann, dessen Handlungen nicht mit seinen Worten übereinstimmten, seine Achtung versagen müsse. So habe er es von seinem Vater gelernt und so wolle er es — mit Erlaubniß des Herrn Doctors — auch weiter halten.

Auf dergleichen Ausfälle pflegt Leo die Achseln zu zucken, Henri aber ruft: Was wollen wir uns über den alten Burschen noch streiten! Ihr mögt euch über ihn den Kopf zerbrechen; das gehört zu eurem Stande; ich, als Edelmann, weiß auch ohne das, was ich von dergleichen Leuten zu halten habe.

Leo hat, wenn Henri sich so gehen läßt, stets eine beißende Antwort in Bereitschaft; auch Walter ist nicht unempfindlich gegen den Hochmuth, der aus den Worten des Junkerleins hervorschaut; aber er verschluckt seinen Aerger; er darf es ein- für allemal mit Henri nicht verderben. Henri ist ihm so nothwendig, wie Jemandem, der in ein verschlossenes Haus will, der Schlüssel ist, der ihm das Haus erschließt; ja er liebt Henri mit der ganzen Uneigennützigkeit, mit welcher ein sechzehnjähriger Knabe an dem Bruder des Mädchens hängt, das ihm tausendmal theurer ist, als sein eigenes, harmloses Leben.

Zweites Capitel.

Das war nun so gekommen, allmälig, wie das Frühroth kommt, unmerkbar, wie eine Knospe sich entfaltet; am wenigsten hätte der arme Junge es selbst zu sagen gewußt. Er wußte überhaupt nicht so recht, was es war; er wußte nur, daß Amélie braune Augen hatte, und wenn sie lachte — was sie oft that — die Spitzen von zwei Reihen blendendweißer Zähne und in der linken Wange ein allerliebstes Grübchen zeigte, das schon im nächsten Augenblicke wieder verschwand. Außerdem wußte er freilich auch noch, daß Amélie, so oft er sie sah, die allerzierlichsten Schnürstiefelchen trug und daß sie ihren Dompfaffen mehr als Alles in der Welt liebte.

Dieser Dompfaff war eigentlich die Veranlassung, oder doch wenigstens der erste Anfang von Walter's Leiden gewesen.

Sie hatten — Amélie, Silvia, Henri und Walter — einmal an einem Herbsttage — noch während Leo's Krankheit — einen Spaziergang durch den Garten und weiter den Schloßberg hinab durch einen Theil des Parkes gemacht, und waren Alle sehr ausgelassen und gewiß sehr harmlos gewesen, als Amélie plötzlich eines Dompfaffen ansichtig wurde, der auf einem schwanken Baumzweige saß und so melancholisch aussah und so melancholisch-monoton

dazu pfiff, wie es eben nur ein Donipfaff vermag. Amélie, die noch nie einen solchen Vogel gesehen hatte, war über sein buntes Gefieder ganz entzückt gewesen und hatte in ihrer lebhaften Weise das Verlangen geäußert, „so ein reizendes Thierchen“ zu besitzen. Henri hatte gefragt, was sie mit dem dummen Gimpel wolle? Aber Walter war von dem Augenblicke an sehr still geworden, denn daß dieser Gimpel oder irgend ein anderer Gimpel gefangen werden müsse, hatte bei ihm sofort festgestanden, und die Frage war nur noch, wie dieses Ziel zu erreichen sei. Seine Gedanken drehten sich von der Stunde an um diesen Einen Punkt; er dachte nur im Vorübergehen daran, daß sein Vater den Knaben das Fangen von Vögeln auf das strengste verboten hatte.

Der Gehilfe des Vaters, der in's Vertrauen gezogen wurde, fand die Sache bedenklich, sagte aber zuletzt doch seinen Beistand zu, als Walter mit der größten Leidenschaftlichkeit erklärte, daß, wer ihm in dieser Sache hülfe, für immer und immer sein bester Freund sein würde. So zogen denn die Beiden mehrere Tage hinter einander beim ersten Morgengrauen in den Wald, und der Zufall wollte, daß sie nach einer Woche fieberhafter Aufregung für Walter (der zuletzt am hellen Tage mit offenen Augen Gimpel auf den Stuhllehnen und Schränken sitzen sah) fingen, was sie suchten. Walter's Freude war grenzenlos. Er versprach dem Gehilfen zwei blanke Thaler, die er bei seinem letzten Geburtstage von dem Vater erhalten hatte, und eilte dann in athemloser Hast mit dem kleinen hölzernen Bauerchen, in welchem der unglückliche Gefangene saß, nach dem Schlosse. Hier kam er gerade in dem Augenblicke an, als Miß Jones mit den beiden jungen Mädchen ihre gewöhnliche Morgenpromenade vor Anfang

der Lectionen antreten wollte. Er konnte nur seine Mütze ziehen, einige gänzlich unverständliche Worte stammeln, das Bauerchen auf einen Gartentisch stellen und so schnell davonlaufen, als er gekommen war.

Nach dieser Heldenthat wagte sich Walter acht Tage lang nicht auf das Schloß und würde auch wol noch sehr lange in dieser freiwilligen Verbannung gelebt haben, wenn nicht eines Tages Miß Jones mit den beiden Mädchen auf den Pfarrhof gekommen wäre, die beiden Knaben zu einem Spaziergang abzuholen. Walter's erste Empfindung, als der Besuch angekündigt wurde, war gewesen, auf die Gefahr hin, beide Beine zu brechen, aus dem Fenster zu springen und das Weite zu suchen; er wurde aber hieran von der resoluten Miß Jones gehindert, die etwas der Art geahnt haben mochte und in eigener Person ihn zu holen kam. Die Begegnung mit Amélie ging übrigens viel leichter von statten, als er zu hoffen gewagt hatte. Amélie reichte ihm die Hand und sagte, es sei ein so reizendes Thierchen und sie sei ihm auch so dankbar. Das war Alles.

Als ob das nicht genug gewesen wäre!

Es war ein wonniger Spaziergang durch den herbstlichen Park, eine wunderbare Musik, zusammengesetzt aus dem sanften Rauschen des Windes, dem Rascheln des Laubes und den hellen Stimmen der neckischen Mädchen. Dazu schien das Abendroth durch die Zweige, und Walter, der sehr still war, hatte eine dumpfe Ahnung, daß dies Alles wunderbar schön und viel zu schön sei, um länger als einen flüchtigen Augenblick dauern zu können.

Von diesem Abende an stellte sich zwischen dem Schlosse und dem Pastorhause ein lebhafter Verkehr her, in welchen seit dem Anfang des Winters durch die Quartett- und Tanzstunden-Abende eine gewisse Regelmäßigkeit kam.

Im Anfang war es Walter in der duftenden Atmosphäre der großen stattlichen Schloßzimmer — zwischen all' den prunkenden Möbeln, den Oelgemälden, Vasen, Statuetten, in dem Schein der großen Lampen, die von der Decke herabhingen und ihr mildes Licht auf die großen Blumen der Fußteppiche warfen, auf denen man fast lautlos dahinschritt — etwas ängstlich und beklommen gewesen; aber da Alle so gut gegen ihn waren, und er sah, daß Silvia, die, wenn sie auch in jeder Hinsicht ein besonderes Kind war, doch am Ende immer seine Schwester blieb, gleichsam auf den Händen getragen wurde und recht eigentlich thun konnte, was sie wollte, so lernte er auch bald in dieser Luft freier athmen und sich wenigstens mit einiger Sicherheit bewegen. Einiges blieb freilich, was nicht so leicht wegzuschaffen war. Walter hatte den lebhaftesten Sinn für alles Schöne und Zierliche, ein Sinn, der bis dahin in der Einfachheit seines väterlichen Hauses vielfach geschlummert hatte, nun aber in dieser Umgebung, die in jedem Punkte den Stempel eines durchgebildeten Geschmackes trug, schnell und kräftig erwachte. So sah er denn auch mit diesen seinen geöffneten Augen, daß er recht unschön, ja geradezu lächerlich angezogen war, wenn er seine plumpen, unbequemen Dorfkleider mit den hübschen, nettsitzenden Kleidern aus den feinsten Stoffen verglich, in welchen, wie Walter bald heraus hatte, ein großer Theil von Henri's Grazie bestand. Mochte er thun was er wollte, er konnte in seinen groben Stiefeln keine so zierlichen Pas wie sein glücklicherer Nebenbuhler machen, und das kränkte ihn tief, weil er fühlte, daß er es besser machen könne und es auch Amélie's halber, die für gewöhnlich sein Partner war, gern besser gemacht hätte. Silvia hatte gut lachen. Mädchen sind immer zierlicher

gekleidet, und dann hatte Amélie, die mit Silvia von Einer Größe und Gestalt war, nicht geruht, bis ein nicht geringer Theil ihrer Garderobe aus ihrem Besitz in den Silvia's übergegangen war. Silvia hatte gut lachen.

Aber er! Er hätte manchmal weinen mögen, wenn er an den „Schloßabenden" seine Garderobe musterte. Wie diesen abscheulichen Rock mit den blauen Stahlknöpfen und den hochaufgepauschten Achseln hatte er noch in seinem Leben nichts gehaßt, es hätte denn die Weste mit dem Muster aus weißen und blauen Blümchen sein müssen, die Henri beständig mit mitleidslosem Spott die Bratenweste nannte.

Henri fiel es nicht ein — Walter hätte nichts von ihm angenommen, ganz gewiß nicht — aber Henri fiel es auch nicht einmal ein, seinem so dürftig ausgestatteten Cameraden etwas von seinem Ueberfluß anzubieten. Henri hatte bei allem seinem Leichtsinn einen merkwürdig aufgeschlossenen Sinn für den Werth des Besitzes und in Folge dessen auch eine ganz besondere Zähigkeit im Festhalten dessen, was er besaß. Außerdem fand er es auch ganz in der Ordnung, daß der Sohn von seines Vaters Förster so wie andere Bauernknaben, oder doch ungefähr so gekleidet sei; ja er sprach das, wenn er zu den Schloßabenden Toilette machte — was immer eine geraume Zeit in Anspruch nahm — ganz naiv aus. Walter, der sich seiner abhängigen Stellung vollkommen bewußt war, konnte nichts dagegen einwenden, obschon er unter der Härte des socialen Gesetzes, auf das Henri sich beständig berief, so empfindlich litt. Henri fuhr fort — selbst in Gegenwart der Anderen — von Walter's Bratenweste zu sprechen, bis der Freiherr es eines Abends hörte und mit einer Heftigkeit, die man sonst bei ihm nicht gewohnt war, sich

dergleichen unwürdige Albernheiten auf das ernstlichste verbat. Das war kurz vor Weihnachten gewesen, und zu Weihnachten wurde Walter von seinem Vater mit ein paar ganz neuen Anzügen beschenkt, die mit dem verhaßten Rock und der Bratenweste sehr wenig Aehnlichkeit hatten. Walter war dem Vater sehr dankbar; er hatte keine Ahnung davon, daß der Freiherr der eigentliche Geber war.

Doch das Alles waren am Ende nur Kleinigkeiten — Staub-Atome, die vor einem glänzenden Gemälde vorübertanzen. Amélie blieb bei alledem doch die reizende kleine Fee, die nur in die Hände zu klatschen brauchte, um Alles rings umher in ein Zauberland zu verwandeln. Sie war für den armen Jungen der Inbegriff der Zierlichkeit, Schönheit, überhaupt jeder Tugend des Leibes und der Seele. Je häufiger er auf dem Schloß war und sie sah, desto voller wurde sein Herz von ihrer holden Anmuth, bis, als der Frühling kam und der Sommer, sein volles Herz überfließen mußte, nur daß der arme Junge leider nicht wußte, wem er den kostbaren Schatz seiner Gefühle anvertrauen könne. Leo suchte mehr als je die Einsamkeit; Henri sprach immer so leichthin von den Damen im Allgemeinen und nahm sich gegen das hübsche junge Dienstmädchen im Pastorhause allerhand Freiheiten heraus, die Walter entschieden mißbilligte — Henri konnte man dergleichen unmöglich sagen; Tante Malchen sah er jetzt sehr selten — so blieb denn Niemand als Frau Urban, die immer so unendlich gut gegen ihn war, und die er in Folge dessen und ihres Unglücks wegen sehr schätzte und liebte. Walter dachte nicht daran, ein Geständniß abzulegen, er wußte kaum, daß er etwas zu gestehen hatte — er wollte nur Jemanden haben, mit dem er über Amélie sprechen konnte, und da war Frau Urban ganz die geeignete

Person. Sie wurde nicht müde, dem Knaben zuzuhören, wie er nicht müde wurde, zu erzählen — harmlose Geschichten, in denen allen eine braunäugige, kleine Schönheit von vierzehn Jahren die Hauptrolle spielte, während ein unbeholfener Knabe von sechzehn sich scheu im Hintergrunde bewegte.

Aber so erquickend auch diese Plaudereien waren, sie erschöpften doch nicht das Meer von zärtlichen Empfindungen, das in dem Herzen des armen Walter wogte, und eines Abends, als er sich allein in den Park gestohlen hatte bis zu einer Stelle, von der aus man das Schloß und besonders einen Erker (in dessen Fenster ein Vogelbauer stand) übersehen konnte, schrieb er mit zitternder Hand etwas in seine Brieftasche, was, wenn es keine Verse waren, mit Versen wenigstens eine große Aehnlichkeit hatte. Walter hatte nie geglaubt, daß er es bis zu einem Gedicht bringen könne, und Leo stets um sein poetisches Genie beneidet; er hätte auch nicht gewagt, was er geschrieben, irgend einem Menschen, selbst nicht einmal seiner guten Frau Urban, zu zeigen; aber der einmal entfesselte kastalische Quell war nicht mehr zu hemmen. Er ging umher, Trochäen und Jamben fingerirend und dabei beständig in Verzweiflung, daß sich auf Amélie so wenig reimen wollte. Was redete sich der gute Junge nicht Alles ein, und welche wunderbare Dinge sagte er nicht von sich aus, wenn sie gerade in den Reim paßten! Wenn man ihm glauben wollte, so war es in seiner Brust öde, in seinem Herzen tiefe Nacht gewesen, bevor er „sie" gesehen; „sie" hatte ihm eine „neue Religion" gegeben; durch „sie" war er ein anderer, ein guter Mensch geworden, wobei er Andeutungen von einem früheren Seelenzustand machte, dessen Qualen in der That entsetzlich gewesen sein mußten. Er ge-

lobte bei den grauen Locken seines Vaters — der Förster erfreute sich noch der ursprünglichen braunen Farbe seines schlichten Haares — daß er keinen andern Gedanken habe, als „sie zu beglücken", daß er „sie", wenn das möglich sei, noch mehr „achte als liebe", daß er dieser Liebe treu bleiben werde, wenn auch „von ihren schönen Wangen der Reiz der Jugend abgeblüht sei". Dazwischen liefen dunkle Hinweise auf ganz ungeheure Thaten, die er für „sie" vollbringen werde, die er — da diesmal der theure Name durchaus nicht in das Versmaß wollte — nicht nennen zu dürfen behauptete, damit die Engel nicht eifersüchtig würden und „sie" ihm raubten.

Mit dieser erhabenen Lyrik bedeckte Walter nach und nach viele Blätter, die er auf das sorgsamste sammelte und nicht minder sorgsam vor den profanen Blicken der Anderen versteckte. In der einzig verschließbaren Schublade seines kleinen Pultes ruhten in einem mit rothem Papier überklebten Pappkasten, in welchem Tante Malchen einmal Baumwollenstrümpfe für Silvia aus der Stadt geschickt bekommen hatte, diese kostbaren Blätter, und auf dem Deckel des Kastens war ein Zettel befestigt, mit der melancholischen Inschrift, daß er (Walter), im Falle ihn ein plötzlicher Tod aus einem Leben, das keinen Reiz mehr für ihn habe, abrufen sollte, den, welchem dieser Kasten zuerst in die Hände falle, „bei Allem, was ihm heilig sei", beschwöre, den Inhalt desselben ungelesen zu verbrennen und „die Asche in die vier Winde zu streuen".



Drittes Capitel.

Für Leo hatte der Frühling, hatte der Sommer keine Blumen gebracht. Wie Mehlthau auf die jungen Blätter, so war die Geheimlehre des Dr. Urban von der Religion, die man als Mittel zum Zweck zu benützen habe, in seine Seele gefallen. Zu feurig, um von der herzlosen Kälte dieser Doctrin nicht empört zu werden, nicht reif genug, um die Sophismen, auf welche der Meister seine Grundsätze stützte, widerlegen zu können, zu ernst, als daß er im Stande gewesen wäre, ohne einen ideellen Inhalt nur eben so hinzuleben, irrte er jetzt rathlos, hilflos umher, wie am Rande eines Abgrundes.

Von seiner Familie fühlte er sich seit der Nacht seiner Flucht innerlich getrennt. Er konnte es nicht verzeihen, daß man ihn, wie er meinte, in jener seiner bitteren Noth verlassen habe; alle Güte des Onkels, alle Sorgsamkeit der Tante, selbst Walter's Freundschaft konnten den Einen bösen Eindruck nicht wieder verwischen; und was er am wenigsten begreifen konnte, war, daß er in Silvia jemals etwas Anderes habe sehen können, als ein naseweises, vorlautes, ungezogenes Ding.

So vereinsamte der arme Knabe immer mehr, man war es schon so gewohnt, ihn seine eigenen Wege gehen zu sehen, daß man sich gar nicht mehr die Mühe nahm,

ihn in die Gesellschaft zu ziehen. „Wenn Leo und Herr Tusky sich nicht des Nachts in Eulen verwandeln und Mäuse fressen, so will ich nie wieder auf einem Pferde sitzen," pflegte Henri zu sagen.

Herr Conrad Tusky war seit dem Frühling in Tuchheim als Schullehrer angestellt. Das Consistorium hatte ihn hergeschickt; Niemand kannte ihn, und Herr Tusky seinerseits schien keine besondere Neigung zu haben, die Tuchheimer kennen zu lernen. Dies durfte allerdings umsomehr auffallen, als Herr Tusky nicht nur ein noch sehr junger Mann, sondern auch nach dem Urtheil einiger junger Tuchheimerinnen, die es doch am besten wissen mußten, ein ganz hübscher Mann war — etwas steif und hölzern allerdings und ohne Zweifel sehr ernst, aber doch mit seiner hohen breitschulterigen Figur eine gar stattliche Erscheinung.

Herr Tusky war dem Dr. Urban ungemein gelegen gekommen. Dr. Urban war ein ganz vorzüglicher classischer Philologe; auch in der Mathematik, in neueren Sprachen und in der Geschichte hatte er die gediegensten Kenntnisse, aber die Naturwissenschaften hatte er nicht ebenso cultivirt, und um seine Schüler doch auch in diesen Disciplinen schnell vorwärts zu bringen, sich schon entschlossen, einen Hilfslehrer zu engagiren. Nun traf es sich, daß Dr. Urban, während er mit diesem Gedanken umging, auf seinen Spaziergängen ein paarmal seinem neuen Lehrer begegnete, der eine Botanisirkapsel um die Schulter und einen Spatenstock in der Hand trug. Dr. Urban war sonst principiell gegen dergleichen Liebhabereien, welche der guten Gesinnung junger Dorfschulmeister so leicht gefährlich werden können; diesmal aber paßte ihm die Sache so, daß er ein Auge zudrücken, ja sich mit Herrn Tusky über

seine botanischen Studien und ähnliche Themata in ein Gespräch einlassen zu müssen glaubte. Dr. Urban merkte bald, daß der schweigsame, verschlossene junge Mann nicht blos in der Botanik, sondern auch in der Mineralogie, ja in der Chemie ausgezeichnete Kenntnisse hatte. Das Resultat der Unterredung war eine längere Conferenz mit Herrn Tusky am folgenden Tage, in welcher sich derselbe — obschon nicht ohne einiges Widerstreben — verpflichtete, den Knaben für ein bestimmtes Honorar wöchentlich sechs Stunden in den genannten Wissenschaften zu geben.

Bereits am folgenden Tage wurde Herr Tusky den Knaben vorgestellt, auf welche er den verschiedensten Eindruck machte. Henri erklärte: der Mann sehe aus wie eine Vogelscheuche und er hoffe, sie würden einen Teufelsspaß mit ihm haben; Walter fand nichts Besonderes an dem neuen Lehrer, konnte aber allerdings auch nicht sagen, daß er sich zu demselben eben sehr hingezogen fühle; Leo dagegen kam Herrn Tusky mit einer Wärme entgegen, die Jedem, der den Knaben kannte, unbegreiflich war, um so unbegreiflicher, als Herr Tusky seinerseits nach wie vor gegen ihn wie gegen jeden Anderen dieselbe Zurückhaltung beobachtete.

„Gib dir nur keine Mühe, Leo," sagte Henri, „der plumpe Kerl ist noch unliebenswürdiger als du, an dem hast du deinen Meister gefunden."

Henri haßte Herrn Tusky bald mit der ganzen Energie, mit welcher ein kleiner spieliger Schoßhund einen großen mürrischen Karrenhund hassen mag. Henri that sich für gewöhnlich in dem Ausdruck seiner Empfindungen wenig Zwang an, nichtsdestoweniger wollte es mit dem „Teufelsspaß", den er sich von den Lectionen des Herrn Tusky versprochen hatte, nicht so recht von der Stelle.

In Herrn Tusky's Mienen und Benehmen lag ein Etwas, das Achtung heischte. Leo sprach dies oft aus; Henri bestritt es, er werde demnächst den Beweis führen, daß er sich nicht im mindesten vor einem solchen trockenen Pedanten fürchte, er sei schon mit ganz anderen Leuten fertig geworden.

Die Gelegenheit zur Ausführung dieser dunkeln Drohungen kam nur zu bald. Henri fing in der Stunde erst an zu gähnen, dann sich zu recken, dann mit den Fingern auf dem Tisch zu trommeln, zuletzt leise vor sich hin zu pfeifen. Herr Tusky verbot ihm Eines nach dem Andern in derselben ruhigen Weise. Vielleicht würde Henri von seinem Vorhaben abgestanden sein, wenn Herr Tusky in einem erregteren Ton gesprochen, oder sonst irgendwie zu erkennen gegeben hätte, daß er sich ärgere; aber die gleichmäßige Ruhe reizte ihn nur noch mehr. Er fuhr fort zu pfeifen und sich behaglich auf seinem Stuhle zu schaukeln, wobei er Herrn Tusky mit einer Miene herausfordernder Unverschämtheit anblickte.

Plötzlich — mit dem Satze eines Tigers — sprang Herr Tusky auf den Herausforderer zu, riß ihn aus dem Stuhl auf die Erde, packte ihn dann mit beiden Händen am Genick und an den Beinen, hob ihn hoch in die Höhe, als ob er es mit einem Kinde zu thun hätte, und schien ihn im nächsten Momente gegen die Erde schmettern zu wollen. Sein Gesicht war leichenblaß, seine blauen Lippen bebten, seine blutunterlaufenen Augen stierten wie wahnsinnig — so stand er einen Moment. Dann ließ er den an allen Gliedern Zitternden aus den Händen gleiten, und verließ, ohne ein Wort zu sprechen, das Zimmer.

Henri, der vor Angst und Wuth weinte, rieb sich die Stellen, wo die Eisenfinger Tusky's ihn gepackt hatten, worüber denn Walter, trotzdem ihm gar nicht lächerlich zu Muthe war, laut lachen mußte. Als sie sich nach Leo umsahen, war dieser verschwunden.

Viertes Capitel.

Leo hatte Herrn Tusky noch auf der Dorfstraße eingeholt. „Darf ich Sie begleiten?" hatte er gefragt. „Warum nicht?" hatte jener geantwortet. Dann waren sie schweigend neben einander hergegangen, aus dem Dorf über die Felder in den Wald, und tiefer in den Wald hinein, bis sie zu den Wasserfällen gelangten, die schon einigemal das Ziel ihrer botanischen Excursionen gewesen waren. „Hier ist gut sein," sagte Tusky, indem er um sich schaute und tief aufathmete, „hier ist es schattig und kühl — hier kann man vielleicht auf ein paar Augenblicke das Elend des Daseins vergessen."

Er ließ sich in das weiche Moos sinken und Leo folgte seinem Beispiele. Vor ihnen lag das dunkelklare Wasser des Bassins, in welchem sich die mächtigen Stämme hoher Tannen spiegelten, deren Wipfel der rothe Abendschein küßte; würziger Harzduft erfüllte die Luft; von den Katarakten her plätscherte und rauschte es ununterbrochen. Es schien ein seliger Friede über diesem Ort und über dieser Stunde zu schweben, aber die beiden jungen Leute empfanden nichts von diesem Frieden.

So lagen sie geraume Zeit. Der rothe Schein verschwand von den Wipfeln, der Abendwind begann sein melancholisches Lied.

„Wenn ich den Buben getödtet hätte,“ begann Tusky plötzlich, „würde man mich zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt haben, und doch — was wäre mein Verbrechen gewesen? Ich hätte eine junge Natter zertreten, die sich von Eitelkeit und Selbstsucht nährt, und nur darum groß wird, um ihre Giftzähne in das gesunde Leben zu schlagen.“

Tusky köpfte mit seinem Stocke einige allzu lang aufgeschossene Gräser. Leo legte ihm die Hand auf den Arm und blickte ihn an, als wolle er sagen: Sprich weiter!

„Nicht als ob ich mich vor dem Zuchthaus gefürchtet hätte,“ fuhr Tusky fort, „wer denkt in solchen Augenblicken an dergleichen? — wenn ich ihn leben ließ, so war es, weil mir der Gedanke durch den Kopf fuhr, daß dieser Bube ja schließlich nichts für seine Büberei könne, daß er nur der Repräsentant einer Race ist, und daß wir es mit der Race, nicht mit dem Peter oder dem Paul zu thun haben.“

„Mein Vater hat immer gesagt, daß diese Tuchheims nichts taugen,“ sagte Leo eifrig; „er nannte sie falsch und hoffärtig — Heuchler und Prahler.“

Tusky köpfte noch immer die Gräser.

„Die Tuchheims sind auch nur wieder Peter und Paul; es handelt sich um das ganze Institut, um den ganzen Stand. Aber wer war denn eigentlich Ihr Vater, Leo?“

„Ein sehr unglücklicher Mann,“ erwiderte der Knabe.

Tusky lächelte.

„Das heißt: Er war Einer von Millionen,“ sagte er; „aber erzählen Sie mir mehr. Wer war er? Wo lebte er?“

Leo berichtete, was er von seinem Vater wußte. Tusky hörte aufmerksam zu.

„Nun ja," sagte er, als Leo zu Ende war, „er war eben Einer von den Vielen, die fröhlich hätten gedeihen und Früchte bringen können, hundert- und tausendfältig, wenn die Disteln nicht gewesen wären, die den fruchtbaren Boden, welcher für Alle bestimmt ist, für sich allein haben wollen. Fluch den Disteln! Ich weiß auch davon ein Lied zu singen. Mein Vater war Kuhhirt da oben auf dem Walde. Er war so arm, daß seine Kinder, so wie sie zur Welt kamen, geborene Bettler waren, und vom Bettler zum Vagabunden, vom Vagabunden zum Dieb — das ist kein langer Weg. Einer von meinen Brüdern wurde als Wilderer erschossen, ein anderer sitzt im Zuchthaus, ein Dritter ist in die Welt hinausgelaufen, Keiner weiß wohin; die einzige Schwester, die ich habe, ist zu Hause, das heißt in einer elenden Hütte bei der Mutter, die blind und gelähmt ist, und nicht leben und nicht sterben kann. Mein Vater hatte sich aus Kummer und Gram über all dies Leid dem Trunk ergeben und starb im Irrsinn; die Commune hat sich meiner angenommen; so bin ich aus dem Sumpf gerettet, in welchem ich sonst, wie die Meinen, hätte umkommen müssen. Sehen Sie, Leo, das ist auch ein Menschenleben: und so wie dies sind heutzutage unzählige. Fluch den Disteln!"

„Sie sagen heutzutage! Ist das nicht immer so gewesen?" fragte Leo.

„Nein!" antwortete Tusky, „es ist nicht immer so gewesen. Unsere Vorfahren in der Urväter Zeiten waren so frei wie der Wind auf den Bergen. Ihnen gehörte das Wild im Walde und die Frucht auf dem Felde; für ihren Genuß kelterten sie die Trauben. Aber in wilden und

unbändigen Zeiten, die über unser armes Vaterland hereinbrachen, wurde die Kriegerkaste die oberste im Volke und unterdrückte zuletzt das ganze Volk. Da wurden aus den Freien Knechte, aus Unabhängigen Vasallen, und dieser Zustand befestigte sich im Laufe der Jahrhunderte und schändete so den Leib und die Seele der Nation, daß sie beinahe bis auf die letzte Spur die Erinnerung ihrer einstigen Freiheit verloren hat, und die Last der Knechtschaft auf sich nimmt, geduldig und demüthig, wie der Stier sein Joch. Wie Viele unter uns giebt es denn, die sich das Bewußtsein bewahrt haben, daß sie von demselben Stoff sind, wie der Edelmann, dessen Livree sie tragen!"

Leo dachte an seinen Onkel, mit welchem Stolz der sich einen Diener der freiherrlichen Familie nannte; er dachte an die Ehrfurcht, mit welcher Walter beständig von allen Mitgliedern dieser Familie sprach — und es fiel ihm auf, wie Recht Tusky mit seiner Behauptung hatte. Ja, er mußte sich gestehen, daß er bis vor Kurzem dies Verhältniß kaum in einem anderen Lichte gesehen habe.

„Sie haben viel für unsere Familie gethan," sagte er nachdenklich, „wenigstens behauptet es der Onkel, während mein Vater anders darüber sprach. Ich glaube, den Rock selbst, den ich hier anhabe, verdanke ich ihrer Güte."

Tusky hatte vollkommen verstanden, was Leo meinte.

„Und was wäre nun das," sagte er, „wenn sie wirklich den Sklaven, der ihnen dient, genährt und gekleidet haben? Es waren vielleicht die Zinsen vom Kapital, das sie euch gestohlen haben, und vielleicht noch nicht einmal so viel. Aber die Zeit wird kommen, wo sie euch und uns Allen das Kapital selbst zurückerstatten sollen; die Zeit wird kommen, ja sie ist vielleicht näher, als selbst die Kühnsten unter uns sich träumen lassen."

„Aber wer einmal im Besitze ist, wird sich nicht von seinem Eigenthum trennen wollen," sagte Leo.

„Er wird wohl müssen," erwiderte Tusky mit bitterem Hohn, „er wird sein Haus wohl verlassen, wenn ihm der rothe Hahn auf's Dach gesetzt wird."

„Wer würde das wagen!" rief Leo erschrocken.

„Wer nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen hat," erwiderte Tusky kalt.

„Dann aber wären wir die Reichen und sie würden die Armen sein," meinte Leo, „der Reichthum hätte nur seinen Herrn gewechselt."

„Auch das könnten wir uns zur Veränderung einmal gefallen lassen," sagte Tusky; „aber in Wirklichkeit wird sich die Sache doch anders stellen. Jetzt sind die Wenigen im Besitz, hernach werden es die Vielen sein. Je größer der Divisor, desto kleiner der Quotient. Wenn es geschieht, wie ich wünsche und hoffe, wird die Armuth zugleich mit dem Reichthum aufhören, oder, um es anders auszudrücken, es wird Niemand arm und Niemand reich sein; Alle werden haben, was sie bedürfen, und das scheint mir das einzig richtige Verhältniß."

„Ich glaubte früher," sagte Leo, „so Großes könne nur die Religion bewirken; ich glaubte, diese Gleichheit müsse ein Werk der Liebe sein."

„Das habe auch ich einst geglaubt," sagte Tusky, „und mit welcher Inbrunst habe ich an diesem Glauben gehangen! Und schließlich will ich ja auch nichts Anderes, als was Christus selbst gewollt hat; ich bin nur überzeugt, daß wir mit frommen Wünschen nicht zu unserem Ziel gelangen, sondern daß, was auf Erden geschehen soll, auch mit irdischen Mitteln in's Werk gerichtet werden muß. Vielleicht würde Christus zu

derselben Einsicht gekommen sein, wenn er länger gelebt hätte."

„So glauben Sie nicht —"

„Wenn man drei Jahre Seminarist gewesen und sonst gerade kein Dummkopf ist, so glaubt man an nichts mehr, lieber Freund," erwiderte Tusky sehr ruhig, „nicht einmal an die Nächstenliebe des Dr. Urban. Und dann ist dieser Mann im Grunde nicht schwer zu durchschauen; ja, wenn Sie wollen, versteckt er sich eigentlich nicht; oder hätte er es auch bei Ihnen versucht?"

„Nein, er hat offen — sehr offen mit mir gesprochen."

„Weil er vor Ihnen Respect hat — und was hat er Ihnen gesagt?"

„Es war im Vertrauen," sagte Leo zögernd; „ich möchte es lieber nicht wiederholen, obgleich ich keine Achtung mehr vor Dr. Urban habe."

„So sollen Sie es von mir hören," rief Tusky. „Ich bin ein Ehrgeiziger, hat er gesagt, oder hätte es wenigstens sagen müssen — ein Ehrgeiziger, der gern Bischof werden möchte, und dem, um zu diesem Ziele zu gelangen, alle Mittel recht sind. Wen ich brauchen kann, den brauche ich, wen ich nicht brauchen kann, den schiebe ich auf die Seite, und wer mir in den Weg tritt, mag sich vor mir in Acht nehmen. Bis jetzt bin ich nur so um den Hühnerstall herumgeschlichen; aber laßt mich nur erst einmal hineinkommen, und ich will euch würgen, daß es nur so eine Freude ist."

Leo lachte. Er hatte seit vielen Monaten nicht gelacht und auch dies Lachen war kein herzliches; es war der Triumph eines Geistes, der sich zur Klarheit durchringt, gleichviel ob das, was ihm klar wird, gut ist oder bös.

„Mit Ihnen spielt er ein besonderes Spiel," fuhr Tusky fort, „er weiß recht gut, daß ein Kopf, wie der Ihre, sich weit über die Mittelmäßigkeit erheben wird; da will er sich beizeiten einen Helfer, vielleicht gar einen Beschützer sichern. Er erzieht Sie nicht zum Sklaven, er erzieht Sie zum Mitherrscher, wie ein kluger Kaufmann sich einen besonders geschickten Lehrling zum künftigen Compagnon heranbildet."

Die Dämmerung war während dieser Unterredung stark hereingebrochen; in der Tiefe der Schlucht, in der sich die Beiden befanden, dunkelte es bereits. Lauter schienen die Wasser zu brausen, vernehmlicher rauschte der Abendwind in den schwankenden Wipfeln. Die beiden jungen Leute erhoben sich und gingen auf dem Wege, den sie gekommen waren, zurück durch den Wald. Leo war von Allem, was er aus dem Munde seines jungen Lehrers gehört hatte, tief bewegt. Sprechen konnte er nicht, obgleich er noch eine Welt zu fragen hatte; auch Tusky war still geworden. So erreichten sie das Dorf, in dessen niedrigen Häusern hie und da schon die Lichter brannten. Ein paar spielende Kinder auf der Straße, aus den Höfen heraus das Brüllen einer Kuh, das Knarren des Ziehbrunnens, um dessen Steinrand ein paar Mädchen schwatzten, das war Alles, was man von Leben sah und hörte.

So kamen sie an das Haus des Bauern, bei dem Tusky von der Gemeinde, bis das neue große Schulhaus fertig sein würde, eingemiethet war. Leo ergriff Tusky's Hand und drückte dieselbe zu wiederholten Malen.

„Sie meinen es gut," sagte Tusky, „ich hätte mich Ihnen auch sonst nicht so rückhaltslos mitgetheilt. Leider fürchte ich, daß wir die längste Zeit miteinander verkehrt

haben. Man wird es mir nicht verzeihen, daß ich die Frechheit hatte, unserem Junkerlein Mores zu lehren."

Tusky trat in das Haus; Leo ging wie im Traum weiter. Er hatte nie daran gedacht, daß, was er für sein individuelles Unglück gehalten hatte, das Unglück eines ganzen Standes, eines ganzen Volkes sei. Wenn er sonst des Abends, von einem einsamen Spaziergange heimkehrend, durch die Dorfgasse kam, war er wohl, von der Dämmerung und seinen Gedanken eingesponnen, ohne nach rechts oder links zu sehen, dahingeschritten, ja er hatte in diesem traumhaften Dahinwandeln einen besonderen Genuß gefunden; heute war es, als wären ihm plötzlich die Augen aufgethan über all das Elend um ihn her. Er begegnete einem alten Mann, der unter einem schweren Bündel dürren Holzes, das er im Walde aufgelesen, mühsam keuchte; er sah durch die Fenster der Hütten in das Innere der ärmlichen Wohnungen, und was er sah war Elend — nichts als Elend. Hier erblickte er eine alte Witwe, die er von der Kirche her kannte, beim trübseligen Lichte eines rauchenden Lämpchens am Spinnrocken, mit den zitternden, runzligen Händen emsig den Faden drehend; dort eine zahlreiche Familie, die um den Tisch saß und ihr Abendbrot verzehrte, das aus nichts als aus Brot und Salz bestand; in einer dritten zankten sich der Mann und die Frau, und ein paar halbnackte Kinder schrien in den Lärm hinein.

„Und auch dies sind Menschen," sprach der Jüngling zu sich selbst, „und sie Alle sind elender als du. Was klagst du denn, als ob du allein zum Leide geboren wärest?"

Fünftes Capitel.

Der Vorfall in der Schulstube hatte nicht die von Tusky prophezeiten Folgen. Zwar hatte Henri noch an demselben Abend dem Vater die Beleidigung, welche ihm der „plumpe Mensch, der Tusky“ angethan hatte, geklagt, aber der Freiherr war keineswegs, wie Henri erwartet hatte, in Erstaunen und Zorn gerathen, sondern hatte sehr ruhig geantwortet, er werde die Sache untersuchen; bis dies geschehen, möchte er sich jedes Urtheils darüber enthalten.

Am nächsten Tage schickte er in das Dorf und ließ Herrn Tusky ersuchen, sich gelegentlich zu ihm auf das Schloß bemühen zu wollen. Tusky kam noch an demselben Abend — kühl, nüchtern, steif und hölzern wie gewöhnlich, aber auch zugleich so ohne alle Spur ängstlich scheuer Unterwürfigkeit, daß er auf den Freiherrn, der eine männlich-würdevolle Haltung durchaus zu schätzen wußte, keinen ungünstigen Eindruck machte. Er lud den Besucher zum Sitzen ein und bat um Entschuldigung, daß er ihn habe incommodiren müssen.

„Sie sind meinen Wünschen nur zuvorgekommen, Herr Baron,“ erwiderte Tusky. „Der Bericht, welchen ein Knabe in solchem Falle seinen Eltern abstattet, pflegt gerade nicht ein Muster von Wahrhaftigkeit und Unparteilichkeit zu sein.“

„Ich bin stets der Ansicht gewesen, daß eines Mannes, geschweige eines Knaben Rede in solchem Falle keine Rede ist,“ erwiderte der Freiherr mit seinem feinen verbindlichen Lächeln.

Tusky erzählte nun die Scene.

Er räumte unumwunden ein, daß er sich durch seinen Zorn zu einer Heftigkeit habe hinreißen lassen, die ihm jetzt, aber freilich nur im Interesse seines Selbstgefühls und seiner Selbstachtung, leid thue. Im Uebrigen aber sei er noch diesen Augenblick der Ansicht, daß Henri von Anfang an durch ein täglich kecker und unverschämter werdendes Betragen eine solche Katastrophe geflissentlich provocirt habe.

Der Freiherr hatte Tusky's Bericht aufmerksam zugehört; als der junge Mann zu Ende war, sagte er:

„Ich danke Ihnen, Herr Tusky, für die offene, loyale Weise, mit welcher Sie die Sache so dargestellt haben, daß weder Ihr Unrecht, wenn ein solches wirklich vorhanden ist, beschönigt, noch die unzweifelhafte Schuld meines Sohnes über ihr natürliches, reichliches Maß hinaus vergrößert erscheint. Es ist für einen Vater immer hart, sein eigen Fleisch und Blut verurtheilen zu müssen; aber, wie ich mich stets bestrebt habe, ehrlich gegen mich selbst zu sein, so habe ich auch den Muth, mich selbst in meinen Kindern zu züchtigen. Wenn wir es für eine Pflicht halten, unsern Vätern nachzuahmen, so ist es eine noch heiligere Pflicht, nach Kräften dafür zu sorgen, daß unsere Kinder uns womöglich in allen Tugenden des Leibes und der Seele übertreffen. Zum wenigsten habe ich von jeher gemeint, daß hier, in diesem unablässigen Streben nach Vervollkommnung, in dieser von Generation zu Generation sich steigernden Trefflichkeit der eigentliche Adel eines

Geschlechts gesucht werden muß und einzig und allein gefunden werden kann. Meinen Sie nicht auch, Herr Tusky?"

„Es ist für Jemanden, der nicht weiß, wer sein Großvater gewesen ist, und dessen Vater im Säuferwahnsinn starb, sehr schwer, in solchen Dingen überhaupt eine Meinung zu haben, Herr Baron," antwortete Tusky.

Der Freiherr biß sich auf die Lippen. Er hatte es gut gemeint; es war ihm heute nicht zum erstenmale begegnet, daß Leute aus dem Volke seiner Zuvorkommenheit und Güte abweisende Kälte und starren Trotz entgegengesetzt hatten.

„Da sind Sie in der That sehr zu beklagen," sagte er, „denn sicher trägt wenig so zur Bildung unseres Herzens bei, als die Bravheit eines Vaters, die Liebe einer Mutter. Eine freudlose Jugend ist nur zu oft das traurige Vorspiel zu einem freudlosen, vergrämten, menschenscheuen, ja menschenfeindlichen Alter. Ich habe eine hinreichende Anzahl von Jahren vor Ihnen voraus, um Sie auf diesen alten Erfahrungssatz, aus dem Sie vielleicht für sich selbst eine oder die andere Nutzanwendung ziehen können, aufmerksam machen zu dürfen."

Tusky stand auf. „Ich fürchte, den Herrn Baron zu lange von wichtigeren Dingen abzuhalten," sagte er.

„Ich bin nicht pressirt," entgegnete der Freiherr, der sich trotz Tusky's abstoßenden Benehmens zwang, die gewohnte Höflichkeit bis zu Ende zu bewahren; „vor Allem müssen Sie mir erst noch sagen, welche Satisfaction Sie für die Beleidigung, oder sagen wir besser, für die lange Reihe von Beleidigungen, die sich Henri gegen Sie hat zu Schulden kommen lassen, verlangen."

„Ich wünsche, daß er mich in Gegenwart der beiden

andern Knaben um Entschuldigung bittet," sagte Tusky nach einigem Zögern.

„Das ist das Wenigste," sagte der Freiherr.

„Das ist Alles, was ich verlange," erwiderte Tusky, indem er eine hölzerne Verbeugung machte und sich mit steifstelliger Würde zur Thür hinausbewegte.

„Nun, was sagst du, Charlotte?" fragte der Freiherr, durch die heruntergelassene Portière in das Zimmer nebenan tretend, wo seine Schwester mit einer weiblichen Arbeit am Fenster saß, „wie gefällt dir der Mann?"

„Er spricht, wie er geht," erwiderte Charlotte, indem sie Tusky, der eben über den Rasenplatz am Fenster vorüberschritt, beobachtete, „und er geht, wie — er spricht."

„Das sind Räthsel," sagte der Freiherr, indem er sich vor seine Schwester auf einen niedrigen Stuhl setzte und mit den dunkelklaren Augen zu ihr aufschaute.

„Nur für den Uneingeweihten," erwiderte Charlotte lächelnd; „sind Sprache und Gang nicht die wichtigsten Ausdrucksweisen der Seele und des Körpers? Der Gang ist die sichtbare Sprache des Leibes; die Sprache ist die hörbar sich bewegende Seele. Laß mich einen Menschen sprechen hören und ich will dir sagen, weß Geistes Kind er ist; laß mich ihn gehen sehen und ich kenne sein Temperament und seinen Charakter."

„Nun," sagte der Freiherr gespannt, „und was hältst du denn von diesem Menschen?"

„Ich halte dafür, daß er gar kein Mensch ist," erwiderte Charlotte.

„Das wäre!" rief der Freiherr, „was denn sonst?"

„Ein Automat," erwiderte Charlotte. „Hast du denn nicht gehört, daß seine Stimme hart ist wie eine Walze aus Hagebuche und schnarrt wie eine verstimmte Blech-

trompete? Und sieh ihn doch nur gehen! Siehst du, wie er sich da eben bückt, ein Gras abzupflücken? So bückt sich kein Mensch von Fleisch und Blut, so klappt sich nur ein Gestell aus Holz und Eisen und Leder zusammen und auseinander."

„Meine milde, großherzige Schwester ist heute in einer verzweifelt grausamen Laune," sagte der Freiherr.

„Nicht doch," erwiderte Charlotte, „der Mann da hat mir weher gethan, als ich ihm durch meine machtlosen Pfeile thun kann. Ich empfinde es jedesmal fast als einen physischen Schmerz, wenn ich einen jungen Menschen sehe, der so offenbar, wie jener Mann, nicht verlernen kann zu lieben, weil er es niemals gelernt hat."

„Aber, Charlotte, das ist doch zu hart," sagte der Freiherr.

„Ich wollte, es wäre zu hart," sagte Charlotte in sanftem, traurigem Ton; „wie gern wollte ich mich in diesem, wie gern in einem anderen Falle geirrt haben, der mir wohl noch mehr zu Herzen geht."

„Du sprichst von Leo?" sagte der Freiherr.

„Ja," entgegnete Charlotte; „die Zukunft dieses Knaben, der kaum noch ein Knabe zu nennen ist, liegt mir schwer auf der Seele. Sind wir doch, die wir seine Erziehung übernommen haben, bis zu einem gewissen Punkte für ihn verantwortlich! Ich habe gethan, was in meinen Kräften stand, ihn an uns heranzuziehen, ihm sein scheues Mißtrauen zu nehmen; es ist mir nicht gelungen. Wie ein gefangenes Raubthier zieht er sich bis in die fernste Ecke zurück und blickt von unten mißtrauisch aus den wilden, glänzenden Augen. Und nie habe ich in seiner Zukunft so deutlich gesehen, als eben jetzt, wo jener Mann bei dir war. Ich halte es für kein Glück für Leo, daß

er jahrelang unter der Leitung eines kalten Egoisten, wie Dr. Urban, stehen soll; aber der möglicherweise sehr große Einfluß, den dieser Tusky auf ihn üben wird, scheint mir ein offenbares Unglück."

„Du siehst zu schwarz," sagte der Freiherr; „ich kann mich nicht entschließen, auf ein Vorurtheil hin einen unzweifelhaft tüchtigen Mann zu verdammen, oder ihn gar aus einer Stelle zu entfernen, für die er sonst in jeder Weise sich eignet, und die nicht leicht so gut wieder zu besetzen sein würde."

„Eine kleine Härte zur rechten Zeit hat schon oft ein großes Unglück verhütet," sagte Charlotte.

„Aber Schwester, Schwester, ich kenne dich heute nicht wieder," rief der Freiherr, aufspringend, „wo ist deine Milde, deine Gerechtigkeit, deine Heiterkeit? Wo der weiche Mantel der Liebe, mit dem du sonst die Schäden und Gebrechen einer halben Welt gnädig verhüllst? Ich fürchte ernstlich, du bist krank, liebe Charlotte."

„So wird man auch wohl zu Kassandra gesagt haben, als sie in ihres Geistes Auge die Mauern der stolzen Troja bereits in Flammen sah."

„Nun aber reite ich aus," rief der Freiherr halb lachend und halb ärgerlich, „mir ist zu Muthe, als brännten alle meine Vorwerke in der Runde. Adieu, Kassandra! Adieu, liebe, geliebte Schwester!"

Der Freiherr zog Charlotte an sich und küßte sie auf die weiße Stirn. Dann eilte er hinaus.

Sechstes Capitel.

So war die Sache, welche sich anfänglich so schlimm anließ, scheinbar ohne alle weiteren Folgen beigelegt. Am leichtesten schien Henri selbst darüber wegzukommen; er benahm sich fortan in den Stunden mit großer Vorsicht. Im Vertrauen aber äußerte er gegen Walter: er werde es dem Tusky nicht vergessen. Walter konnte eine solche rachsüchtige Gesinnung nicht loben, wenn er sich auch jetzt noch weniger als im Anfang zu dem starren, kalten Manne hingezogen fühlte; Leo verhielt sich vollkommen schweigend. Dafür benützte er eifriger als je die Abendstunden zu einsamen Spaziergängen, auf denen er zufällig an dieser oder jener Waldecke, diesem oder jenem Kreuzwege mit dem Schulmeister zusammentraf. Sie begrüßten dann einander mit einem kurzen, energischen Händedruck, und setzten ihren Spaziergang gemeinschaftlich fort, wobei sie geflissentlich die einsamsten Wege aufsuchten. Der alte Postbote, der ihnen öfter begegnete, hörte stets, so lange er noch entfernt war, unterdrückte, aber eifrige Stimmen sprechen, die jedesmal verstummten, sobald er in die Nähe kam. Manchmal erstreckten sich diese Spaziergänge bis zu den entfernteren Dörfern; selten daß sie vor Einbruch der Dunkelheit nach Tuchheim zurückkehrten. Ein= oder das anderemal geschah es, daß Leo, wenn er des Abends spät auf

sein Zimmer gekommen war, ein Zeitungsblatt, eine Flugschrift, eine Broschüre, die unterwegs aus Tusky's Tasche in die seine gewandert war, hervorlangte, und beim matten Lichte einer der dünnen Kerzen, welche im Sommer in dem Pfarrhause für ausreichend erachtet wurden, in diesen Blättern eifrigst studirte.

Aber es gab zu dieser Zeit noch einen Bewohner des Pfarrhauses, der eine entschiedene Neigung für einsame Spaziergänge in der Dämmerstunde nicht ganz verbergen konnte.

Walter hatte, wie es in einem seiner erhabensten Gedichte lautete, „den Dämon wilder Leidenschaft mit Löwenmuth bekämpft"; aber der Erfolg hatte der Anstrengung nicht entsprochen, oder, wie es in einem andern Gedicht hieß, das sich durch seine thränenreiche Stimmung auszeichnete, „die tiefe Wunde schloß sich nicht und wird sich nimmer schließen, bis einst aus meines Grabes Rand die treuen Veilchen sprießen". Wie dem aber auch sein mochte — in dem sanften Schein des Abendlichts durch wogende Kornfelder zu schreiten, oder hügelauf in den Wald zu steigen bis zu einem der vielen Punkte, von welchen aus man freie, freundliche Blicke in die liebliche Ebene hatte — das war dem armen Jungen in seiner weichen Stimmung ein anmuthiger Trost, umsomehr, als die leeren Blätter in seiner Brieftasche sich niemals schneller mit poetischen Hieroglyphen bedeckten, als wenn die Waldwiesenblumen zu seinen Füßen im Abendwinde nickten und aus dem dämmerigen Forst leise abgerissene Vogellaute ertönten.

Da sowohl Walter als Leo die Einsamkeit suchten und ziemlich genau ihre gegenseitigen Lieblingspromenaden kannten, so hatten sie sich bis jetzt noch immer auszu-

weichen vermocht; aber eines Abends geschah es, daß sie sich in der scharfen Biegung eines tiefen Waldweges, wo an ein Ausweichen nicht zu denken war, begegneten, der Eine mit einer offenen Brieftasche, der Andere mit einem bedruckten Blatte in den Händen. Bei der Plötzlichkeit, mit welcher die Begegnung stattfand, war Walter außer Stande, die ziemlich umfangreiche Brieftasche zu verbergen. Er erröthete, sagte aber doch freundlich: Guten Abend, Leo! Leo, der mit seinem Blatte schneller in die Tasche gekommen war, erwiderte den Gruß, aber nichts weniger als freundlich. Die Begegnung war ihm störend und peinlich, da er gerade an dieser Stelle Tusky erwartete, der jeden Augenblick — er wußte nicht, aus welcher Richtung — kommen mußte.

„Wir sind lange nicht so draußen gewesen," sagte Walter.

„Nein," sagte Leo.

„Wollen wir nicht zusammen weitergehen?" fuhr Walter gutmüthig fort.

„Ich fürchte, ich bin zu müde," sagte Leo, sich in der Hoffnung, so von Walter am besten loszukommen, am Fuße einer schönen alten Buche etwas abseits vom Wege auf den moosigen Grund werfend.

„Nun, ich bin auch schon genug herumgelaufen," sagte Walter, indem er sich neben Leo auf den Boden gleiten ließ.

Da hier kein Entrinnen möglich war, hielt Leo es für das Gerathenste, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und Tusky's Kommen ruhig abzuwarten. Unterdessen fragte er, um doch etwas zu fragen, was für Geheimnisse Walter denn da seiner Brieftasche anvertraue.

Walter erröthete noch tiefer als zuvor. Die Furcht,

sein Geheimniß zu verrathen, kämpfte mit der Begierde, gerade Leo, der ihn gar nicht von dieser Seite kannte, etwas von den poetischen Früchten, welche ihm jetzt so reichlich in den Schoß fielen, mitzutheilen. Zufällig befand sich unter den letzten Gedichten der Brieftasche eines, auf das der Verfasser ganz besonders stolz war, und glücklicherweise hatte sich auch für das Versmaß dieses Gedichtes der theure Name nicht schicken wollen, und es war in Folge dessen durchweg nur von „ihr“ die Rede.

„Du wirst mich auslachen,“ sagte Walter, indem er die Brieftasche schon halb geöffnet hatte.

„Das wird darauf ankommen,“ erwiderte Leo.

„Es ist,“ sagte Walter entschuldigend, „aus einem größeren Cyklus, den ich „Spanische Lieder“ betitelt habe.“

„Also ein Gedicht,“ sagte Leo, nicht ohne einige Verwunderung. „Wie kommst du denn dazu?“

„Darauf mag das Gedicht selbst die Antwort sein,“ sagte Walter, und mit vor innerer Aufregung bebender Stimme zählte er jetzt seinem Gefährten eine nicht kleine Anzahl von Trochäen zu, in welchen irgend Jemand einen grauen Fährmann auffordert, ihn über irgend ein Gewässer nach irgend einer Villa zu fahren, deren stattliche Façade man sich in der Mondesdämmerung weißlich schimmernd denken sollte, und wo schließlich, nachdem schneebedeckte Sierren, das goldene Ufer des Tajo und der gelbe Sand der Mancha wacker mitgewirkt hatten, eine gewisse dunkeläugige Schöne gebeten wurde, mit dem Sänger nach Deutschlands Gauen zu ziehen, wo sie als Aequivalent ihrer verlassenen spanischen Herrlichkeiten und Schlösser der Donau grüne Ufer und des Rheines stolze Burgen erwarteten.

Der Sänger machte seine Brieftasche zu, wobei er

noch um ein gutes Theil verlegener aussah, als vorher. Leo verscheuchte glücklich ein ironisches Lächeln, das während der Lectüre ein paarmal seine Lippen umspielt hatte, und sagte:

„Nicht übel, Walter, die Zahl der Versfüße scheint nicht immer zu stimmen; auch würde ich nicht zweimal Façade auf Serenade reimen — aber sonst recht schön. Wie kommst du nur in aller Welt jetzt auf das närrische Zeug?"

„Aber du hast doch früher auch Gedichte gemacht," meinte Walter etwas kleinlaut.

„Früher!" erwiderte Leo, „früher — nun ja — und darin liegt auch die ganze Entschuldigung."

„Bedarf es zum Dichten einer Entschuldigung?" rief Walter.

„Wenn die Zeit ernstere Fragen zu lösen hat, ja —" erwiderte Leo.

Walter sah etwas erstaunt drein. Er konnte sich unter Leo's Worten nichts Bestimmtes denken; aber die Worte selbst und der Ton, in welchem sie gesprochen waren, imponirten ihm.

„Was meinst du?" fragte er bescheiden.

„Ich würde dir das nicht so auf einmal beantworten können," erwiderte Leo, selbst wenn du den Sinn für diese Dinge hättest, den du freilich nicht hast."

„Und hast du diesen Sinn?" fragte Walter erstaunt.

„Ich hoffe es," sagte Leo nicht ohne Selbstgefühl, „wenigstens gebe ich mir redliche Mühe, den eigentlichen Grund der heillosen Schäden, an denen der Staatskörper krankt, zu erkennen und die Heilmittel zu entdecken, sollten sie auch aus Feuer und Eisen bestehen."

Walter sah Leo erschrocken an; er hatte ihn der=

gleichen noch nie sprechen hören; er wußte nicht, daß Leo seine grimmigen Phrasen aus der Flugschrift, die er vorher in der Hand trug, so ziemlich wörtlich entlehnt hatte.

„Was sind denn das für heillose Schäden, von denen du sprichst?" fragte er neugierig.

„Schöne Frage," erwiderte Leo höhnisch, „die sich selbst beantwortet, sobald man sich nur die Mühe nimmt, die Augen aufzumachen und mit offenen Augen in die Welt zu sehen. Oder hältst du das für gesunde Zustände, wenn der Edelmann aus goldenen Schüsseln Lampreten speist und der Bauer froh ist, wenn er Salz zu seinem trockenen Brot hat? Hältst du es für billig, daß das Wild in dem Forst und auf den Feldern, das Gott für alle Menschen erschaffen hat, dem Einen gehört, während die Anderen die Erlaubniß haben, es für den Tisch des gnädigen Herrn mit ihrem Schweiß zu mästen? Sind das keine heillosen Schäden? Und sollte man nicht wünschen, daß Feuer und Schwefel vom Himmel regne, um solche Gräuel zu vertilgen, Schloß und Edelmann und ihre ganze Sippe?"

Da der Artikel, aus dem Leo citirte, lang und sein Gedächtniß ausgezeichnet war, hätte er noch lange so fortdeclamiren können, wenn Walter nicht plötzlich aufgesprungen wäre und mit großer Energie gerufen hätte:

„Und ich leide es nicht, daß Einer mit Feuer und Schwefel an das Schloß kommt! Ich leide es nicht, daß einem seiner Bewohner auch nur ein Haar auf dem Haupte gekrümmt wird! Ich wollte sehen, wer das wagen wollte — ich wollte es nur einmal sehen!"

Leo war ruhig liegen geblieben. Er lächelte verächtlich, als er sagte: „Ich wußte es ja, daß du keinen Sinn für Politik habest, woher solltest du auch? Wer im Besitze

ist, wohnt dir im Recht, und was grau vor Alter ist, das ist dir heilig."

„Es ist möglich," rief Walter, der noch immer, wie Jemand, der einen lebhaften physischen Schmerz empfindet, auf und ab lief; „ich sehe wenigstens nicht ein, daß etwas, weil es altersgrau ist, unheilig, oder Jemand, der etwas besitzt, deßhalb schon im Unrechte ist. Und was du von den goldenen Schüsseln erzählst, aus denen der Edelmann Lampreten speisen soll, so scheint mir das, mit deiner Erlaubniß, aus der Luft gegriffen. Im Schlosse essen sie von Porzelan und nicht von Silber, geschweige denn von Gold. Und was die Lampreten betrifft, so weiß ich nicht, was das ist, ob Fisch oder Fleisch — und ich glaube, du weißt es auch nicht. Und übrigens, Leo, finde ich es gar nicht schön von dir, daß du für all das Gute, das uns schon im Schloß geworden ist, keinen Dank hast. Der gnädige Herr und Fräulein Charlotte, und — und —"

Hier gerieth Walter in's Stocken, da er doch unmöglich Amélie's heiligen Namen in einem so profanen Streit nennen konnte. Leo benützte die Verwirrung seines Gegners, um ihm zu beweisen, daß, wer so spreche, eine knechtische Gesinnung an den Tag lege, und daß Knechtssinn in Sachen der Freiheit nicht mitzureden habe.

„Ich bin kein Knecht," erwiderte Walter erregt, „und ich habe keinen knechtischen Sinn. Ich verachte den Dr. Urban, aber nicht weil er Pfarrer, sondern weil er ein schlechter Mann ist, der seine arme Frau auf das grausamste quält und anders handelt, als er redet; und ich verehre den Freiherrn, nicht weil er unser Herr, sondern weil er so gütig und edel ist, daß ich ihm immer die Hände küssen möchte. Und wenn du das nicht mit mir empfindest, und nicht alles Heil und allen Segen auf die

da herabwünschest, so hast du kein Herz in der Brust, und nimmer, nimmer wird es dir gut gehen."

Der arme Junge, dessen Stimmung jetzt für gewöhnlich etwas hoch gespannt war, hatte sich so in Aufregung gesprochen, daß er in Thränen ausbrach, die er indessen schnell mit dem Rücken der Hand abwischte. Dann aber zog er seine Mütze tiefer in die Augen, murmelte einige unverständliche Worte, sprang von der Böschung, auf der die Unterredung stattgefunden hatte, in den Hohlweg und entfernte sich eilends in der Richtung nach dem Dorfe.

Er war kaum verschwunden, als es in dem dichten Gebüsch zur Seite der Buche zu rascheln begann. Gleich darauf stand Tusky auf dem Plan.

„Wie konntest du dem Jungen von unsern Geheimnissen mittheilen?" fragte er unwillig.

„Du hast Alles gehört?" erwiderte Leo.

„Ja," sagte Tusky, „er wird nun hingehen und dem Freiherrn und dem Pastor erzählen, was er gehört hat."

„Nie," rief Leo mit Wärme, „das würde Walter nie! Er würde nie zum Verräther werden!"

„Bist du dessen so sicher?" fragte Tusky mit finsterem Lächeln. „Ich möchte dir denn doch rathen, ein anderesmal vorsichtiger zu sein. Du weißt, daß wir uns über Alles, was zwischen uns verhandelt wird, unverbrüchliches Geheimniß gegen Jeden, er sei, wer er sei, gelobt haben."

Leo blickte trotzig auf. „Ich bin kein Kind," sagte er, „und ich weiß, was ich thue."

„Wenn ich nicht davon überzeugt wäre, hätte ich mich dir jemals anvertraut?" erwiderte Tusky, indem er Leo die Hand auf die Schulter legte und ihn mit einer Zärtlichkeit, die man in seinen kalten grauen Augen nicht ge-

sucht haben würde, anschaute. — „Nein, nein, mein Junge,“ fuhr er fort, „du bist kein Kind. In dir steckt mehr Intelligenz und vor Allem mehr Energie und mehr Leidenschaft, als in den meisten Männern, die ich kenne. Ich habe unbedingtes Vertrauen zu dir, und ich bin in der Absicht gekommen, dir heute davon einen Beweis zu geben, der dir hoffentlich genügen wird. Du hast doch heute Abend frei?“

„Ja. Die beiden Anderen sind auf dem Schlosse; da habe ich Dr. Urban, unter dem Vorwande, zum Onkel gehen zu wollen, gebeten, mich vom Abendbrot zu dispensiren.“

„Vortrefflich!“ erwiderte Tusky. „Wir werden so schon Mühe haben, nicht allzu spät zurückzukommen.“

„Was hast du vor?“

„Ich sage es dir unterwegs.“

Und die Beiden begannen mit rüstigen Schritten die Bergschlucht hinaufzusteigen.

Siebentes Capitel.

Der anfänglich ziemlich steile Pfad begünstigte nicht eben eine lebhaftere Unterhaltung, auch waren die beiden jungen Leute zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. So gingen sie denn schweigend neben einander her, bis sie aus dem Hohlwege und dem Walde heraus auf eine der vielen Stufen des in Terrassen abfallenden Gebirges gelangten. Hinter und unter ihnen lag der Wald, den sie soeben durchschritten hatten, jenseits des Waldes die fruchtbare Ebene, aus welcher hie und da die Bäche im Abendsonnenschein blinkten. Es war ein lachender, friedlicher Anblick, der auf eine sonderbare Weise mit der unmittelbaren Umgebung contrastirte; denn das allmälig aufsteigende Plateau, auf dem sie sich befanden, verdeckte mit seinem höchsten Rande die schönen waldbedeckten Höhen des eigentlichen Gebirges, und was man um sich her sah, war anzuschauen wie eine gewaltige Tafel, auf die eine Teufelsfaust mit grausigen Zügen das Wort Vernichtung geschrieben hat. Kein Baum, kein Strauch, nur hie und da Büschel von gelbblühendem Ginster und von hartem dürftigen Grase zwischen den zahllosen großen und kleinen Steinen. Der Wind, der keinen Widerstand fand, wehte hier schärfer und kühler als in der Ebene, und der Gesang einer einzelnen Lerche,

welche die Wanderer von ihrem Nest aufgescheucht hatten, und die nun langsam in die Höhe stieg, klang in der lautlosen Stille ringsumher einförmig und klagend.

Als die Beiden, nachdem sie sich unter dem Umsehen von der Anstrengung des Steigens ein wenig erholt hatten, mit geringerer Mühe über die steinige Ebene weiter schritten, und Leo, der selten bis hieher gekommen war, mit lebhaftem Interesse die Wüste um sie her betrachtete, fragte Tusky plötzlich:

„Hast du das Buch, das ich dir das letztemal gab, gelesen?“

„Ja.“

„Nun, was sagst du? Habe ich übertrieben? Ist nicht Alles, wie ich es dir geschildert habe?“

„Furchtbarer, noch viel furchtbarer ist es,“ rief Leo, „ja es ist so furchtbar, daß es eigentlich Menschenworte gar nicht schildern können, und der Autor deßhalb das Entsetzlichste so ruhig und wortkarg berichtet, als wäre es das Gewöhnlichste, als könnte es eben nicht anders sein. All dies Spießen und Köpfen, Sengen und Brennen, Rauben und Morden — mir steht das Herz still, wenn ich daran denke, wenn ich denke, daß es Menschen waren, die es thaten. Nein, keine Menschen! Heißhungerige Wölfe! Wilde, blutdürstige Bestien, die würgen, weil ihnen das Würgen eine Lust ist, weil das dampfende Blut sie rasend macht. Warum hast du mir dies Buch gegeben? Es hat mir so weh gethan, wie noch nichts im Leben.“

„Meinst du, es hat mir Freude gemacht?“ erwiderte Tusky, „meinst du, ich habe gern gelesen, daß man meine Vorfahren wie Hasen gehetzt und niedergeschossen, oder auch vielleicht bei lebendigem Leibe am langsamen Feuer

gebracen hat? Und warum ich es dir gegeben habe? Weil du zweifeltest, weil ich dir den Rest von blindem Glauben an die Güte der Menschennatur austreiben, weil ich dich in die Gesetze des großen Kampfes einweihen wollte, der zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen, zwischen den Reichen und den Armen von je geführt worden ist und geführt werden wird, so lange nicht dieser Unterschied, der viel schlimmer ist, als der der Religion, oder der Race, bis auf die letzte Spur getilgt ist."

„Und warum es mich noch furchtbarer ergriffen hat," sagte Leo in dumpfem Ton, „ist, daß ein langer Act des grausen Dramas hier in unserer Gegend, in unserer unmittelbarsten Nähe gespielt hat. Was gehen mich schließlich die Meder und die Perser, die Griechen und die Römer an! Sie sind so lange todt und die Länder, in denen sie lebten, wird mein Fuß vielleicht nie betreten. In unsern Bauernkriegen aber ist Alles für mich von greifbarer Wirklichkeit. Dieser Himmel hier ist von dem Schein der brennenden Dörfer geröthet worden; das Echo dieser Berge hat das Wuthgeheul der Würger, den Angstschrei der Erwürgten wachgerufen: ja, wer weiß, ob diese Stätte, auf der wir jetzt gehen, nicht Schauplatz solcher Mordscenen gewesen ist?"

„Wer es weiß?" rief Tusky, „ich weiß es und kann es dir sagen. Diese Stelle ist der Schauplatz einer Mordscene, einer der grausigsten Mordscenen des ganzen Krieges gewesen. Hier auf dieser wüsten Stelle haben einst zwei Dörfer gelegen, nicht eben blühende, reiche Dörfer, aber doch von Obstbäumen und Feldern umgebene Wohnungen armer bescheidener Menschen, die zufrieden gewesen waren und ihrem Herrn unterwürfig gefrohndet hatten jahrhundertelang. Aber als sie das neue Evangelium überall in

dem Lande zu predigen begannen, da standen die armen braunen Menschen still vor ihrem Pflug, den sie mit den eigenen Schultern durch den magern steinigen Boden zogen, und horchten hoch auf; und als hie und da in nächtlicher Weile die Flammen brennender Schlösser aus der Ebene heraufleuchteten, da glaubten sie, daß es Zeit sei, den kämpfenden Brüdern zu Hilfe zu ziehen, und sie ließen den Pflug auf dem Felde, ergriffen die alten Hellebarden, die von der Urväter Zeiten in dunklen Ecken der Hütten lehnten, nahmen Abschied von Weib und Kind und kämpften als die Wackersten der Wackern mit bei allen Gelegenheiten, wo es ernstlich galt, Leib und Leben daranzusetzen. Und als nach der Schlacht bei Mühlhausen die letzten Bande der Ordnung in dem Bauernheer sich vollends lösten und auf keine Hilfe und keine Rettung mehr zu hoffen war, thaten sich jene Wackern, so viel ihrer sich noch fanden, zusammen und schlugen sich und stahlen sich durch tausend Gefahren bis in ihre Heimatberge, wo sie vor aller Verfolgung sicher zu sein hofften. Eines Abends, so erzählt die Sage, die noch heute hier in den Bergen umgeht, eines Abends bei Sonnenuntergang gelangten sie in den Wald, den wir soeben durchschritten. Sie waren todtmüde von dem ungeheuren Marsch, aber die Freude, der Gefahr nun doch entronnen zu sein, und die fröhliche Erwartung des Wiedersehens ihrer Lieben gab den ermatteten Gliedern frische Kraft und stärkte die wunden Füße. „Wir wollen kommen wie Schnitter von der Ernte,“ rief ein junger Bursch, brach ein Eichenzweiglein ab und steckte es an den Hut; die Anderen folgten seinem Beispiel. So zogen sie geschmückt, fröhlichen Muthes, singend durch den Wald. Aber, so erzählt die Sage weiter, schon nach kurzer Zeit hörte Einer zu singen auf,

und dann ein Zweiter und Dritter, und es dauerte nicht lange, so schwiegen sie Alle, und Allen wurde so feierlich zu Muthe, und Allen wurde das Herz so schwer, als ob ihnen ein Furchtbares bevorstände. Und die Ahnung hatte sie nicht betrogen. Das Verderben, das sie hinter sich gewähnt hatten, war vor ihnen hergeschritten und hatte bereits ihr Theuerstes getroffen. Die beiden Dörflein waren nur noch zwei rauchende Trümmerstätten, verglimmende Scheiterhaufen der mitleidslos hingeopferten Greise, Weiber und Kinder. Nicht Eines war übrig geblieben, zu sagen, was die Anderen gelitten, nicht Eines! — Was das Feuer verschont hatte, hatte das Schwert gewürgt! — Da standen sie nun, die armen Dörfler. Das Glück hatte sie nie als Schoßkinder behandelt; sie hatten von Jugend auf der Noth und des Elends die Fülle gehabt, und gar die letzte Zeit hatte sie rauh genug gepackt; aber jetzt war geschehen, was nicht mehr zu tragen war. Das fühlten Alle, das sagten Alle. Und weiter berichtet die Sage, daß die Schaar der Dörfler noch in derselben Nacht weiter in das Gebirge hinaufgezogen ist bis an eine Stelle, von der sie wußten, daß das Heer des Sachsen sie passiren würde. Dort haben sie sich in einem Hohlwege auf die Vorüberziehenden gestürzt, wie hungrige Wölfe in eine Heerde, und dort sind sie, nachdem sie ein furchtbares Blutbad angerichtet, in stundenlangem entsetzlichen Kampfe Mann für Mann erschlagen worden."

Tusky schwieg. Die Lerche hatte sich wieder auf die Erde gesenkt; kein Ton, als der des Windes, der über die steinige Oede strich, war vernehmlich; an dem westlichen Himmel erloschen allmälig die rosigen Gluthen; über den östlichen Rand des Plateaus dämmerte der Abend herauf.

Leo war in tiefster Seele bewegt. Die grausigen Bilder, die Tusky heraufbeschworen, standen noch vor seinem Auge; aber das Ende der unseligen tapferen Schaar erfüllte ihn mit neidvoller Bewunderung.

„O," rief er plötzlich aus, „was macht ein solcher Heldentod nicht Alles wieder gut! Wenn es doch auch mir vergönnt wäre, so für die heilige Sache der Freiheit zu sterben!"

„Wichtiger und ersprießlicher wäre, für diese heilige Sache zu leben," sagte Tusky mit Bedeutung.

„Wie können wir das," rief Leo, „was vermögen wir in unserer Zeit? in dieser zahmen, jämmerlichen Zeit!"

„Sehr viel," erwiderte Tusky, „wenn wir ernstlich wollen, und wenn wir das Stück Gefahr, das auf dem Wege liegt, nicht scheuen."

Tusky's trockene, harte Stimme nahm, wenn er sehr erregt war, einen eigenthümlich schwingenden Ton an. Leo kannte diesen Ton, und jetzt, als dieser Ton sein Ohr berührte, horchte er hoch auf.

„Was meinst du?" fragte er eifrig. „Du hast dich oft genug selbst über all die tausend Mittel und Mittelchen beklagt, welche sich ein weiser Despotismus ausgeklügelt hat, den Trotz seiner Unterthanen gründlich zu brechen. Der Flurschütz, der am Tage durch die Felder, der Wächter, der am Abend durch das Dorf streift, der Schulmeister, der den Buben das A=B=C lehrt, der Pfaff, der sie einsegnet, und der Unterofficier, der sie drillt — wenn die Fünf zusammenhalten, hast du gesagt, kann die Regierung ihre Bauern scheren, wie der Hirt seine Schafe."

„Wenn sie nun aber nicht zusammenhalten," sagte Tusky, „wenn nun ein Glied in dieser Kette bricht?

Wenn sie gerade in der Mitte reißt, wie dann? Und wenn ich nun dieses Glied wäre? Oder glaubst du etwa, daß ich hieher gekommen bin, um den Willen meiner gleißnerischen, scheinheiligen, tyrannischen Auftraggeber zu erfüllen? Glaubst du, daß ich mich für die Schmach, die dreijährige Schmach der Sklaverei, die ich erduldet habe, nicht rächen will? Daß mich der Gehorsam, den ich dem Dr. Urban erweisen muß, nicht rasend macht? Ich will Rache haben; ich will die Schmach abwaschen, ich will, daß ein Tag kommt, wo ich diesen Gehorsam wie eine Narrenkappe von mir schleudern kann — und Leo, so wahr die Sonne hinter uns versunken ist und vor uns die Nacht heraufzieht, der wieder ein Morgen folgt — dieser Tag wird kommen. Nicht umsonst habe ich dich zu dieser Stunde an diesen Ort geführt, nicht umsonst habe ich die Schatten heraufbeschworen, die der Sage nach in nächtlicher Weile zwischen diesen Steinen umgehen. Ich wollte daß du den Finger an die Freiheitsader legtest, die einst in dem sehnigen Arme unseres Volkes schlug, und dann wollte ich dir sagen, daß diese Ader nicht vertrocknet ist, daß noch bis zu dieser Stunde, wenngleich in langsameren Intervallen, die Lebenswelle steigt und fällt. Wie das Gedächtniß des Volkes das Schicksal der beiden Unglücksdörfer und ihrer Bewohner bewahrt hat, so hat es auch nicht vergessen, daß es einst frei war und dann in Bande geschlagen wurde, und daß es einmal versucht hat, diese Bande zu sprengen. Und noch bis auf den heutigen Tag kennt man die alten Sprüche, die man sich damals in's Ohr raunte, und mit denen man die Geister aus ihrem langen Schlummer rief; noch kennt man die heiligen Zeichen, welche die Fahne schmückten, um die sich das arme Volk schaarte zum Kampf auf Leben und Tod um das

Leben, das ihm der Ritter und der Pfaff so sauer machten. Sieh' her!"

Tusky zog ein dünnes Tuch von weißer Baumwolle aus der tiefen Seitentasche seines Rockes und breitete es aus.

„Der Bundschuh!" rief Leo, sobald er die wunderliche Figur, die mit rother und brauner Farbe sauber und zierlich auf das Tuch gemalt war, erblickte.

„Der Bundschuh!" wiederholte Tusky, indem er das Tuch wieder zusammenrollte. „Das ist noch immer das Zeichen, das Blinde sehend, Lahme gesund und Taube hören macht."

„Und dies Zeichen ist wirklich noch gekannt?"

„Hie und da," erwiderte Tusky, „es ist wie eine alte, halbverklungene Melodie, von der die zusammenhangslosen Töne den inneren Sinn beunruhigen. Man braucht nur ein paar Tacte kräftig anzuschlagen, da fällt der Träumer freudig ein und findet das Uebrige zu seiner eigenen Ueberraschung von selbst. Und wo die Erinnerung ganz gestorben ist, da ist dies Zeichen ein vortrefflicher Lebenswecker. Du siehst, dies ist ein Taschentuch mit einem etwas seltsamen Muster, nichts mehr und nichts weniger. In der Wirthsstube, wo ich meiner Sache sicher zu sein glaube, ziehe ich es heraus und breite es, wie zufällig natürlich, aus. Da sieht denn der Eine oder der Andere den Schuh und fragt, was denn das seltsame Ding bedeute? Ich sage, daß ich es von meiner Mutter habe, die es wieder von ihrer Mutter hat, die es von ihrer Urgroßmutter geerbt haben will. Und daß sich wunderliche Geschichten an dies Tuch knüpften, Geschichten aus längst vergangener Zeit, als noch der Edelmann über Leib und Leben seiner Hintersassen gebot, und Schoß und Steuern

schier nach Gutdünken auferlegte, und es so lange und so weit trieb, bis der arme Konz überall von den Alpen bis in unsere Berge aufstand. Da gibt denn so ein Wort das andere; sie fragen und hören und trinken Branntwein und bekommen heiße Köpfe und schließlich finden sie meistens, daß sie noch sind, was ihre Vorfahren waren, elende, arme Tröpfe, die von ihren Drückern genergelt und gehudelt werden, und die sich doch nur auf ihre Kraft zu besinnen brauchten, um freie Menschen zu sein. Auf den Gedanken kommen sie freilich nicht von selbst, den muß ich ihnen beibringen — nicht auf einmal, wie du dir denken kannst — ganz allmälig, ganz geduldig, nach manchen Prüfungen, manchen Zögerungen, bis ich dann sehe, daß ich mich vollkommen verlassen kann. Ich sage dir, Leo, ich habe tüchtige Männer gefunden, selbst dort unten bei euch in den wohlhabenden Dörfern, vor Allem aber da oben unter den Holzfällern, Kohlenbrennern und Nägelschmieden. Wie der Herr den Armen und Einfältigen sein Evangelium predigte, weil die Reichen und Klugen es nicht hören wollten, so verkünde ich die neue Botschaft am liebsten denen, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit in unserem Sinne, nach der Gerechtigkeit, die Jedem das Seine gibt, die aber nicht geduldig wartet, bis es dem lieblosen Reichen gefällt, liebreich zu werden, sondern die auch mit rauher Hand zu nehmen weiß, wo und wann es noththut. Das ist der neue Bund, Leo, der neueste und letzte Bund; denn in ihm ist die ganze Menschheit eingeschlossen, die gute, weil sie will, die schlechte, weil sie muß. Diesen Bund zu fördern, das ist die Aufgabe meines Lebens, an die ich mein Leben selber setzen will."

Tusky war stehen geblieben; das fahle Licht des

Abends ließ sein blasses Gesicht noch bleicher erscheinen. Seine große, knochige Gestalt ragte mächtig aus der Fläche auf; seine rauhe Stimme klang wie eherner Weckruf. Es war der Prophet der Wüste, der sein: Thut Buße und bessert euch! kühn in die Welt hineinschleudert; es war der Geist der Oede, der einen Körper angenommen hatte; der Dämon des armen Volkes, dessen jahrhundertelanger Schrei nach Brot und wieder Brot jahrhundertelang ungehört verhallt ist.

So wenigstens erschien der mächtige Mann dem jüngeren Freunde. Hier war der Held, der ihn retten konnte aus dem Labyrinth unseligster Zweifel; ja, der ihn schon gerettet hatte, in diesem Augenblicke gerettet hatte, für nun und für immer!

Seine Augen füllten sich mit Thränen der Begeisterung; mit beiden Händen ergriff er Tusky's Hände und flehte:

„So nimm auch mich auf in deinen Bund! Wie du mich bis jetzt belehrt und geleitet hast, so lehre mich und leite mich weiter; laß mich Alles wissen! Du sollst keinen treueren Schüler, keinen ergebeneren Diener haben, als mich!"

„Du meinst, die heilige Sache soll keinen ergebeneren Diener, keinen treueren Schüler haben!" erwiderte Tusky. „Was ist denn an dem Einzelnen gelegen! Und um der Sache willen mußt du schwören."

„Was soll ich schwören?"

„Schwöre, daß du der Sache des armen Volkes treu sein willst bis in den Tod."

„Ich schwöre es."

Ein Bergfalke flog über die Haide und ließ zu wiederholtenmalen seinen heisern Schrei ertönen; der Wind

hatte sich lebhafter aufgemacht und zischelte durch den Ginster und das lange Gras. Die beiden jungen Leute hielten sich noch bei den Händen gefaßt und blickten sich in die Augen.

„Möge dich nie gereuen, was du soeben versprochen hast!“ sagte Tusky.

Achtes Capitel.

Sie schritten weiter über die steinige Oede, bis sie den Rand des Plateaus erreichten.

Vor ihnen erhob sich jetzt ein bewaldeter Höhenzug, über den die blauen Massen des eigentlichen Gebirges ragten; zwischen der Stelle aber, wo sie standen, und dem Höhenzug war ein tiefer Einschnitt, und in dem Grunde dieses Einschnitts sah man die Dächer eines winzigen Dorfes, aus deren Schornsteinen der Rauch in dünnen blauen Säulchen empor stieg, und, von dem Winde an die Berglehne getrieben, sich dort zu einem leichten grauen Gewölk auseinanderbreitete.

„Du wirst," sagte Tusky, während sie den steilen Hang hinabstiegen, „in dem Nest da unter uns einen kleinen Beitrag zu der langen Leidensgeschichte unseres Volkes finden. Es wird fast ausschließlich von Nägelschmieden bewohnt, die bei ihrem kümmerlichen Gewerbe, das sie von ihren hungernden Vätern überkommen haben, ebenso weiterhungern. Sie haben es nicht ganz so gut wie die Ratten. Die Ratten verlassen das Haus, wo es nichts mehr zu nagen und zu beißen gibt, aber wohin sollen diese armen Menschen sich wenden? Zur Auswanderung gehört noch immer ein wenig Muth und ein wenig Geld; sie haben weder das Eine, noch das Andere, und

die Regierung denkt natürlich nicht daran, die lästigen Bettler auf gute Weise von ihrer Thür fortzuschaffen. Die Fracht nach Amerika kostet zu viel; das Tannenholz ist noch ziemlich billig in dieser Gegend, und schließlich kann man ja die armen Teufel auch ohne Särge verscharren. Ich habe einige Sympathie für die armen Teufel, denn ich stamme väterlicher- und mütterlicherseits von ihnen ab, und meine Mutter und meine Schwester wohnen noch hier. Die Dörfer hier oben und ihre Bewohner stehen bei euch in einem üblen Geruch. Mir freilich ist diese Beziehung wenig störend; ein paar Bettler und Diebe mehr in der Verwandtschaft zu haben, verschlägt bei mir nicht viel, und dann finde ich, wie ich dir schon sagte, hier einen trefflichen Boden für meine Saat."

„So hast du unter ihnen schon Mitglieder für den Bund geworben?" fragte Leo, und das Herz schlug ihm heftiger, als er das sagte.

„Ja," erwiderte Tusky, „freilich nur sehr wenige vorläufig, denn ich wäge die Münzen wieder und wieder, bevor ich sie als echt annehme. Einige Andere sind halb gewonnen, wieder Andere, denen nicht ganz zu trauen ist, spare ich mir für den Augenblick der Entscheidung auf. Es sind Schafe, die, wenn es brennt, blindlings dem Leithammel nachspringen."

„Und wirst du — wirst du mich als Wissenden zu den Wissenden führen?"

„Nein; deine Jugend, deine städtische Tracht und deine feinen Manieren würden meinen braven Freunden Mißtrauen einflößen. Die Zeit wird kommen, wo du handelnd auftreten kannst. Für jetzt mußt du noch im Schatten bleiben, und es dir, während ich im Dorfe meinen Geschäften nachgehe, in der Stube bei meiner

Mutter genügen lassen. Die Mutter kann nichts zu deiner Unterhaltung beitragen, sie ist für Alles, was um sie vorgeht, abgestorben; aber meine Schwester wird dich gut genug unterhalten, wenn sie nicht übler Laune ist, was ihr freilich öfter begegnet."

Sie waren, zuletzt auf sehr unregelmäßigen Steinstufen hinabsteigend, an dem Fuße des steilen Hanges und zugleich bei dem Dorfe angelangt. Es war ein unsäglich elender Ort, ohne eine Spur der Poesie, die er aus der Entfernung, von der Höhe aus gesehen, gehabt hatte: voller Schmutz, mit sehr vielen bleichen, krank aussehenden Kindern auf den Schwellen der jämmerlichen Hütten, die eher den Erdhöhlen wilder Thiere als menschlichen Wohnungen glichen. Kein Blöcken von Schafen, kein Brüllen von Kühen, kein Schwatzen und Singen von Mägden und Knechten, keines der Zeichen, die sonst das gesunde Leben eines Dorfes verkünden; Alles still und todt; die einzigen Laute das gleichmäßige Klopfen der Hämmer in den Hütten, auf deren Herden man armselige Kohlenfeuer mühsam unterhielt, und auch das Klopfen hatte wenig Aehnlichkeit mit rüstiger Schmiede-Arbeit; es klang schwach und dumpf und hilflos, als ob man ringsumher Särge zunagelte. Dazu war die ganze Atmosphäre mit Braunkohlenrauch angefüllt, der das matte Licht des Abends, das in diese Tiefe so schon spärlich genug drang, noch mehr verdunkelte. Leo, der von seinem väterlichen Dorfe wahrlich nicht verwöhnt war, wurde es unheimlich in dieser Umgebung, und er warf einen scheuen, fragenden Blick auf seinen Begleiter.

Tusky lächelte. „Kein Paradies, Leo," sagte er, „was? Aber das kommt vom aristokratischen Umgang, mein Junge; unsereiner ist schon mehr daran gewöhnt. Da wären wir!"

Er blieb vor einer der kleinsten Hütten, die etwas abseits von der Dorfstraße lag, stehen, und klopfte an das einzige, von Innen durch ein spärliches Licht matt erhellte Fenster. Gleich darauf erschien ein junges Mädchen in der niedrigen Thür, deren untere Hälfte angelehnt war.

„Bist du's, Hans?“ fragte das Mädchen.

„Diesmal nicht,“ sagte Tusky, hinter der oberen Hälfte der Thür, die ihn verdeckt hatte, hervortretend, „du mußt schon mit mir vorlieb nehmen.“

Das Mädchen erröthete bis in das dunkle Haar hinauf.

„Du kommst auch immer so!“ sagte sie mit unterdrückter Heftigkeit.

„Habe keinen Bedienten, daß ich mich vorher anmelden lassen könnte, Prinzessin Eve,“ sagte Tusky in dem kalt spottenden Ton, in welchem er sich, sobald er nicht von seiner Leidenschaft bewegt war, gefiel.

Das Mädchen verzog den hübschen Mund und warf aus den grauen Augen einen prüfenden Blick auf den Begleiter des Bruders. Der Anblick des schönen Jünglings schien sie etwas milder zu stimmen. Sie lächelte, wobei sie zwei Reihen schneeweißer Zähne zeigte, und sagte freundlich:

„Willst du nicht hereinkommen, Conrad?“

„Ich nicht,“ sagte Tusky; „du wirst dir darüber ja auch wol die Augen nicht ausweinen; aber dieser hier wird eine halbe Stunde bei dir bleiben — es kann auch eine Stunde währen. Adieu!“

Tusky ging weiter in das Dorf und trat in eines der Häuschen, aus welchem, wie so ziemlich aus allen, das Pochen von Hämmern heraustönte. Leo folgte dem Mädchen, das vorher den Fensterladen anlegte und dann auch die Thür verschloß, auf den schmalen Flur der Hütte, aus

welchem man links in ein niedriges, weißgetünchtes Gemach kam. Im Hintergrunde standen zwei Betten, ein großes, mit einem Vorhang von buntgeblümtem Kattun versehenes, und ein kleines ohne Vorhang. In der Mitte stand ein kleiner Tisch, auf dem ein Küchenlämpchen flackerte. In der Ecke ein plumper Ofen aus braunen Kacheln, ein Küchenschrank, ein paar Schemel — das war die ganze Ausstattung.

Das Mädchen trat an das große Bett, schlug den Vorhang ein wenig auseinander und blickte hinein. Leo hörte eine röchelnde Stimme etwas murmeln, was er nicht verstand. Das Mädchen rief in gleichgiltigem Tone: „Ja, Mutter!“ und ließ den Vorhang wieder fallen. „So ist sie immer,“ sagte sie dann, sich zu Leo wendend, „tagaus, tagein, jahraus, jahrein. Und ich muß immer so dabeisitzen — das ist langweilig.“

„Steht sie niemals auf?“ fragte Leo mit leiser Stimme.

„Sie können laut sprechen,“ antwortete Eve, „sie hört es nicht, und wenn sie es hört, versteht sie es nicht. Ob sie aufsteht? Sie kann nicht stehen, oder gehen; ich hebe sie aus dem Bett in das Bett. Sie ist, Gott sei Dank, nicht schwer.“

Leo fühlte sich in der seltsamen Umgebung, in die er sich so plötzlich und so eigentlich ohne alle Vorbereitung versetzt sah, sehr beklommen. Das verhüllte Bett mit der geheimnißvollen Kranken, von der er blos einen Augenblick die röchelnde Stimme gehört hatte, und die nun so still war wie ein Todter — das unsichere Licht des Lämpchens, das Alles in einem zitternden Halbdunkel ließ — die dumpfe Luft in dem Gemache, die ihm, der eben von draußen kam, fast den Athem benahm — es war wie in einem wirren, wüsten Traum, aus dem zu erwachen

man sich vergeblich bemüht. Er wäre am liebsten aus der Stube und aus dem Hause fortgestürzt, aber er fand nicht den Muth dazu.

„Es scheint Ihnen nicht eben bei uns zu gefallen, junger Herr,“ sagte das Mädchen.

Sie hatte sich an den Tisch gesetzt, den Kopf mit den langen wirren Haaren in beide Hände gestützt und Leo mit den grauen funkelnden Augen starr ansehend.

„O, doch,“ erwiderte Leo.

„So setzen Sie sich,“ sagte sie; „aber nehmen Sie sich in Acht, der Schemel wackelt ein bischen. — Nur immer heran, ich werde Sie nicht auffessen.“

Sie lachte ein kurzes, heftiges Lachen, wobei sie wieder ihre weißen Zähne zeigte. Leo lachte aus Höflichkeit mit.

„Sie brauchen nicht zu lachen, wenn Sie nicht Lust haben,“ sagte Eve, „ich lache auch gewöhnlich nur, wenn es so stundenlang still um Einen her ist, daß Einem das Blut in den Ohren saust. Da weiß man doch, daß man noch nicht todt ist. Nun, warum sprechen Sie denn nicht? Sind Sie immer so stumm wie ein Fisch? Ist das bei euch vornehmen Leuten so Sitte, dazusitzen und die Menschen ohne zu sprechen anzugaffen, als wenn man ein wildes Thier wäre?“

„Ich gehöre nicht zu den vornehmen Leuten,“ sagte Leo, „ich bin ein Bauernkind, wie Sie.“

„So,“ sagte Eve, „Sie sehen nicht danach aus. Sie brauchen mir nichts weißzumachen, ich bin nicht so dumm. Wo sind Sie denn her? Wie heißen Sie?“

Leo nannte seinen Namen; er sagte, daß sein Vater im vergangenen Jahre in Feldheim gestorben und daß er jetzt auf Kosten des Freiherrn bei dem Pastor in Tuchheim sei.

Eve hatte aufmerksam zugehört. „Da haben Sie's besser als unsereiner," sagte sie; „meiner wird sich Niemand annehmen, wenn die da" — sie wies über die Schulter nach dem Bette — „gestorben ist. Der Conrad wird über kurz oder lang heiraten, dann kann er mir nichts mehr geben, und ich mag sehen, wie ich durchkomme. Im Sommer, wenn die Tage lang und die Nächte kurz und warm sind, wär's schon ganz lustig oben im Walde — aber im Winter! Da findet sich nichts, und arbeiten mag ich nicht. Aber ich weiß, was ich thue; ich gehe in die Stadt. Da gibt's große Häuser, die im Winter ganz warm sind, und viele, viele Menschen, die nichts zu thun haben, als zu essen und zu trinken und zu schlafen."

„Aber in der Stadt muß man auch arbeiten, wenn man leben will," sagte Leo.

Das Mädchen blickte ihn erstaunt an. „So?" sagte sie.

Sie schien über den unerwarteten Einwurf nachzudenken.

„Es ist nicht wahr," sagte sie, „man braucht da nicht zu arbeiten. Ich habe eine Tante in der Stadt. Sie kam als sechszehnjähriges Mädchen hin; ein Jahr darauf war sie verheiratet an einen Mann, der Bedienter bei einem großen Herrn ist. Die braucht nicht zu arbeiten. Das weiß ich von meinem Bruder, der gar nicht gut auf die Tante zu sprechen ist, weil sie uns nichts abgibt, obgleich sie es hat."

„Das ist ein Zufall, daß es Ihrer Tante so gut gegangen ist," sagte Leo, „wenn sie nun nicht geheiratet hätte?"

„Ja, warum sollte sie nicht geheiratet haben?" erwiderte Eve, „einen Mann kriegt man immer, wenn man einen will. Pah! Ich könnte hier an jedem Finger einen haben; aber ich danke schön! Die haben Alle selber nichts. Der Hans ist noch am reichsten; aber viel ist's auch

nicht, so daß man eben nicht verhungert. Da thut mir's denn leid." — Eve lachte ihr kurzes, rauhes Lachen.

„Wenn er Sie aber liebt und Sie ihn lieben, da müßten Sie ihn doch heiraten," erwiderte Leo.

„Sieh' einmal," sagte Eve, „müßte ich das? Woher wissen Sie denn das so genau? Haben Sie vielleicht auch schon einen Schatz?"

Leo stieg bei dieser Frage das Blut in die Wangen. „Wie sollte ich dazu kommen?" murmelte er.

Das Mädchen schien sich an seiner Verlegenheit zu weiden. Ihre Augen funkelten, ein seltsames Lächeln zog um ihre üppigen Lippen. Sie rückte mit ihrem Schemel nahe an Leo heran und fragte, indem sie sich weit vornüberlehnte und den Kopf auf den linken gebogenen Arm stützte, so daß sie dem Jüngling bequem in das erröthende Gesicht sehen konnte:

„Wie alt sind Sie denn eigentlich?"

„Ich wurde im letzten Frühling siebzehn Jahre," antwortete Leo.

„Ich auch," sagte Eve, „da passen wir ja gut zusammen. Sie gefallen mir auch viel besser als der Hans. Sie haben so schöne braune Augen und so feine lange weiße Finger. Der Hans hat Hände — so breit, und wenn er was getrunken hat, glotzen seine grünen Augen wie Fischaugen. Wollen Sie mich heiraten?"

Leo fand auf diese sonderbare Frage keine Antwort; er versuchte zu lächeln, aber es wollte nicht gelingen; seine Lippen zitterten, sein Herz schlug heftig gegen seine Rippen. Er vermochte die Augen nicht aufzuschlagen, obgleich das Gesicht des Mädchens so nahe vor seinem Gesicht war, daß er den heißen Athem deutlich fühlte. Eve wartete seine Antwort nicht ab. „Was hat Ihnen der Conrad

von mir erzählt?“ fragte sie in einem leiseren Tone, als in welchem sie bisher gesprochen hatte.

„Er hat mir nichts von Ihnen erzählt,“ stotterte Leo.

„So?“ sagte Eve, „nichts erzählt? Er hätte nicht erzählt, daß ich ein Ding bin, das niemals hat gutthun wollen? Daß ich früher immer weggelaufen bin, bis mich die Landjäger wiederbrachten und mich der Vater halb todt schlug? Das hat er Ihnen nicht erzählt?“

„Nein,“ versicherte Leo.

„Warum fürchten Sie sich denn vor mir, wie vor einer Katze, die kratzt?“

„Ich fürchte mich nicht,“ erwiderte Leo und machte eine große Anstrengung, Eve anzusehen.

„Ihre Augen sind hübsch genug,“ sagte Eve, „wenn man ordentlich hineinsieht, schaut man sein Gesicht wie in einem Brunnen.“

Sie legte ihren rechten Arm um seine Schulter. Ein Schauder durchrieselte den Jüngling; es war ihm, als ob er ersticken müßte; er versuchte aufzustehen, aber seine Glieder versagten ihm den Dienst. Das wacklige Tischlein, an dem sie saßen, gerieth in's Schwanken, die Kranke stöhnte laut in ihrem Bette; zugleich pochte Jemand vernehmlich gegen den Laden.

„Es ist Conrad,“ sagte Eve in hastigem Ton. „Wollen Sie morgen, oder wenn Sie können, ohne ihn kommen?“

Wieder pochte es gegen den Laden.

„Ja, ja!“ rief Eve, „wart nur!“ Und sie eilte, die verschlossene Thür zu öffnen.

Tusky trat mit ihr herein. Er warf einen prüfenden Blick auf seine Schwester und auf Leo, der, sich halb abwendend, die Gluth seiner Wangen zu verbergen suchte,

machte aber keine Bemerkung, sondern trat an das Bett, schien nach dem Puls und dem Kopf der Kranken zu fühlen, und ließ den Vorhang dann wieder fallen.

„Wie ist die Mutter gewesen?" fragte er, zu Eve gewendet.

„Wie immer," antwortete Eve, die sich an dem kleinen Schrank im Hintergrunde des Zimmers zu schaffen machte.

Tusky zählte einiges Geld auf den Tisch.

„Du hast der Ursel das Brot nicht bezahlt, Eve, warum nicht?" fragte er unterdessen.

„Ich hatte nichts mehr," antwortete Eve kurz.

„Weil du dir von dem Hausirer ein seidenes Band gekauft hast," sagte Tusky.

„Wenn du es weißt, warum fragst du mich denn?" antwortete Eve.

„Um dich daran zu erinnern, daß ich kein Geld für seidene Bänder habe," sagte Tusky; „merk' dir das, Eve, und komme nicht wieder auf deine alten Streiche. Du weißt, ich lasse nicht mit mir spielen."

Eve lachte ihr kurzes, rauhes Lachen.

Du wärst der Letzte, den ich mir zum Spielen aussuchen würde," sagte sie.

„Da sind wir ja einig," meinte Tusky kalt; „wir müssen fort, Leo, es ist die höchste Zeit."

Er schritt nach der Thür.

„Leben Sie wohl!" sagte Leo.

Eve, die noch immer an dem Schrank schaffte, wendete sich nicht um und erwiderte nichts.

Leo zögerte noch einen Augenblick auf der Schwelle, dann folgte er dem Freunde, der bereits draußen auf der Gasse stand.

Es war mittlerweile fast dunkel geworden. Sie

schritten durch das Dorf. Die Kinder waren von den Thüren verschwunden. Ein paar dunkle und, wie es Leo schien, zerlumpte und verhungerte Gestalten strichen an ihnen vorbei. Aus den niedrigen Hütten schienen die matten Feuer von den kleinen Herden und klang das dumpfe, unheimliche Klopfen. Leo athmete freier, als das Dorf hinter ihnen lag und sie wieder die Berglehne hinaufzusteigen begannen.

Es wurde auf dem Rückwege wenig gesprochen und nichts von den Gegenständen, die auf dem Herwege mit solchem Ernst verhandelt waren. Nur einmal, als sie, aus dem Walde heraustretend, im Schein des Vollmondes, der unterdessen leuchtend am blauen Himmel aufgestiegen war, das herrschaftliche Schloß auf der Höhe und am Fuße derselben die Kirche liegen sahen, sagte Tusky, mit der Hand hinabdeutend:

„Nimrod und Baal! So haben sie damals den Ritter und den Pfaffen getauft — vor drei Jahrhunderten! Und heute stehen wir noch am Anfang des Anfangs! Und doch, was Menschenhände bauten, können Menschenhände stürzen, und die Lügen, die Menschengehirne ersonnen, können andere Menschengehirne in ihr Nichts auflösen. Aber es geht langsam, verzweifelt langsam."

Dann ging es schweigend bergab und schweigend durch das Dorf. Vor Tusky's Wohnung trennten sich die Freunde. Leo hatte sich schon einige Schritte entfernt, als Tusky ihn wieder zurückrief.

„Ich habe ganz vergessen, dich zu fragen, wie dir meine Schwester gefallen hat?" fragte er in seinem scherzhaften Ton.

„O, gut," erwiderte Leo ausweichend.

„Das freut mich," sagte Tusky, „aber nichtsdesto-

weniger möchte ich dich doch vor ihr warnen und dir den guten Rath geben, immer das Gegentheil von dem zu thun, was sie von dir verlangt. Gute Nacht!"

Leo ging weiter. Was er auch thun mochte, er konnte das Bild des Mädchens mit dem dunklen üppigen Haar, den funkelnden Augen und den rothen Lippen nicht los werden. Selbst als er schon im Bette lag, sah er es noch immer; und als er endlich eingeschlafen war, stahl es sich sogar in seine wirren, phantastischen Träume.

Neuntes Capitel.

Charlottens Befürchtung, daß dem Bruder aus der Uebernahme der Güter zu eigener Bewirthschaftung wenig Segen erwachsen würde, schien in Erfüllung zu gehen. Zum Theil lag allerdings die Schuld auf seiner Seite. Er hatte bisher in der Landwirthschaft nur immer dilettirt; er wußte Manches, aber nicht im Zusammenhang; er kannte aus Büchern und Journalen alle neuesten Maschinen, und weil die Vortheile augenscheinlich waren, wollte er so vortreffliche Hilfswerkzeuge auch nicht einen Augenblick entbehren. Er ließ sie also sofort, oft mit den größten Kosten, kommen, und es zeigte sich dann meistens, daß eine Maschine auf dem Papier und eine Maschine in Arbeit zwei sehr verschiedene Dinge sind; und wenn die theuren Instrumente auch nicht immer unbrauchbar waren, so leisteten sie doch keineswegs, was sie hätten leisten sollen. Fritz Gutmann, der an Schärfe des praktischen Blickes dem Freiherrn unendlich überlegen war, stemmte sich vergeblich gegen diese Neuerungssucht, deren verderbliche Folgen sich bereits deutlich zeigten. Die Taglöhner, welche sich bald mit diesen, bald mit jenen modernen Ungeheuern vergeblich abquälten, wurden ungeduldig, arbeiteten verdrossen, ja, da sie sich durch die Maschinen in ihrem Verdienste geschmälert glaubten, verdarben sie wol gar muth=

willig etwas an dem Schrauben- und Räderwerk. Der Freiherr beklagte sich dann bei den Fabrikanten über die unsolide Arbeit, und diese, welche sich bewußt waren, ihre Pflicht gethan zu haben, blieben die Antwort nicht schuldig. So gab es, Alles in Allem, ein unsicheres Tasten und Experimentiren, und wie in diesem Falle, so war es ziemlich in allen anderen. Nachdem der Freiherr einmal angefangen hatte, auf die Einzelheiten zu achten, sah er so viel, daß er nicht wußte, wo und wie er Alles unterbringen sollte, und das Ungehörige fiel ihm natürlich immer zuerst in die Augen. Hier war ein Strohdach, dort ein Zaun, hier eine Gartenmauer, dort eine Brücke, die sämmtlich geflickt, ausgebessert, oder erneuert werden mußten. Die alten Wirthschaftsgebäude in Tuchheim waren dem Einsturze nahe, und das neue Pächterhaus in Feldheim so über alle Begriffe geschmacklos, daß es, nach des Freiherrn Meinung, unmöglich so stehen bleiben konnte. Vergebens, daß Charlotte vor Ueberstürzung warnte, vergebens, daß Fritz Gutmann ein genaues Register alles dessen, was wirklich einer Reparatur bedürftig war, aufnahm und den Freiherrn so in den Stand setzte, dies Feld zu überschauen und nach und nach in Angriff zu nehmen. „Ihr seht nicht, was ich sehe," rief der Freiherr; von dir ist das überhaupt nicht zu verlangen, Charlotte, und was den Fritz betrifft, so meint er es gewiß gut, und es fällt mir nicht ein, ihm Tüchtigkeit und sicheres Erfassen des Einzelnen abzusprechen; aber es fehlt ihm der Blick für das Ganze, und den traue ich mir zu, wenn ich auch gern zugebe, daß ich in den praktischen Details noch viel zu lernen habe. Worauf es jetzt vor Allem ankommt, ist, den Leuten, die bei dem Schlendrian der Pächter gründlich verdorben sind, einen andern Geist einzuflößen. Mit

solchen trägen, unwissenden Subjecten ist nichts auszurichten. Hier muß der Hebel zuerst eingesetzt werden, oder das Ganze rückt nicht aus der Stelle."

Leider hatte der Freiherr nur zu gegründete Veranlassung, mit dem schlechten Geist der Leute unzufrieden zu sein. Hie und da, und oft, wo er es am wenigsten vermuthete, stieß er auf eine versteckte Widerspenstigkeit, auf einen störrischen, bösen Willen. Bald war es einer der freien Bauern, mit dem er sich über eine Sache, die so klar war wie die Sonne, nicht einigen konnte; bald ein zinspflichtiger Häusler, der sich bitter über eine Last beklagte, die seine Väter wer weiß wie lange schweigend getragen, und gegen die er selbst bis dahin nie gemurrt hatte; bald ein Taglöhner, der eine schlecht gethane Arbeit besser bezahlt haben wollte.

Allerdings konnte man sich nicht verhehlen, daß die Zeit selbst der Unzufriedenheit der Leute das Wort zu reden schien. Die Kartoffel-Ernte war sehr dürftig ausgefallen, und überdies zeigten sich bereits jetzt, nachdem die Früchte kaum aufgenommen waren, die ersten Spuren der verderblichen Krankheit, so daß für den Winter das Schlimmste zu befürchten stand. Ebenso war bei dem unaufhörlichen Regen, der gerade in die Erntezeit gefallen war, das reichliche Korn zum Theil noch auf dem Felde verdorben, zum Theil hatte es nicht gehörig ausgetrocknet eingefahren werden müssen, und moderte nun in den Scheunen. Dies traf die Taglöhner, welche, wie es in der Gegend Brauch war, ihren Lohn nicht in barem Gelde, sondern in einem bestimmten Theil des Getreide-Ertrages erhielten, besonders hart. Sie murrten laut, was sie mit den nassen, kümmerlichen Garben, die kaum als Streu für das Vieh gut genug seien, anfangen sollten?

Vergebens, daß der Freiherr ihnen zu beweisen suchte, wie er selbst unter der allgemeinen Calamität nicht minder leide, umsomehr leide, als ein nicht geringer Theil seiner Einkünfte in Zehnten und ähnlichen Abgaben, also ebenfalls in Naturalien, bestehe, die ihm noch dazu bei dem allgemeinen Mangel fast nirgends in der vorgeschriebenen Quantität abgeliefert würden, während er seinerseits den Taglöhnern gegenüber die schlechte Qualität durch ein reichlicheres Maß zu ersetzen suche. Und übrigens müsse man sich gedulden. Vorläufig sei wirklicher Mangel noch nirgends vorhanden. Komme es zum Aeußersten, so wüßten Alle aus langjähriger Erfahrung, daß ihr Gutsherr noch keiner Noth, die er habe lindern können, den Rücken gewendet habe; ihn aber vor der Zeit mit Bitten zu bestürmen, die er, ohne der Zukunft vorzugreifen, gar nicht erfüllen könne, das halte er für ungerechtfertigt, und er bitte seinerseits, daß man ihn damit verschone.

Der Freiherr hatte diese kleine Rede vor der Thür seines Hauses an eine Schaar von mindestens zwanzig Leuten gehalten, die eines Sonntagmorgens aus verschiedenen Dörfern zu gleicher Zeit auf dem Hofe angelangt waren, um ihre Beschwerden dem gnädigen Herrn persönlich vorzutragen. Schon oft genug im Laufe der Jahre hatten ähnliche Scenen stattgefunden, und der Freiherr hatte noch jedesmal die Freude gehabt, daß die Petitionirenden ihm schließlich Recht gegeben und vor Allem in vollem Vertrauen zu seinem guten Willen von ihm gegangen waren. Diesmal war sein Erfolg kein so günstiger. Die Leute hatten seinen Worten mit dumpfen, mißmüthigen Mienen gelauscht, und entfernten sich nach vielem Hin- und Widerreden zum Theil in düsterem Schweigen, zum Theil murrend; ja, sie hatten, wie treu-

ergebene Knechte dem Freiherrn berichteten, als sie eine Strecke vom herrschaftlichen Hofe entfernt gewesen waren, laute Scheltworte und Drohungen ausgestoßen.

Der Freiherr kehrte nachdenklich und sorgenvoll in das Haus zurück. „Ich weiß nicht,“ sagte er zu Charlotte, „die Leute sehen heute ganz anders aus, wie sonst. Ich habe Augen auf mich gerichtet gesehen, die eher in ein Rudel polnischer Wölfe, als in eine Schaar deutscher Landleute zu gehören schienen.“ — „Und ist dir denn nicht aufgefallen,“ sagte Charlotte, „daß die Leute von Tuchheim, Feldheim und dem Vorwerke fast Alle zu gleicher Zeit kamen? Das wäre doch ohne eine vorhergegangene Verabredung gar nicht möglich gewesen.“ — „Du hast Recht,“ rief der Freiherr, „daran habe ich gar nicht gedacht! Sieh' einmal, sind wir bereits so weit! Complotiren und conspiriren wir schon! Das ist ja Wasser auf unseres Landraths Mühle; jetzt können die Räder seiner Polizei-Maschinen, die in der letzten Zeit auch gar zu wenig zu thun hatten, wieder lustig klappern. Wahrhaftig, Charlotte, da kommt er auf den Hof gefahren! Tante Malchen hat Recht: Man soll um Gotteswillen den Teufel nicht an die Wand malen! Aber neugierig bin ich denn doch, was der uns bringt.“

Zehntes Capitel.

Der Landrath v. Hey war ein seltener Gast auf dem Schlosse. Der Freiherr und er gingen in ihren politischen Ansichten ziemlich weit auseinander. Ueberdies übte Herr v. Hey, ein Junggeselle im Anfang der Fünfziger, mit einem stark verkniffenen, bureaukratischen Gesicht, das durch eine goldene Brille nicht eben verschönert wurde, auch persönlich und gesellschaftlich keine Anziehungskraft auf den Freiherrn aus. Dazu kam noch ein Umstand, der allerdings nun so ziemlich in Vergessenheit gerathen war, aber im Geheimen doch noch immer zu der kühlen Zurückhaltung, welche die beiden Herren gegen einander beobachteten, beitragen mochte. Herr v. Hey hatte vor ungefähr zwanzig Jahren, als er eben Landrath geworden, um Charlottens Hand angehalten und war von Charlotte zurückgewiesen worden. Die Welt hatte dem Fräulein diese Zurückweisung als Stolz ausgelegt. Die Heys schrieben ihren Adel vom siebenjährigen Kriege her, in welchem ein Intendantur-Rath Hey, der einen großartigen Unterschleif der Armee-Lieferanten rechtzeitig entdeckt und so den Staat vor großen Verlusten bewahrt hatte, von dem dankbaren König in den Adelsstand erhoben worden war; und die Tuchheims datirten den Mohrenkopf in ihrem Wappen von dem Zuge Friedrich Barbarossa's nach dem heiligen Lande, und hatten

schon damals zu dem alten und eingesessenen Adel gehört. Aber Fräulein Charlotte hatte, als sie den Assessor v. Hey bat, mit ihrer Achtung vorlieb nehmen zu wollen, schwerlich dergleichen genealogische Betrachtungen angestellt; sie liebte den Mann nicht, und damit war für sie diese Angelegenheit endgiltig entschieden. „Ich bin dreißig Jahre alt, lieber Karl," hatte sie zu ihrem Bruder, der sie bei dieser Gelegenheit einmal mit einer nachdenklich bekümmerten Miene angesehen, gesagt, „und glaube mir, ich weiß was ich thue." Herr v. Hey hatte — wie die Sage ging — sich im Laufe der nächsten Jahre in aller Stille noch einen Korb von einer sehr reichen und übermüthigen jungen Brauerstochter geholt, und sich dann mit den Annehmlichkeiten einer behaglichen Junggesellen-Existenz, wie es schien, vollkommen ausgesöhnt. Einige meinten, daß der Landrath unter der Hülle der Bescheidenheit einen brennenden Ehrgeiz verberge. Man behauptete, daß er von seinem Städtchen aus Fäden überall im Lande, zum Theil an den höchsten Stellen, angeknüpft habe, und daß er mit einer Klugheit, die vielleicht nur noch von seiner Geduld übertroffen werde, an diesem Netz Masche für Masche zuwebe. Soviel stand fest, daß es einen eifrigeren Landrath in dem ganzen Staate nicht gab, und daß die Bürgermeister der kleinen Städte, die Schulzen in den Dörfern, die Einnehmer und Landjäger unter ihm ein schweres Leben hatten.

Der Freiherr war seinem Besucher bis an die Thür des Zimmers entgegengegangen und hatte ihn mit größerer Herzlichkeit, als es sonst wohl seine Gewohnheit gegen Leute, die er nicht leiden konnte, war, begrüßt; Fräulein Charlotte hatte sich, nachdem man gegenseitig einige höfliche Phrasen ausgetauscht, zurückgezogen. Die Herren saßen sich am Frühstückstische gegenüber; der Freiherr aß mit

großem Appetite; Herr v. Hey, der die Speisen kaum berührt hatte, schien ungeduldig darauf zu warten, daß der Andere seinen Hunger gestillt haben würde.

„Warum essen Sie denn nicht?“ fragte der Freiherr, indem er sich einen andern Teller reichen ließ, „ich denke, Sie haben noch nicht gefrühstückt?“

„Ich danke verbindlichst,“ sagte der Andere, „mein Appetit ist nie ausgezeichnet, besonders nicht, wenn ich, wie in diesem Augenblick, ein wenig präoccupirt bin.“

„Ich habe Ihnen das schon angesehen,“ sagte der Freiherr, „was ist es denn?“

Der Landrath richtete seine Brillengläser nach dem Bedienten, der an dem Buffet beschäftigt war.

„Du kannst uns allein lassen, Johann,“ sagte der Freiherr.

Herr v. Hey verfolgte den Bedienten mit den Brillengläsern, bis derselbe aus der Thür war; dann rückte er mit seinem Stuhl näher an den Freiherrn heran und sagte mit vorsichtig gedämpfter Stimme:

„Wir leben in einer verhängnißvollen Zeit.“

„Es hat wenigstens schon harmlosere gegeben,“ erwiderte der Freiherr; „worin aber sehen Sie gerade das Verhängnißvolle?“

„In dem Sichlossagen von aller Ueberlieferung und Autorität, und in der frechen Neuerungssucht, die damit Hand in Hand geht,“ erwiderte der Landrath; „danke, schenken Sie mir nicht mehr ein, mir ist der Kopf so schon warm genug.“

„Aber Sie machen mich ganz ängstlich,“ sagte der Freiherr, indem er sein Glas langsam füllte; „es hat irgend etwas Besonderes gegeben, das ist sicher. Nun kommen Sie zur Sache und lassen Sie mich nicht wer

weiß wie lange zappeln. Sie sehen, wie ich vor Neugier und Ungeduld fast vergehe."

„Thäten Sie es doch nur," sagte der Landrath, „ich gönnte es Ihnen von ganzem Herzen! Sie haben so lange keine Gefahr sehen wollen, haben uns Andere so oft mit unserer Schwarzseherei ausgelacht, uns so oft in unsern verständigsten, nothwendigsten polizeilichen Präventiv-Maßregeln gehindert, daß es Ihnen eigentlich ganz recht wäre, man überließe Sie ungewarnt dem Schicksale, das Sie sich gewissermaßen selbst bereitet haben."

„Aber, Hey, nun hören Sie endlich einmal auf, in diesem Unglückston zu orakeln!" rief der Freiherr ungeduldig; „entweder Sie haben mir etwas Bestimmtes mitzutheilen, bon! oder Sie haben es nicht — dann lassen Sie uns von diesem Thema abbrechen."

„Erlauben Sie mir nur die Eine Frage," sagte der Landrath, „wie sind Sie mit dem Geist Ihrer Arbeiter zufrieden? Sind Sie sehr zufrieden?"

Der Freiherr blickte überrascht auf. Um Herrn v. Hey's dünne Lippen schwebte etwas, das für ein Lächeln gelten konnte.

„Was war zum Beispiel nur gleich die Veranlassung, welche die zwanzig Leute, denen ich vor dem Schlosse begegnete, heute Vormittag — noch dazu während des Gottesdienstes — zu Ihnen geführt hat? Die Kerle sahen nicht aus, als ob sie in einer sonntäglichen Laune waren; es fehlte nicht viel, so hätten sie durch ihr wüstes Geschrei meine Pferde scheu gemacht."

Der Freiherr zog die Augenbrauen zusammen und richtete sich in den Hüften auf.

„Herr v. Hey," sagte er, „ich kann nicht umhin, Ihnen zu bemerken, daß mir die Weise, in der Sie über

Angelegenheiten, die doch schließlich meine Angelegenheiten sind, sprechen, nicht eben wohlthuend ist."

„Ich bitte um Verzeihung," sagte der Landrath, „ich habe nicht beleidigen wollen. Im Gegentheil, mich führt nichts hieher, als freundnachbarliches Interesse. Ich weiß schon seit längerer Zeit, daß hier, auf Ihren Gütern, auch auf meinem Gut, dann besonders in dem Hasenburg'schen Complex, vor Allem aber in den Dörfern, die weiter in den Wald hinauf liegen, also in Schwarzenbach, Fichtenberg und Tannenstädt, ein Geist der Unzufriedenheit und Widerspenstigkeit unter den Leuten umgeht, der etwas sehr Beunruhigendes hat, weil in dem Dinge eine Art von System zu sein scheint. Beantworten Sie mir nur gütigst diese Eine Frage, Herr Baron: Waren die Leute, die soeben von Ihnen kamen, alle aus Tuchheim?"

„Nein," erwiderte der Freiherr, „Charlotte hat auch schon dieselbe Bemerkung gemacht."

„Was könnte dem Scharfblicke des Fräuleins entgehen," sagte der Landrath mit sauersüßem Lächeln; „aber da haben Sie wieder einen Beweis; und so wie hier, so ist es fast überall. Es kommt kaum noch vor, daß ein Kerl allein remonstrirt; oder wenn es Einer zu thun scheint, so stehen ganz gewiß ein halbes Dutzend im Hintergrunde, um ihn zu decken. Mein Pächter hat vor einigen Tagen einen ganz eclatanten Fall dieser Art erlebt, der ihm beinahe sehr theuer zu stehen gekommen wäre. Mein Bruder, der Hauptmann, hat auf der Control-Versammlung vorgestern ganz ähnliche Erfahrungen gemacht. Er kam hernach aufs äußerste bestürzt zu mir und sagte, daß er ein widerspenstigeres, frecheres Gesindel noch gar nicht beisammen gehabt habe. Nun, und Sie wissen, daß das Bataillon hauptsächlich aus Ihren, den Hasenburg'schen,

meinen Leuten und aus den Nägelschmieden der Gebirgsdörfer zusammengesetzt ist. Damit stimmen die Beobachtungen, welche meine Schulzen, meine Landjäger machen, genau; ja, es geht schon so weit, daß nur noch meine entschlossensten Leute kräftig durchzugreifen, zum Beispiel eine Verhaftung vorzunehmen wagen."

Der Freiherr hatte der lebhaften Auseinandersetzung des Landrathes nachdenklich zugehört. Er konnte sich nicht verhehlen, daß das Bild, welches Jener entwarf, wenn auch vielleicht im Einzelnen etwas dunkel gefärbt, im Ganzen mit der Wahrheit übereinstimmte.

Es war nicht eben schwer, in den lebhaften Zügen des Freiherrn zu lesen, was in seiner Seele vorging; und der Landrath, welcher die funkelnden Brillengläser nicht von dem Gesichte seines Wirthes abwendete, suchte sich diesen Vortheil zunutze zu machen.

„Wir haben uns selten über Verwaltungs-Maximen einigen können, Herr Baron," fuhr er fort, „und ich finde das begreiflich. Ihr Grands Seigneurs könnt eure ehemalige Reichsfreiherrlichkeit nicht vergessen; ihr möchtet das alte patriarchalische Verhältniß zwischen euch und euren Unterthanen aufrechterhalten, respective wieder hergestellt wissen, und seht in uns, den Vertretern des modernen Staates, eure natürlichen Widersacher. Aber es kommen denn doch Lagen vor, in welchen es sich klärlich zeigt, daß, nachdem einmal die Bande der Zucht und Sitte, der Gottesfurcht und des Gehorsams gegen die weltlichen Herren gelockert, ja zerrissen sind, ein anderes Bindemittel, wie wir es in unseren polizeilichen Einrichtungen haben, in Anwendung gebracht werden muß; und wenn mich nicht Alles trügt, ist die Lage, in welcher wir uns in diesem Augenblicke befinden, eine solche."

„Wir wollen unseren alten Streit nicht etwa von neuem beginnen," erwiderte der Freiherr verdrießlich. Er schänkte sich ein Glas Wein ein und trank es in einem Zuge aus. Dann fing er mit hinter dem Rücken zusammengelegten Händen an, schweigend auf und ab zu gehen. Auch der Landrath wußte nicht gleich, wie er die abgebrochene Unterhaltung wieder anknüpfen sollte.

In dieser Stimmung war ihm das Wiedereintreten Charlottens, deren Gegenwart ihn sonst sehr befangen zu machen pflegte, gerade recht. Er erhob sich eilends, rückte höflich einen Stuhl an den Kamin und nahm in ihrer Nähe auf einem niedrigen Sessel Platz; der Freiherr trat ebenfalls heran.

„Es ist gut, daß Du kommst, Charlotte," sagte er, „Herr v. Hey und ich haben einmal wieder das Visier geschlossen und rennen mit eingelegten Lanzen blindwüthend auf einander los."

„Ich will nur gestehen, daß ich in meinem Zimmer einen Theil des Gespräches gehört habe," sagte Charlotte. „Wenn ich nicht irre, so sind die Herren zuletzt etwas von dem eigentlichen Thema abgekommen. Es handelte sich, däucht mir, anfänglich nur um die Frage, ob wir Mittel haben, dem Geist des Widerspruchs und des Ungehorsams, der sich bei unsern Leuten regt, wirksam entgegenzuarbeiten, und diese Frage verdient doch wohl, daß man sich ernstlich um ihre Lösung bemühe."

„Sie haben mir aus der Seele gesprochen, meine Gnädige," sagte der Landrath, indem er sich verneigte; „die Sache ist einfach und wird noch einfacher, wenn wir bedenken, daß unsere speciellen ländlichen Verhältnisse nicht schlimmer und nicht besser sind, als in den meisten Provinzen unseres Landes — und mithin das revolutionäre

Gift nur von Einer oder einigen Personen in der Gemeinde ausgehen kann."

„Das ist aber doch nur eine Hypothese!" rief der Freiherr.

„Und haben Sie — haben Sie irgend einen Verdacht?" fragte Charlotte.

„Nein," erwiderte der Landrath, „aber der Ton, in welchem Sie fragen, läßt fast darauf schließen, daß Sie selbst, meine Gnädige, nicht frei von einem solchen Verdachte sind."

„Nun, Charlotte?" sagte der Freiherr.

Ueber Charlottens bleiche Wangen hatte sich ein tiefes Roth ergossen. Es wurde ihr offenbar sehr schwer, mit einem Lächeln auf den Lippen zu sagen:

„Ich finde es sehr ungalant von den Herren, mich für meine Neugier durch dergleichen entsetzliche Fragen zu ängstigen."

„Hm, hm," sagte der Landrath, „sehr discret, ohne Zweifel, meine Gnädige; aber verzeihen Sie mir die Bemerkung, das bringt uns in dieser schwierigen Sache nicht weiter. So verstatten Sie mir ein freies Wort, das Sie nicht beleidigen kann, da es aus einem Herzen kommt, das um Ihre Ruhe ernstlich bekümmert ist. — In Zeiten, wie die, in welchen wir leben, thut ein strenges Regiment, das immerdar ein Segen ist, doppelt und dreifach noth. Und da meine ich, daß derjenige, dessen Herz von Natur zur Milde und Güte neigt, in der Wahl der Vollstrecker seines Willens ganz besonders vorsichtig sein muß. Sie kennen das alte Wort: Wie der Herr, so der Knecht; aber leider ist das Wort nicht so wahr, wie es alt ist. Ja, könnten wir mit dem Wohlwollen auch die Einsicht, mit der Leutseligkeit auch die Gerechtigkeit dem Unter=

gebenen mittheilen! Aber das ist eben unmöglich. Bei ihm werden unsere schönsten Tugenden zu Schwächen, ja sie verkehren sich durch den Mißbrauch, durch den Mangel an Unterscheidungsvermögen in ihr offenbares Gegentheil. Sie erinnern sich zum Beispiel, wie oft ich des Umstandes Erwähnung gethan habe, daß in Ihren Wäldern Wildfrevel und Holzfrevel unbekannte Dinge sind, daß dort ein ewiger Friede zwischen denen herrscht, die sich sonst überall der Natur der Sache nach feindselig gegenüberstehen. Ich habe sonst wohl im Scherz Ihren Förster den Vater aller Vagabunden in einem Umkreise von drei Meilen genannt. Ich konnte darüber scherzen, so lange Frieden und Ruhe im Lande ungestört waren; jetzt fürchte ich, daß sich der Scherz in allzu bittern Ernst verkehrt. So hat man mir auch mitgetheilt, daß jener Mann sich herausnimmt, hinter Ihrem Rücken Ihre Anordnungen zu bekritteln, Ihre Absichten zu verdächtigen, von Ihrer Einsicht geringschätzig zu sprechen, sich selbst über Ihren Charakter leichtfertig zu äußern. Ich will gern annehmen, daß hier Manches übertrieben, Manches von Neidern und Feinden des Herrn Gutmann geradezu erfunden ist, aber es ist schon schlimm genug, wenn die Leute sich solche Dinge überhaupt erzählen. Herr Gutmann hat seit Jahren durch sein Verhalten bewiesen, daß er sehr wenig Respect vor landräthlichen Verordnungen hat; seine fortwährenden Streitigkeiten mit meinen Gendarmen sind notorisch. Früher fand man kein Arg darin; man sagte, es ist eben Herr Gutmann, der darf mehr als andere Leute. Jetzt beruft man sich darauf; jetzt will man die Ausnahme zur Regel machen. So fliegt der Same des Unkrautes überall hin und schlägt Wurzel in den Gemüthern. Können Sie mir nun, nach Allem was ich vorgebracht habe, verdenken,

wenn ich fast beschwören möchte, daß der genannte, von Ihnen mit Gunstbezeigungen aller Art überschüttete Mann — gleichviel ob bewußt oder unbewußt — der Hauptschürer des Brandes ist, der sich zu unsern Füßen verbreitet, und auch wohl schon hie und da die Sohlen versengt?"

„Da würden Sie eine abscheuliche Unwahrheit beschwören," sagte Fräulein Charlotte.

Der Landrath hatte so starr in das verglimmende Feuer des Kamins gesehen, daß ihm ganz und gar entgangen war, wie während seiner Rede das Gesicht des Freiherrn sich mit immer dunkleren Wolken bezog, und auf Charlottens Wangen die Farbe kam und ging. Sein Erstaunen über des Fräuleins in leidenschaftlichem Tone vorgebrachte, offenbar nichts weniger als freundlich gemeinte Entgegnung war deshalb nicht gering, und dies Erstaunen wurde keineswegs gemildert, als Charlotte noch erregter und fast mit Thränen kämpfend fortfuhr:

„Ich würde mich lange besinnen, Herr v. Hey, bevor ich gegen irgend Jemanden, er sei, wer er sei, so schwere Beschuldigungen vorbrächte; noch länger besinnen, wenn es sich dabei um einen Mann handelt, den alle Welt als ein Muster der Treue und Ehrenhaftigkeit preist; am längsten, wenn ich diese gehässigen Insinuationen Jemandem mitzutheilen hätte, der, wie mein Bruder, durch tausend und tausend Erinnerungen, ja, ich darf wohl sagen, durch die Gemeinsamkeit eines ganzen langen Lebens mit dem Angeschuldigten verbunden ist. Sie mögen danach ermessen, Herr v. Hey, auf wie fruchtbaren Boden bei uns Ihre Worte gefallen sind."

„Unser Freund hat es nicht böse gemeint," sagte der Freiherr, dem Charlotte in ihrer Erregung auf jeden Fall zu weit zu gehen schien.

„Auch Du, Karl?“ sagte Charlotte, und ihre sonst so sanften Augen flammten auf; „auch Du? Das ist der Dank für so viel treue Liebe!“

„Ich denke nicht daran, den Fritz auch nur einen Augenblick zu verdächtigen,“ sagte der Freiherr ärgerlich; „aber Du mußtest doch bedenken, daß wir von Herrn v. Hey nicht verlangen können, daß er ihn mit denselben Augen ansieht, wie wir.“

„Ich verlange nichts,“ rief Charlotte, „als daß man einen Mann nicht beschuldige, dessen reines Leben auch nicht der kleinste Makel je befleckt hat. — O, über euren Männer-Scharfsinn! Ueber eure Falkenaugen! Fritz Gutmann, auf dessen Gesicht die Treue selbst ihr Siegel gedrückt hat! sich gerade den herauszusuchen! Warum denn nicht, wenn doch einmal nicht nach Thaten, sondern nach allgemeinen Eindrücken gerichtet werden soll — aber nein! ich will mich desselben Vergehens schuldig machen. Verzeihen Sie, Herr v. Hey, wenn ich mich von meinem Eifer zu weit habe hinreißen lassen. Sie konnten in der That nicht wissen, wie wehe Sie uns durch Ihre Worte thun würden.“

Herr v. Hey beeilte sich, zu versichern, daß er davon allerdings keine Ahnung gehabt habe, und daß er sich in dem Charakter des Herrn Gutmann herzlich gern geirrt haben wolle. Charlotte wußte dann mit dem ihr eigenen Geschick dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, aber Herr v. Hey war innerlich zu beleidigt, um auf eine unbefangene Unterhaltung unbefangen eingehen zu können. Er blieb verstimmt und einsylbig, verabschiedete sich auch, sobald er es schicklicherweise thun konnte, augenscheinlich nicht heiterer, als er gekommen war.

Der Wagen des Landraths hatte sich kaum in Be-

wegung gesetzt, als der Freiherr sich mit Lebhaftigkeit zu seiner Schwester wendete, die sinnend an einem der Fenster stand.

„Wer ist es, Charlotte, den Du im Sinne hast, und den Du nicht nennen mochtest?“

„O du Thor,“ sagte Charlotte, „siehst Du denn nicht, daß ich mich nur wichtig machen, daß ich euch nur durch meine geheime Weisheit imponiren wollte?“

„Nein, nein,“ rief der Freiherr, „lehre Du mich Deine Mienen kennen! Du hast Jemanden im Sinn! Ich will es schon herausbekommen.“

Plötzlich schlug er sich vor die Stirn.

„Hier war es,“ rief er, „hier an dieser Stelle!“

„Was war?“ fragte Charlotte bestürzt.

„Daß Du dich über den Schulmeister, den Tusky, so hart äußertest! und bei Gott, Charlotte, ich glaube, Du hast Recht gehabt. Ich bin dem Manne ein paarmal begegnet, und seine Physiognomie hat jedesmal einen schlimmeren Eindruck auf mich gemacht. Ich muß doch sogleich einmal mit dem Pastor — “

„Um Gott, Karl,“ rief Charlotte, „was willst Du thun? Einen Menschen, den wir nicht kennen, der uns nichts gethan, unglücklich machen?“

„Also ist es doch der Tusky, den Du meinst,“ rief der Freiherr.

„Du hast es selbst gesagt,“ erwiderte Charlotte.

Elftes Capitel.

Der Freiherr hatte mit seiner Schwester in den folgenden Tagen noch manche lange Unterredung über die wichtigen Dinge, welche der Besuch des Landraths in Anregung gebracht hatte. Charlotte wünschte, daß Tusky unter irgend einem passenden Vorwand von seiner einflußreichen Stellung als specieller Lehrer der Knaben entfernt und daß ihm der Verlust an seinen Einnahmen auf andere Weise ersetzt würde, wollte dabei aber die öffentliche Stellung und den Charakter des Mannes durchaus unangetastet lassen; der Freiherr erklärte eine solche Handlungsweise für unlogisch. Entweder Tusky sei ein gefährlicher Mensch, oder er sei es nicht. Im ersteren Falle müsse man ihn überhaupt unschädlich zu machen suchen, im zweiten ihn ein- für allemal in Ruhe lassen. Er sehe nicht ein, weßhalb er nicht gelegentlich einmal mit dem Pastor Rücksprache nehmen solle. Der Pastor sei klug; die Klugheit des Pastors sei die beste Garantie für die Moralität des Lehrers.

Der Freiherr, der sonst auf Charlottens Urtheil stets den höchsten Werth legte, schien in diesem Falle entschlossen, seinen eigenen Weg zu gehen. Eine Kirchen-Angelegenheit, in welcher er mit Dr. Urban conferiren mußte, bot schon in den nächsten Tagen die schicklichste Gelegenheit, das

Gespräch auf das von Herrn v. Hey angeregte Thema zu bringen. Zu seinem nicht geringen Erstaunen vernahm er nun, daß Dr. Urban die Beobachtungen, welche der Landrath gemacht haben wollte, von seinem Standpunkte nur bestätigen könne. So habe — was auf dem Lande stets ein sicheres Symptom sei — in letzterer Zeit der Kirchenbesuch ganz auffallend abgenommen; zum Tische des Herrn kämen jetzt fast nur noch alte Frauen; ebenso sei es in der Beichte. Dafür stehe aber das Wirthshausleben im vollsten Schwunge; der Schulmeister Tusky, welcher, selbst ein Sohn des Volkes, viel mit dem Volke verkehre und ein merkwürdiges Verständniß des Volkes habe, könne sich nicht genug über diesen mit erschreckender Schnelligkeit einreißenden Geist der Zuchtlosigkeit wundern.

Damit war man denn auf dem Punkte, der den Freiherrn zumeist interessirte, angekommen. Er tastete vorsichtig weiter und vernahm nun aus dem Munde des Pastors ein glänzendes Lob des verdächtigen Menschen; Herrn Tusky's Manieren ließen Manches zu wünschen, aber er sei ein trefflicher Lehrer von unbedingt wackerer, streng loyaler Gesinnung.

Der Freiherr dankte dem Pastor für diese Erklärung, durch die ihm eine wirkliche Last vom Herzen genommen sei; er dürfe es jetzt gestehen, daß er bereits angefangen habe, in dem Tusky jenen geheimnißvollen Unruhstifter und Störenfried, von dessen Existenz in der Gemeinde der Landrath überzeugt sei, zu erblicken.

Dr. Urban lächelte hier sein höflichstes Lächeln und meinte, es komme nicht selten vor, daß man in der Ferne suche, was man in allernächster Nähe bequemer haben könne.

Der Freiherr blickte bestürzt auf.

„Ich will Niemanden anklagen," fuhr der Pastor

fort, „ich will mir nur anzudeuten erlauben, daß allzu geschäftige Diener in der Regel die unbequemsten sind. Aber ich fürchte zu beleidigen, wenn ich weiter gehe.“

„Durchaus nicht, durchaus nicht,“ sagte der Freiherr.

„Nun denn, Herr Baron, aufrichtig, ich glaube nicht, daß der große Einfluß, den Sie dem Herrn Gutmann einräumen, für Sie und somit für uns Alle von Segen ist.“

„Aber, zum Teufel, was habt Ihr denn nur gegen den Fritz?“ brauste der Freiherr auf.

„Ich schweige, um nicht noch mehr anzustoßen,“ sagte Dr. Urban mit einer Verbeugung.

„Nein, ich wünsche, wünsche dringend, daß Sie reden.“

„Ich wollte nur dies bemerken,“ fuhr Dr. Urban fort, „daß Herr Gutmann aus seiner Gleichgiltigkeit gegen das kirchliche Regiment niemals ein Hehl gemacht hat. So etwas mögen unsere Obern unter sich ausmachen; einen Standesherrn, der so dächte (hier verbeugte sich Dr. Urban), würde man einen Philosophen nennen; aber, Herr Baron, Eines schickt sich nicht für Alle, und für einen abhängigen Dienstmann schickt sich ein solcher Liberalismus ganz und gar nicht. Das hatte nun freilich, so lange Herr Gutmann nicht aus seinem Forst herauskam, eine geringere Wichtigkeit; jetzt aber, wo derselbe notorisch Ihre rechte Hand ist, Herr Baron, und gewissermaßen Ihr alter ego, gewinnt es eine ganz andere Bedeutung. Wenn ich zum fleißigen Kirchenbesuch ermahne, heißt es: Herr Gutmann geht auch nicht hin; lade ich zum Besuch des Tisches des Herrn ein, antworten Sie: Herr Gutmann ist seit seiner Verheirathung nicht beim Abendmahl gewesen; ermahne ich zum Gehorsam gegen die Obrigkeit, die Gewalt über uns hat, erwidert man mir vielleicht, daß Herr Gutmann

auch von den Maschinen, die so viel Geld kosteten und den Leuten blos das Bischen Brod aus den Händen nehmen, nichts wissen wolle."

„Genug, genug," sagte der Freiherr, der sehr bleich geworden war, „ich danke Ihnen, Herr Doctor, danke Ihnen recht sehr. Erlauben Sie mir nur die Eine Frage: Haben Sie mit Herrn v. Hey bereits über diese Punkte gesprochen?"

„Nein," sagte Dr. Urban nach kurzem Bedenken.

Der Freiherr kam in einer Aufregung nach Hause, die er vor Charlotten weder verbergen konnte, noch wollte. Mit fliegenden Worten theilte er ihr das Resultat seiner Unterredung mit dem Pastor mit.

„Ich hoffe, daß Du diesmal die Partei Deines Freundes kräftiger genommen hast, als das letztemal," bemerkte Fräulein Charlotte ernst.

„Das ist es ja eben!" rief der Freiherr schmerzlich. „Was wäre denn daran gelegen, daß ein trockener Bureaukrat, ein gleißnerischer Pastor, mir einen achtbaren Mann verleumden! Aber ich höre auf das, was sie sagen. Wie ich mich auch sträube, ich kann den unangenehmen Eindruck nicht loswerden, und wieder und immer wieder ertappe ich mich auf der Frage: Sollte doch wohl etwas daran sein?"

„Karl, Karl!" sagte Charlotte, „bei meiner großen, nie getrübten Liebe zu Dir beschwöre ich Dich, gieb diesen Gedanken nicht Raum, die Deine reine Seele beflecken. Ein solcher schwarzer Undank würde viel edle Thaten aufwiegen."

„Das weiß ich ja und sage es mir den Tag über hundertmal," entgegnete der Freiherr; „ist es der schwärzeste Undank und doch übermannt es mich, ich weiß nicht

wie. Wenn ich auf's Feld komme und die Leute anders vertheilt finde, als ich mir es gedacht habe, erhalte ich regelmäßig die Antwort: Herr Gutmann hat es so bestimmt. Ich sage natürlich nichts und reite weiter. Vielleicht, ja in den meisten Fällen, muß ich mir sagen, er hat Recht gehabt, und doch ärgert es mich, daß ich nicht selbst das Rechte getroffen habe. Sind wir Beide zusammen und ich gebe einen Befehl, sprechen die Leute: „Ja, Herr!" und blicken dabei auf den Fritz, als ob sie warteten, daß er Amen dazu sage. Das ärgert mich wieder. Und manchmal ist mir, als ob die Menschen mich heimlich auslachten, oder doch lachen würden, sobald ich den Rücken gewendet habe, und ich werfe dann einen scheuen Blick auf Fritz, ob er nicht auch schon etwa lacht."

Charlotte nahm ihres Bruders Hand. „Du bist krank, Karl," sagte sie, „sonst könntest Du dich nicht von so traurigen Fieberphantasien überwältigen lassen."

„Ich fürchte es selbst," sagte der Freiherr, „es zehrt wirklich wie ein Fieber an mir, ein Fieber von Unruhe und Ungeduld. Ich habe gewiß den Trieb, immer und überall das Rechte zu thun, aber mit dem bloßen Trieb ist wenig zu erreichen, wenn die Einsicht fehlt; und selbst diese genügt noch nicht ohne die Stetigkeit, die das Ziel im Auge behält und ihm Schritt vor Schritt näher zu kommen sucht. Ein weiser Mann verbietet einmal den Leuten, nach ihren Idealen zu springen. Das ist es: ich kann nur springen, nicht gehen; ich habe es nie gelernt. Die alte romantische Willkür, in der wir aufgewachsen sind, läßt uns nicht aus ihrem Bann, so sehr wir uns ihm auch zu entringen suchen. Ich kann nicht stetig arbeiten, der Fritz kann es."

„Wenn er es kann, so freue Dich dessen," sagte

Charlotte, „Niemand vermag in sich ein ganzes Leben zu leben, weil Niemand in diesem Sinn ein ganzer Mensch ist. Dazu eben haben wir Freunde, daß wir in ihnen und durch sie uns vervollständigen."

„So habe ich es doch auch immer angesehen," erwiderte der Freiherr; „die Gerechtigkeit wirst Du mir widerfahren lassen müssen. In diesem Sinne habe ich an dem Fritz festgehalten. Aber kannst Du es mir verdenken, wenn ich dabei auch ein wenig an mich denke, wenn ich mich nicht gern in den Schatten gestellt sehen möchte? Wenn ich es übel empfinde, daß ich, der ich mich oft vermesse, ein großes Reich verwalten zu können, hier auf dieser halben Quadratmeile nicht fertig werden kann? Ich müßte doch wahrlich nicht einen Funken Selbstgefühl und Ehrgeiz besitzen, wenn ich das so geduldig hinnehmen wollte. Ich habe Dir noch gar nicht erzählt, daß heute Nacht ein großer Kornschober auf Hey's Vorwerk angesteckt ist — das ist nun der dritte in kurzer Zeit; und, wenn Du darauf geachtet hast, daß sie auf den Hasenburg'schen Gütern angefangen haben, und uns jedesmal um ein Gut näher kommen, so wirst Du dem Landrath Recht geben, daß hier der Kopf eines Menschen, der möglicherweise über viele Hände gebietet, deutlich zu erkennen ist."

„Und dieser Brandstifter wäre niemand Anderes, als der Mann, der Dir zweimal das Leben gerettet hat?" sagte Charlotte mit feinem Lächeln.

„Ich habe dieses Epigramm auf meinen Wankelmuth verdient," sagte der Freiherr, indem er seiner Schwester die Hand küßte.

Charlotte hatte für diesesmal gesiegt, aber es fehlte noch viel, daß sie ganz ruhig hätte sein können. Ihr Verdacht gegen Tusky hatte durch das Gespräch mit ihrem

Bruder neue Nahrung erhalten. Ein Mensch mit dieser Stimme, in welcher die einzelnen Worte kurz und scharf und fest wie Hammerschläge fielen, konnte unmöglich aus Ueberzeugung ein Muster von Loyalität, wie Dr. Urban ihn geschildert hatte, sein. Wie viel Gesichter hatte dieser Mensch? Ohne Frage war er dem Pastor anders gegenübergetreten, als er neulich dem Bruder sich gezeigt hatte. Den Einen hatte er durch seine Gesinnung zu bestechen, dem Andern durch seine Haltung zu imponiren gewußt. Vielleicht, ja wahrscheinlich, war keines von diesen Gesichtern das echte, und ließ sich dann absehen, was dieser Mensch in Wirklichkeit war?

Zwölftes Capitel.

Charlotte sah, daß sie von dem Bruder in dieser Sache keine Unterstützung zu hoffen habe, und beschloß, da die innere Unruhe ihr nicht erlaubte, auf dem Punkte stehen zu bleiben, allein weiter zu gehen. Wie konnte sie sich einen Einblick in den Charakter dieses räthselhaften Mannes verschaffen, der, nach Allem, was sie wußte, jetzt Leo's vertrautester Freund war? Was trieb Leo, den sie schon seit Wochen nur immer auf flüchtige Augenblicke gesehen hatte?

Eines Nachmittags, wo diese Fragen Charlotten wieder einmal das Herz schwer machten, nahm sie Shawl und Hut und begab sich in das Pfarrhaus.

Es war ein düstrer Novembertag. In dem Pfarrhofe wirbelten die braunen Blätter von den breitästigen Wallnußbäumen, auf dem Thurme der Kirche drehte sich kreischend der Wetterhahn. Das Pfarrhaus war so still und dumpf, und Frau Urban, die dem Fräulein aus der Tiefe einer Fensternische, wo sie beim verlöschenden Schein des Zwielichts gelesen hatte, entgegenkam, so nervös und weinerlich, wie nur je. Nichts gleiche der Freude, die sie über diesen Besuch empfinde, der nur ach! leider so selten komme! Das gnädige Fräulein wisse nicht, mit welcher Zärtlichkeit sie (Frau Urban) ihr zugethan sei; wie sie sich

freue, wenn sie des Sonntags in dem herrschaftlichen Kirchenstuhl die lieben sanften Züge des gnädigen Fräuleins entdecke. Womit sie dem gnädigen Fräulein aufwarten könne? einer Tasse Kaffe? die sei so bald gemacht; oder würde das gnädige Fräulein bei der rauhen Witterung ein Glas Warmbier vorziehen?

Dabei trippelte das gute Geschöpf ängstlich um Charlotte herum, rückte drei oder vier Stühle herbei, und entschuldigte sich dann, daß sie die Unschicklichkeit begangen habe, dem Fräulein nicht den Sophaplatz anzubieten.

Charlotte dankte für Alles, und bat, sich zur Frau Urban in die Fensternische setzen zu dürfen. Es plaudere sich da so behaglich; wo denn die Knaben seien? man höre ja nichts von ihnen!

Frau Urban war so hoch erfreut, daß das gnädige Fräulein mit der dürftigen Unterhaltung, die sie arme, unwissende Frau ihr gewähren könne, vorlieb nehmen wolle. Die jungen Herren seien sämmtlich aus, da sie heute, in Folge einer Amtsreise des Doctors, einen freien Nachmittag hätten. Der Junker und Walter würden wohl nach dem Forsthaus gegangen sein; Leo habe erst vor wenigen Augenblicken das Haus verlassen.

Es war nicht schwer, Frau Urban im Reden zu erhalten, wenn man sie erst einmal zum Reden gebracht hatte. Ein gelegentlich eingestreutes aufmunterndes, bedauerndes, bewunderndes Wort genügte vollkommen, um sie in ihrer dumpfen, weinerlichen Stimme rastlos weiter sprechen zu machen, wobei sie dann, ohne daß man wußte wie, von einem Gegenstande auf den andern kam. Sie erzählte von ihrem Brautstande, und welches Glück sie, die Tochter eines Schneidermeisters in der Residenz, bei welchem der Student der Theologie Urban Jahre lang gewohnt,

sich an der Seite ihres Pastors Dr. Urban, dessen Talente von aller Welt anerkant wurden, erträumt hatte. Wie wenig von diesen Träumen in Erfüllung gegangen war! Durch Niemandes Schuld! o gewiß! sie wolle keinen anklagen. Es sei Gottes Rathschluß gewesen, daß die Zwillinge sterben mußten, und mit den beiden unschuldigen Engeln sei freilich ihr Glück für immer begraben worden. Wer könne es ihrem Gatten verdenken, daß ihn der Gedanke, mit einer Frau auf immer verbunden zu sein, die ihn so grausam betrogen habe, und dabei so entsetzlich unwissend sei, oft zur Verzweiflung bringe? Und er selbst sei ein so grundgelehrter Mann, der eine viel glänzendere Carrière hätte machen müssen, wenn es mit rechten Dingen zuginge. Das habe auch noch neulich der Herr Landrath gesagt und hinzugefügt: er hoffe den Doctor noch als Bischof zu sehen, worauf der Doctor witzig bemerkt habe, dies werde vermuthlich den Tag nach dem Tage sein, an welchem Herr von Hey das Portefeuille des Cultus übernommen habe. Herr von Hey und der Doctor paßten so gut zusammen, und seien in der letzten Zeit so viel beisammen gewesen. Herr von Hey sei gewiß ein vortrefflicher Herr, wenn er auch manchmal so sonderbar scherze, und zum Beispiel sage: ein Bauer sei kein Mensch, sondern ein Bauer, und Aehnliches, so meine er das ganz gewiß nicht so. Und dann sei es ja jetzt allerdings eine heillose Zeit. Von der Magerkeit der Gänse, die auf den Pfarrhof geliefert würden, habe das gnädige Fräulein gar keinen Begriff; nichts als Haut und Knochen, und sie habe dadurch einen so schweren Stand! Der Doctor habe ihr ein für alle Mal auf das strengste verboten, dergleichen Gerippe als vollwichtige Zehnten-Gänse anzunehmen, und doch breche es ihr fast das Herz, wenn sie die Leute

wieder wegschicken müßte, die oft selbst so elend und verhungert aussähen. Am schlimmsten stehe es natürlich mit den armen Menschen weiter oben auf dem Walde. Da sei der Jammer grenzenlos. Es verginge kein Tag, wo sie nicht schaarenweis herabkämen und ihre Nägel feil böten, eigentlich sei es ihnen aber nur um Betteln, ja um Stehlen zu thun. Neulich — hier rückte Frau Urban etwas näher und flüsterte noch aufgeregter — neulich gegen Abend, als es schon fast dunkel war, kam eine junge Person hier auf den Hof, die auch Nägel verkaufen und sich gar nicht abweisen lassen wollte, so daß ich meine rechte Noth mit ihr hatte. Und denken Sie sich, gnädiges Fräulein, als die Person, die übrigens recht verwegen aussah, endlich fort ist, erzählt mir meine Ursel, die auch vom Walde ist, das sei des Schulmeisters Schwester, die wilde Eve, die immer aus der Schule gelaufen sei. Was aber noch viel merkwürdiger ist: die junge Person hat sich bis in den Abend spät auf dem Kirchhof und hinter der Kirche herumgetrieben, und Ursel will gesehen haben, daß sie in der Nacht unter Herrn Leo's Fenster, das, wie Sie wissen, gnädiges Fräulein, auf dem Giebel nach dem Kirchhof zu liegt, gestanden, und mit dem Herrn Leo gesprochen habe. Ich habe noch keinem Menschen außer Ihnen ein Wort davon erzählt, und habe auch der Ursel streng verboten, davon zu sprechen, denn der Herr Leo und der Herr Tusky sind so gute Freunde, und ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß ich den Einen oder den Andern beleidigte. Ach, gnädiges Fräulein, eine arme Frau wie ich hat gar viele Sorgen! Der Junker macht mir auch Sorgen, Ihnen darf ich es ja am Ende sagen. Die Ursel ist ein hübsches Ding, und die ist manchmal recht bös auf den Junker, der sich wol

mehr mit ihr zu schaffen macht, als einem so vornehmen jungen Herrn anständig ist. Nicht, als ob ich mir etwas Böses dabei dächte! Gott soll mich bewahren! nein! aber es gibt immer Gerede und Unfrieden, und ich muß es büßen. Ach, da lobe ich mir meinen Walter, meinen guten Engel, wie ich ihn manchmal nenne! Und auch er kostet mich in der letzten Zeit recht, recht viele Thränen; ich habe ihm freilich versprechen müssen, gegen Niemand darüber zu reden, aber Sie sind ja so engelsgut, liebes, gnädiges Fräulein, und vielleicht wissen Sie doch einen Trost oder eine Auskunft. Er reimet jetzt nur noch Herz auf Schmerz und Noth auf Tod, und gestern hat er mir gar eine blaßrothe Schleife gegeben, die er bei sich nicht sicher glaubt, und die ich ihm, wenn er im Sarge liegt, auf sein Herz legen soll. Ja, was soll nur daraus werden, liebstes, himmlisches, gnädiges Fräulein? Heirathen kann er sie ja doch auf keinen Fall, und überdies sagt der arme Junge, — dann laufen ihm aber jedesmal die Thränen über die Backen, — daß er gar nicht daran denke, von ihr wieder geliebt zu werden, daß sie viel zu hoch und schön für ihn sei. Ach, liebes Fräulein, der arme Junge; es ist ein wahrer Jammer und er ist so gut! Wenn Sie wüßten, wie gut der ist! Und Sie wollen schon fort, gnädiges Fräulein? ich habe Sie gewiß durch mein Gespräch vertrieben; ich kann immer kein Ende finden, wenn ich einmal in's Reden komme."

Frau Urban erhob sich eilends, Charlotten den Shawl umzuhelfen, was ihr denn auch endlich, nachdem sie alle Formen, in denen derselbe nicht sitzen konnte, durchprobirt hatte, gelang. Der Kummer, den sie über diese ihre Ungeschicklichkeit empfand, wurde durch Fräulein Charlottens freundliches Versprechen, den Be-

such in aller Kürze wiederholen zu wollen, mehr als gut gemacht.

Der Abend war bereits stark hereingebrochen, als Charlotte den Pfarrhof verließ, und den Schloßberg, der sich fast unmittelbar dahinter erhob, hinaufzusteigen begann. Dicht in ihren Shawl gehüllt, des ihr so wohlbekannten Weges kaum achtend, schritt sie rasch vorwärts, ganz erfüllt von den Gedanken, welche die Plauderei der Frau Urban in ihr wach gerufen hatte. Sie hatte so viel mehr gehört, als die gute Dame gesagt hatte, hatte sagen wollen! Das herzliche Verhältniß zwischen Herrn von Hey und dem Doctor, — Leo's Freundschaft mit dem Tusky — das verdächtige Erscheinen des Mädchens — zuletzt Walters Liebe zu Amélie. Der liebe, liebe Junge! also hatte sie sich nicht über den eigenthümlichen Ausdruck getäuscht, den des Knaben große blaue Augen in letzter Zeit so oft gehabt hatten! Und die kleine Amélie! die eigentlich gar keine kleine Amélie mehr war; aber gewiß keine Ahnung davon hatte, welche Bestimmung blaßrothe Schleifen, die man in einer neckischen Laune dem Spielkameraden in's Knopfloch bindet, haben können. Jetzt durfte man darüber lachen; aber würde man einige Jahre später auch noch darüber lachen können, wenn der Jüngling, an Leib und Seele herangereift, sich das treue Herz bewahrt hatte, und in dem treuen Herzen die Poesie, die Träume seiner Jugend?

In Charlottens Herzen wallte ein heißer Strom schmerzlicher Wehmut auf; Thränen brachen aus ihren Augen, ihre Knie zitterten — sie ließ sich auf eine Bank sinken, die in dem dichten Laubgang, in welchem sie sich gerade befand, weißlich aus dem Dunkel schimmerte.

Versunken in Erinnerungen, gänzlich vergessend, wo

sie sich befand, mochte Charlotte ein paar Minuten so gesessen haben, als plötzlich aus nächster Nähe Schritte sich vernehmen ließen und das undeutliche Gemurmel von Stimmen. Aus Ueberraschung mehr, als aus Furcht, welche Charlotten fremd war, drückte sie sich in die Ecke; das Dunkel, das an der Stelle herrschte und ihr schwarzer Anzug ließen sie hoffen, daß die Vorübergehenden sie nicht gewahr werden würden. Die Schritte kamen langsam näher, die Stimmen wurden deutlicher — besonders die eine tiefere, härtere — eine Stimme, die Charlotte nur einmal gehört hatte, um sie nicht wieder zu vergessen.

Charlottens sonst so muthiges Herz begann heftig zu klopfen; sie hielt unwillkürlich den Athem an; all ihre Fassungskraft schien sich auf ihr leises Ohr concentrirt zu haben.

„Habe keine Sorge,“ sagte die harte Stimme; „ich weiß, wie man die wilde Katze geschmeidig macht. Sie soll sich nicht wieder hier unten sehen lassen.“

„Aber das hat sie doch nicht um mich verdient, daß ich sie so verrathe,“ sagte die zweite, eine wohlklingende, von Leidenschaft vibrirende Stimme.

„Wie du sprichst! Verrathen, was heißt verrathen! Wer den Zweck will, muß die Mittel wollen. Und übrigens brauch' ich dich gar nicht zu nennen; es kann sie ja Jemand Anderes, der sie kennt, gesehen haben; Johann Brandt etwa, oder einer der andern jungen Leute oben vom Walde. Ja, es ist wahrscheinlich, daß dies der Fall gewesen ist, und das macht mich eben so wüthend. Das tolle, unbedachte Geschöpf!“

„Geh' nicht zu rauh mit ihr um!“

„Die ist von guter Rasse, die zerbricht nicht so leicht.“

„Du erwähntest eben Johann Brandt; ich wollte, du ließest dich nicht zu tief mit dem ein!“

„Was hast du gegen den Burschen?“

„Er hat ein paar böse, tückische Augen, wie ein Hund, der beißen will; ich meine: die Hand, die ihn füttert, eben so leicht, als die ihn züchtigt. Und dazu sieht er aus, wie ein Judas, der seinen Herrn und Meister für dreißig Silberlinge verkaufen würde.“

„Er ist ein ganzer Mann, der Johann Brandt.“

„Nicht älter, als ich.“

„Bist auch ein ganzer Mann, mein Junge. Nimm dich in Acht: es führen hier ein paar Stufen hinab.“

Die Redenden waren so dicht an Charlotte vorübergegangen, daß sie fast ihr Kleid gestreicht hatten. Sie waren die Treppe hinabgestiegen; ihre Schritte, ihre Stimmen verwehte der Nachtwind, der in den dürren Blättern raschelte.

Charlotte erhob sich, lauschte in die Dunkelheit hinein und setzte dann ihren Weg nach dem Schlosse eiliger fort. Sie wußte nicht, was sie denken, was sie fürchten sollte. Aber sie war sogleich fest entschlossen, gegen ihren Bruder nichts von diesen dunklen Räthseln verlauten zu lassen. Wirklich gelang es ihr, noch bevor sie das Schloß erreicht hatte, das klopfende Herz zu beruhigen, und dem Freiherrn, der schon über ihr langes Ausbleiben besorgt gewesen war, mit einem freundlichen Wort und einem Lächeln auf den Lippen entgegen zu treten.

Dreizehntes Capitel.

Am Nachmittage des nächsten Tages ließ Charlotte anspannen, um mit Miß Jones und den beiden Mädchen einen Besuch im Försterhause zu machen. Sie war heute ungewöhnlich schweigsam und überließ es der Erzieherin, mit den beiden übermüthigen jungen Damen ihnen gegenüber fertig zu werden. Das war indessen keine kleine Aufgabe, selbst nicht für die resolute Miß Jones. Sie hatte es in letzterer Zeit zuweilen nicht ganz leicht gefunden, ihre Lieblingsmaxime zu verwirklichen und ihren Zöglingen „immer eine Kopfeslänge voraus zu sein." In körperlicher Hinsicht hatte sie das schon seit Anfang des Sommers aufgeben müssen, da Silvia, Amélie weit hinter sich lassend, einer jungen kräftigen Tanne vergleichbar, emporschoß, und, wie Miß Jones meinte, mit ihren Locken bald die Sterne berühren werde; aber auch in geistiger Beziehung hatte die wackere Dame ihre liebe Noth. Mit unglaublicher Schnelligkeit faßte Silvia, was ihr nur immer geboten wurde; man konnte eigentlich nie sagen, daß sie lernte, sie schien Alles schon zu wissen, oder doch einmal gewußt zu haben, und sich nur gelegentlich darauf zu besinnen. Miß Jones erklärte Jedem, der es hören wollte, Silvia sei „ein Phänomen." Fräulein Charlotte bewunderte ihren Pflegling wohl kaum weniger, aber sie hütete

sich wohl, dieser ihrer Bewunderung einen so uneingeschränkten Ausdruck zu geben. Sie war überzeugt, daß allzu reichliches Lob früher oder später zur Selbstüberschätzung und Verachtung der Andern führen müsse, ja, sie glaubte zu bemerken, daß das geistvolle Mädchen schon jetzt nicht mehr ganz frei von diesen Fehlern sei. Silvia hatte das lebhafteste Mitgefühl mit den Armen und Kranken, mit Allem, die der Hilfe und besonders ihrer Hilfe bedurften; aber die an Einsicht, Kenntnissen oder sonst irgend welchen schätzbaren Eigenschaften ihr überlegen waren, hatten wenig Aussicht, von ihr anerkannt zu werden. Ein nicht ausgesprochenes „das kann ich auch" schwebte in solchen Augenblicken auf ihren beweglichen Lippen; ja das Lob, das bedeutende Leistungen Anderer davontrugen, ließ sie oft im eigentlichen Sinne nicht schlafen. „Ich kann nichts dafür," entschuldigte sie sich gegen Charlotte, die sie in ihrer liebevollen Weise von diesem krankhaften Ehrgeiz zu heilen suchte, „aber ich glaube, wenn ich hörte, daß es Menschen gebe, die Flügel hätten und fliegen könnten, würde ich mir Flügel zu verschaffen suchen, und wenn mir das nicht gelänge, vor Gram sterben." Besonders war Leo, den Dr. Urban fast ebenso pries, wie Miß Jones sie selbst, der Gegenstand ihrer beständigen Eifersucht. Sie hatte Miß Jones auf den Knien gebeten, sie Griechisch zu lehren, und sich voll Zorn und Verachtung abgewendet, als jene sich hier, wenn auch mit schwerem Herzen, zu dem Geständniß gezwungen sah, daß sie mit dieser Sprache „an der Grenze ihres Wissens" angelangt sei. Seitdem konnte man bemerken, daß sie Leo oft heimlich maß, wie ein Ringer den andern mißt. Jedenfalls hatte Walter nicht ganz Unrecht, wenn er noch immer erklärte, daß Leo der einzige Mensch sei, vor dem seine Schwester sich innerlich

beuge; daß sie es äußerlich vor den Andern nicht that, war wenigstens auffallend genug. Silvia hatte nichts dagegen, wenn sich die Menschen von ihr beherrschen lassen wollten. Sie hatte zu Hause ihren Vater beherrscht, ihre Tante, ihren Bruder, — warum sollte sie die Huldigungen zurückweisen, die ihr im Schlosse Alle brachten, selbst die Mägde, selbst die Diener, von denen der Eine, ein guter, bescheidener junger Mensch, in aller Stille verabschiedet werden mußte, da man die Entdeckung machte, daß er auf dem Punkte stand, vor lauter Bewunderung von Silvia's schönen Augen alles Ernstes verrückt zu werden. Diese Siege über Vornehm und Gering, Alt und Jung waren im Grunde um so auffallender, als das vierzehnjährige Mädchen nichts weniger als eine Schönheit war. Selbst ihre wärmsten Bewunderer konnten nicht leugnen, daß ihre lange, schlanke Gestalt freilich nicht einer zigeunerhaften Geschmeidigkeit, aber vorläufig doch der Rundung und Anmuth entbehrte, daß ihre Züge allerdings sehr lebhaft, aber doch auch sehr unregelmäßig waren, daß ihr Mund keineswegs zu den kleinen gehörte, und daß eigentlich schön nichts an ihr war, als ihre leuchtenden blauen Augen und ihr hellbraunes Haar, das sich über der breiten niedrigen Stirn bacchantisch aufbäumte und ringsum von dem wohlgeformten Haupte in üppigster Fülle langer Locken herabfloß.

Man gab im Allgemeinen zu, daß diese Erscheinung etwas ungemein Anziehendes, ja entschieden Fesselndes habe, aber vergaß selten hinzuzufügen, daß Fräulein Amélie doch die beiweitem Schönere sei. Darin waren Alle einig und gewiß stimmte Silvia von Herzen bei. Sie ließ sich freilich von Amélie verwöhnen, wie von den Anderen auch; dafür gewährte sie aber dem reizenden Geschöpf ihre be-

sondere Freundschaft und Liebe, wie etwa eine ältere Schwester sich der Anmuth einer jüngeren freut und sie in jeder Weise zu schirmen und zu hüten sucht. Dies Verhältniß hatte etwas Wunderliches, wenn man wußte, daß die beiden jungen Mädchen fast genau von demselben Alter waren, und doch gab es ein so reizendes Bild, wenn sie in der Veranda auf und ab spazierten, Silvia ihren Arm um Amélie's Schulter legte und diese mit ihren sanften braunen Augen so zärtlich bewundernd in das lebhafte Gesicht der Freundin emporschaute und mit fast demüthiger Aufmerksamkeit ihren Worten lauschte. Dann schienen sie aber auch wieder einmal die Rollen umgetauscht zu haben, und es gab Augenblicke, wo Silvia vor Amélie wie vor einem Heiligenbild kniete, und in ihrer Begeisterung für so viel Schönheit, Anmuth, Zierlichkeit und Lieblichkeit gar sich nicht genug thun konnte. Zur Abwechslung dieser sentimentalen Scenen und zur Erholung von so lyrischen Stimmungen ergaben sich dann die beiden jungen Damen gelegentlich in holdester Gemeinschaft der neckischsten Laune, in welcher die Eine die Andere an Schelmereien und Teufeleien überbot. In solchen Stunden war Niemand vor ihrem Uebermuth sicher, nicht der Freiherr, nicht Charlotte, am wenigsten aber Miß Jones, die allerdings durch ihre tausend Wunderlichkeiten die Spottlust geradezu herausforderte. Heute hatte sie durch einen höchst seltsamen Pelzkragen, welchen sie zu Ehren einer muthmaßlichen Schneewolke am grauen November-Himmel um ihre Schultern gethan hatte, und der allerdings mit dem breitränderigen buntbebänderten Sommerstrohhut auf ihrem großen viereckigen Kopfe in dem lächerlichsten Contrast stand, den beiden Quälgeistern das Signal zum Angriff gegeben, der von Amélie auf gut Glück eröffnet und von Silvia mit

vollendetem Geschick weitergeführt wurde. Selbst Charlotte konnte sich nicht enthalten, zu lächeln, als die Schlaue durch verstellten Ernst die ahnungslose Miß endlich so weit gebracht hatte, die Geschichte dieses Pelzkragens, die bis in den Anfang des Jahrhunderts und in die verschwundene Glanzzeit der Familie Jones zurückreichte, zu erzählen. Und doch war Charlotte heute so ernst gestimmt, so tief ernst, und hatte so viel gegründete Veranlassung dazu. Trug sie sich doch mit Gedanken, die über den engen Kreis derer, die sie liebte, hinausreichten in den weiten Kreis der anderen Menschen, von denen sie weder sich, noch die Ihren geliebt wußte, von denen sie im Gegentheil allerlei Unheil nah und näher drohen sah. Daß hier etwas geschehen müsse, daß man das Unheil nicht ohne einen Versuch der Abwehr hereinbrechen lassen dürfe, stand für Charlotte fest; aber wie das anzufangen sei, darüber hatte sie die schlaflose Nacht nicht aufgeklärt, und so war sie denn nun auf dem Wege zu dem treuen Freunde, zu dessen Einsicht, Bravheit und Entschlossenheit sie von jeher das unbedingteste Vertrauen gehabt hatte.

Fritz Gutmann war gerade im Begriffe, auf das Pferd zu steigen, als der Wagen mit den Damen aus dem Walde auf den freien Platz vor dem Försterhause bog; er ließ aber das Pferd wieder in den Stall führen, als Charlotte ihm sagte, daß sie gekommen sei, um über wichtige Dinge ausführlich mit ihm zu sprechen.

Während Tante Malchen Miß Jones in der Wohnstube von den schlimmen Zeiten unterhielt und die jungen Mädchen dem Falken und den zahmen Hasen einen Besuch abstatteten, gingen Charlotte und der Förster in dem breiten Gartengange zwischen den entblätterten Johannisbeersträuchern auf und ab, Charlotte eifrig sprechend, der

Förster gesenkten Hauptes aufmerksam zuhörend. Charlotte hatte sich mit ihrem Tuche wiederholt die Augen getrocknet, und auch der Förster war sichtlich bewegt. Er hatte bis jetzt nur dann und wann ein kurzes Wort eingeschaltet; jetzt, als Charlotte schwieg, sagte er, und seine tiefe Stimme zitterte ein wenig:

„Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein, ich danke Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie mir dies Alles mitgetheilt haben. Wenn mir dergleichen anstände, so würde ich sagen: Ich bin stolz auf Ihr Vertrauen, aber darum handelt es sich hier nicht. Ueber das Eine, was mir, wie Sie sich denken können, am nächsten geht, bin ich doch im Grunde am ruhigsten. Der Herr ist rasch und braust auf, wo es just nicht nöthig wäre, aber sein Herz ist echt, und wo das der Fall ist — es ist freilich seltener der Fall, als man glaubt — findet der Kopf am Ende doch das Wahre. Und dann ist es mit zwei Menschen, die, wie der Herr und ich, so viel zusammen durchgemacht haben in Freud und Leid, wie mit der Natur selbst. Wenn's regnet, denkt man, das hört nicht wieder auf; wenn die Sonne scheint, ist Einem, als könne es nimmer regnen, und doch geht Alles seinen geregelten Gang und bleibt schließlich beim Alten. Die Natur wußte, was sie that, als sie den Menschen die Gewohnheit mit auf den Lebensweg gab. Das drückt manchmal wie ein Ränzel beim Wandern, aber es ist doch recht gut so. Was sollte wol aus uns werden, wenn wir immer nach dem Neuen greifen wollten, das uns oft nur darum so verlockend scheint, weil es eben neu ist? Man kommt auch mit Wenigem aus. Davon will man nichts wissen, wenn man zwanzig oder dreißig ist; wer aber fünfzig und einige Jahre hinter sich hat, der weiß das, und wenn er es auch einmal vergißt,

besinnt er sich schon wieder darauf. Meinen Sie nicht, Fräulein?"

„Wollte Gott, daß Sie Recht hätten!" erwiderte Charlotte.

„Ich habe Recht," sagte der Förster, „in mir sagt etwas, daß ich Recht habe, und dies Etwas, was es auch immer sei, hat mich noch selten im Leben getäuscht. Ueber diesen Punkt also, liebes gnädiges Fräulein, machen Sie Ihr Herz mir wieder leicht; wir haben ja außerdem noch genug, was Einem wol das Herz schwer machen kann. Was den Leo anbetrifft, so werde ich Ihnen leider wol Recht geben müssen. Er ist meines Bruders Sohn, aber die fremde Ader, die in dem Anton schlug, ist in dem Jungen übermächtig geworden, daß ich oft meine, er gehöre gar nicht zu uns. Das würde ich nun Niemandem sagen, außer Ihnen, denn Niemand sonst kann sich denken, wie es mich schmerzt. Ich habe es kommen sehen von seiner Krankheit im vergangenen Herbst. Ein angeschossener Hirsch kann sich nicht scheuer im Dickicht verbergen, als es der Junge vor uns that. Darum habe ich ihn auch mit schwerem Herzen zum Dr. Urban gehen lassen. Mir ahnte nichts Gutes, und ich bin bös auf mich, daß ich damals nicht die Kraft hatte, Nein zu sagen. Der Doctor hat nicht gut auf ihn gewirkt, nun ist der Schulmeister dazugekommen, das hat Oel in's Feuer gegossen."

„Sie müssen mit ihm reden," sagte Charlotte.

„Das würde wenig helfen, fürchte ich," erwiderte der Förster kopfschüttelnd, „ich könnte nicht so fest sein, wie ich müßte, weil ich nie vergessen würde, daß er eine Waise ist und Niemanden hat, der für ihn eintritt, wenn ich ihm ja Unrecht thäte. Und dann, der Junge ist mir auch zu

gelehrt, er setzt die Worte so fein und spitz, daß ich nicht dagegen aufkommen kann."

„Aber wir können den Knaben doch nicht ungewarnt in sein Verderben laufen lassen," sagte Charlotte.

„Gewiß nicht," erwiderte der Förster, „und darum müssen Sie, meine ich, so bald als möglich mit ihm reden."

„Ich?"

Charlotte sann eine zeitlang nach und sagte dann mit bewegter Stimme:

„Sie haben Recht, mein Freund. Manches könnt und wollt ihr nur aus einem Frauenmunde hören, und wehe dem, welchem in solchen Stunden nicht eine Frau zur Seite stand — eine Geliebte, eine Schwester, eine Mutter! Das ist ja des Knaben Unglück, daß er, ausgestattet mit diesen Gaben, zerwühlt von diesen Leidenschaften, sein ganzes Leben hindurch der milden, warnenden, tröstenden Stimme der Mutter hat entbehren müssen. Sie soll ihm in dieser Stunde, wo er sie vielleicht am nöthigsten braucht, nicht fehlen, so weit ich sie ersetzen kann."

„Gott segne Sie!" sagte der Förster.

Sie schritten ein paarmal schweigend den Gartengang auf und ab. Dann nahmen sie das Gespräch wieder auf, das sich nun um die allgemeine Lage drehte, und was etwa von Seiten der Herrschaft geschehen könne, den bösen Geist, der sich immer offener und drohender zeigte, zu bannen. Der Förster lachte, als er hörte, daß er bei dem Landrath und bei dem Pastor so schlecht angeschrieben sei. „Ja, ja," sagte er, „ich kenne manchen Burschen hier in der Nachbarschaft, der seine Büchse zu laden und abzuschießen versteht, und sie auch wol manchmal in einer hellen Mondnacht in dem königlichen Forste abschießt. Zu mir kommen

sie nicht; zu mir kommen blos die alten Frauen und die Kinder, die sich Raff- und Leseholz für den Winter sammeln. Wenn ich ihnen begegne, sagen sie: Guten Tag, Herr Förster! und die Kinder kommen und bieten mir ihre kleine, schmutzige Hand. Sie wissen, daß sie von mir nichts zu fürchten haben, und daß Tante Malchen, solange Speck und Kartoffeln vorhalten, keinen Hungrigen von der Thür schickt. Das kann und wird uns jetzt zugute kommen; aber es muß noch mehr geschehen, und auch hier müssen Sie wieder das Beste thun."

Der Förster entwickelte einen Plan, mit dem er sich schon seit einiger Zeit getragen hatte. Daß die Noth groß sei und daß geholfen werden müsse, sei offenbar. Deßhalb wünsche er, daß Charlotte an die Spitze eines Vereins trete, der aus sämmtlichen wohlhabenden Frauen der Nachbarschaft bestehen würde. Wo es irgend gehe, solle man den Leuten Arbeit verschaffen, und wo das in der Gegend unmöglich sei, den Männern behilflich sein, einen andern Arbeitsmarkt aufzusuchen, und sich unterdessen der zurückgebliebenen Frauen und Kinder mit desto größerer Sorgfalt annehmen. Nur so könne man hoffen, den bösen Willen der Leute, der meistens nur der Ausdruck ihrer schlimmen Lage sei, zu begegnen, und den Einfluß der Einbläser und Aufhetzer, von denen der Schulmeister Tusky leicht einer der schlimmsten sein möchte, zu brechen.

„Ich weiß von dem Herrn Tusky nicht mehr, als die meisten Leute," fuhr der Förster fort. „Der Vater war Hirt oben auf dem Walde, ein schlechter, wüster Mensch, den sein Unglück, das er freilich selbst verschuldete, vollends verdorben hat, der Gott und die ganze Welt verfluchte, und sein armes Weib und seine Kinder aus dem Schlimmen ins Schlimmste brachte. Die Kinder liefen davon, sobald

sie laufen konnten, und es war ihnen auch just nicht zu verdenken. Für das Unglück, aus solcher Familie zu stammen, kann, wie gesagt, der Tusky nichts; aber ein Unglück ist und bleibt es, und er hat sicher noch schwer daran zu tragen. Wenn wir uns begegnen, blickt er auf die andere Seite, und wo er mich nicht vermeiden kann, thut er jedesmal, als ob er mich vorher noch nie gesehen hätte. Das hat mich denn von vornherein mißtrauisch gegen ihn gemacht, denn ich meine immer, Niemand versteckt sich, als, wer's muß. Und dann habe ich so Manches von ihm gesehen und noch mehr von ihm gehört, das mir nicht gefallen hat. Ich habe bisher geschwiegen, aber da Sie so viel schon geahnt haben, mögen Sie auch noch das Andere wissen."

Fritz Gutmann erzählte nun ausführlich, wie Holzfäller, Kohlenbrenner, Fuhrleute, Bettler ihm wiederholt mitgetheilt hätten, daß sie dem Schulmeister da und dort — und immer des Abends, manchmal mitten in der Nacht — begegnet wären, im Walde, auf der Landstraße, im Wirthshause, wie er sich mit ihnen in Gespräche eingelassen und dabei so sonderbare Reden geführt habe; wie schon jetzt in der Gegend das Gerücht gehe, daß der Schulmeister von Tuchheim mehr könne, als andere Leute, und vor Allem das Geheimniß besitze, von einem Orte zum andern zu kommen, ohne daß er deßhalb seine Beine zu bemühen brauche. „Mit solchen Geschichten trägt sich unser abergläubisches Volk nur zu gern, und ich halte den Schulmeister für schlau genug, daraus für sich den möglichsten Vortheil zu ziehen."

Hier wurden die Redenden durch die jungen Mädchen unterbrochen, welche mit den Hasen, die keinen Kohl mehr fressen wollten, und mit dem Falken, der noch gerade so

aussah, wie vor vier Wochen, nichts mehr anzufangen wußten, und jetzt in den Garten stürmten, ihnen voraus in mächtigen Sprüngen Ponto, der große, langhaarige Lieblingshund des Försters, den sie mit Kränzen aus verblühten Astern und verwelktem Weinlaub gar seltsam ausstaffirt hatten, und der jetzt bei seinem Herrn vor den Quälgeistern Schutz suchte.

An eine Fortsetzung des Gesprächs war nun nicht mehr zu denken, auch wußte Charlotte jetzt, was sie zu thun hatte. Und damit war über diese schöne und starke Seele die Ruhe gekommen, die ihr nie fehlte, wenn sie den Weg, den ihr die Pflicht zu wandeln gebot, deutlich vorgezeichnet sah, mochte dieser Weg auch noch so beschwerlich, noch so gefahrvoll sein.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Es war vier Wochen nach dieser Unterredung. Der Winter war jetzt völlig hereingebrochen und hatte die Reize der Tuchheimer Landschaft mit rauher Hand weggewischt. Am grauen Himmel zogen schwer und träg unheimlich aussehende Wolken vor dem eisigen Winde, der über die kahlen Felder und durch die raschelnden Hecken fegte. Dann war auch Schnee gefallen — für diese Gegend ungewöhnlich viel Schnee; in dem Walde sollte er so hoch liegen, wie man es sich seit Menschengedenken nicht erinnern konnte. Die Bauern klagten, daß die Hasen und wilden Kaninchen bis in ihre kleinen Gärtchen kämen und ihnen den Kohl unter dem Schnee wegfräßen; die Füchse hatte man in sternklaren Nächten bellen hören, noch nie waren sie so raubgierig und frech gewesen. Es fehlte auch sonst nicht an bösen und bösesten Zeichen. Kurz vor dem Eintreten des Forstes hatte es ein schreckliches Gewitter gegeben, daß auf einem der Hasenburg'schen Güter zweimal — ohne freilich zu zünden — in die Gebäude schlug. Um den vollen Mond hatte sich drei Nächte hinter einander ein Regenbogen gezeigt; die Krähen waren noch mitten in der Nacht lärmend geflogen und die Käuzchen hatten so geschrien, daß es ganz grausig anzuhören gewesen war.

Diese und ähnliche Geschichten erzählte man überall

in der Gegend und sie fanden meistens nur zu geneigtes Gehör. Es war eben eine schwere hungrige Zeit; warum sollte der Himmel nicht ein Einsehen in die Noth seiner Menschenkinder haben und seinen Zorn über so schlimme Zustände an den Tag legen? Dagegen wurden andere Stimmen laut, die nichts von einem besonderen Strafgericht Gottes wissen wollten. Das Klagen und Murren nütze zu gar nichts; man müsse versuchen, wie weit man mit Arbeit komme. Die auf den Tuchheim'schen Gütern könnten das mit um so ruhigerem Herzen, als sie recht gut wüßten, daß sie in wirklicher, nicht zu bändigender Noth immer einen sichern Rückhalt an der Herrschaft hätten.

So sprach man in den Gemeinden hin und her; aber wer recht genau hingehört hätte, würde vernommen haben, daß in diese lauten Stimmen noch andere hineinsprachen, beiweitem nicht so verständlich, wenn auch vielleicht eifriger, leidenschaftlicher, und daß der Ton dieser Stimmen noch ein gut Theil unheimlicher war, als das Bellen der Füchse vom Walde und das Gekrächz der Dohlen, die um den altergebräunten, epheuumrankten Kirchthurm von Tuchheim flogen.

In einer schmalen Seitenpforte dieses Thurmes stand an einem Spätnachmittage im Anfang des December der Schullehrer Tusky. Er war in Amtsgeschäften hier, das zeigte ein großes Schlüsselbund, welches er in der Hand hielt und mit dem er von Zeit zu Zeit ungeduldig klirrte. Dennoch zögerte er, die schmale Pforte zu öffnen. Seine scharfen Augen schweiften oft über die Grabsteine und Kreuze des Friedhofes zu einem Gitterthürchen, das von der Seite des Pfarrhofes hineinführte; dann richteten sie sich wieder nach dem Himmel, über den ungeheure Wolkenmassen sich gegen Abend wälzten und den blutrothen

Streifen, welcher den Horizont umsäumte, bald erdrücken mußten.

„Nur zu, nur zu," murmelte er, „löscht es aus das fahle, scheinheilige Licht! das freche Licht, das sich nicht schämt, tagaus, tagein auf diese vermaledeite Erde zu scheinen; auf all diese Lumpen, all diese Narben und Wunden! Nur zu, nur zu! Ballt euch nur immer zusammen, zeigt euch in eurer unwiderstehlichen Riesenkraft! Entfesselt den Sturm, den ihr in euren schwangern Leibern tragt! Fegt sie weg die Kirchen und die Paläste, und meinetwegen fegt auch die Hütten weg, in denen diese Sklaven wohnen, die ihr Loos verdienen, weil sie es tragen! Macht aus der Erde einen großen Friedhof, aus jeder Menschenwohnung ein Grab, aus jeder Ruine einen Leichenstein. Schwarze Wolke, die du den Arm so drohend ausstreckst, bist du der Engel, der vom Himmel fährt und den Schlüssel zum Abgrund hat, und den Drachen greift, die alte Schlange, welche ist der Teufel und der Satan und ihn tausend Jahre bindet und in den Abgrund wirft und den Abgrund versiegelt! — Tausend Jahre! Also doch wieder nur ein Tag, auf den ein Morgen kommt, der Alles wieder beim Alten findet! Das ist das Furchtbare, das ist, was uns die Sehnen durchschneidet, den zum Schlage erhobenen Arm machtlos sinken läßt. Was du auch thust, es ist doch Alles vergebens. So wie du ringst, haben Andere, haben ganze Völker vor dir gerungen; sie sind an's Kreuz geschlagen, sie sind mit Feuer und Schwert zur Ruhe gebracht — zur Todesruhe. Und nun zu wandeln, der einzige Lebendige unter diesen Leichen! Ihnen in die hohlen Augen zu sehen, ihre seltsam-schleppenden Bewegungen zu beobachten, wie sie gehen und arbeiten und sprechen, und weinen und lachen, gerade als ob sie

lebten. — Ja, sie lachen wirklich, diese seltsamen Gespenster! Ich habe heute eine Dirne lachen hören, die ihr Schatz verlassen hat, und die auf der weiten Welt nicht weiß, wohin mit dem Kinde, das sie unter dem Herzen trägt . . ."

Ein Windstoß fegte um die Kirche und wirbelte den harten Schnee in dichten Massen von dem hohen, steilen Dache. Ein paar Krähen, die auf dem First gesessen und geschrieen hatten, waren in die Luft geschleudert, und suchten, hin- und hertaumelnd, die Kirche wieder zu erreichen. Tusky's Blicke blieben an den schwarzen, beweglichen Punkten haften.

„Und was haben die von ihrem Leben?" murmelte er, „das arme, hungernde, frierende Geschlecht! Und doch kämpfen sie wacker gegen den Sturm, und wenn sie wieder auf dem Dache balanciren, schreien sie noch in freudigem Stolz. Ist denn wirklich das nackte Leben ein Etwas, das sich der Mühe, das sich so vieler Mühe verlohnt? Was ist das für ein seltsamer Kampf, der unser Fleisch zusammenschrumpfen macht, wenn wir dem Tode in's Auge blicken? Sagt er uns nicht deutlich, daß wir mit der elenden Wirklichkeit noch immer nicht zu Ende sind, so sehr wir es uns auch einbilden? Daß diese Wirklichkeit, elend wie sie ist, doch die Basis einer grenzenlosen Möglichkeit ist, auf die wir nicht verzichten dürfen? . . ."

Er fuhr aus seiner brütenden Stellung auf und streckte den Arm drohend gegen den Horizont aus:

„Auf die wir nicht verzichten dürfen!" rief er, „auf die wir nicht verzichten wollen! Hörst du's, bleiches Gespenst des Tages! Schleich dich hinein in die Ewigkeit, belastet mit dem Raube, den du an uns begangen, mit all' den glücklichen Stunden, die du uns nicht gewährt hast!

Dein Bruder Dieb kommt morgen und beginnt sein Tagewerk, still, geschäftig, als ob es das ehrlichste Handwerk von der Welt wäre! Aber wir wollen ihm auf die Finger sehen! Und wenn er die kalte Hand an eines braven Mannes Herz legt und daran reißt, weil das Herz dumm genug ist, noch am Leben festzuhalten — dann wollen wir über ihn herfallen und ihn greifen, den Schächer, und ihn binden, mit Ruthen streichen und an's Kreuz schlagen und drüber schreiben: So soll es Jedem ergehen, der der Menschheit ihre Freuden stiehlt! . . ."

Aus den schwarzen Wolken begannen jetzt Schneeflocken zu fallen; erst einzeln, dann schnell dichter und dichter. Tusky trat aus der schützenden Pforte hinaus auf den Friedhof und blickte nach der Gitterthür.

„Wo er nur bleibt," murmelte er; „er müßte längst hier sein, und ich hätte ihn so gern gesehen!"

Plötzlich hörte er einen Schritt hinter sich. Er wendete sich um und erkannte Leo.

„Gott zum Gruß, mein Junge," rief er, du hast mich lange warten lassen. Wo kommst denn du so spät her?"

„Ich komme vom Schlosse," sagte Leo, der Tusky's herzliche Begrüßung nur sehr flüchtig erwidert hatte.

„So komme herein, mein Junge," sagte Tusky, „es spricht sich drinnen besser, als hier im Schneegestöber. Komm' herein!"

Er schloß die Pforte auf und wieder zu, nachdem sie Beide eingetreten waren. Dann schritt er voran die wohlbekannten Gänge und Stufen bis zu dem engen Raum vor der Orgel; hier entzündete er die Stumpfen von ein paar dicken Lichtern, die von dem Altar auf die Empore gewandert waren. Der Schein flackerte an den Orgel-

pfeifen hinauf und erhellte nothdürftig die Balken und Leitern in der Nähe; aber in das Innere der Kirche drang kaum ein schwacher Schimmer, und die Tiefe unter ihnen gähnte wie ein Grab.

Tusky hatte sich an die Orgel gesetzt und mit geübter, sicherer Hand ein paar Accorde gegriffen, deren gewaltige Tonwellen sich machtvoll am Gewölbe brachen und in einem Augenblick den weiten Raum bis in den fernsten Winkel mit harmonischer Fluth erfüllten. Er schien ganz versenkt in sein Spiel, ganz unachtsam des jungen Freundes an seiner Seite. Leo legte ihm die Hand auf den Arm.

„Ich habe mit dir zu sprechen, Conrad,“ sagte er.

„Sprich!“

Er neigte sich zu Leo und nahm die linke Hand von den Tasten, mit der rechten griff er leise, verzitternde Töne.

„Es ist das letztemal, daß wir hier unter dem Vorwande, Musik zu machen, zusammenkommen,“ sagte Leo.

„Warum?“

„Es scheint mir, als ob sie Alles wüßten.“

Mit einer heftigen Bewegung wendete sich Tusky zu Leo:

„Was wissen sie? Wer weiß?“ rief er leidenschaftlich.

„Ich habe es schon seit einiger Zeit gemerkt,“ erwiderte Leo mit dumpfer, hastiger Stimme; „sie waren Alle so besonders freundlich zu mir, der Freiherr, die Mädchen, besonders das gnädige Fräulein. Sie hatte mich schon ein paarmal so angesehen, als ob sie mir etwas Besonderes sagen wollte; ich habe aber immer gethan, als ob ich nichts merkte, denn ich meinte, sie wolle nur

meine Mitwirkung in den lebenden Bildern, die sie zu Weihnachten arrangirt und zu denen sie die ganze Nachbarschaft zusammengebeten hat."

„Ich weiß, ich weiß," sagte Tusky, „der Ertrag ist natürlich für die Armen bestimmt — eines ihrer elenden Pflaster, mit denen sie die eiternde Wunde zu verkleben suchen."

„Ja, ja," sagte Leo. „Ich war ihr immer ausgewichen, aber heute war es nicht möglich. Sie faßte mich plötzlich bei der Hand und sagte: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen." Dann saßen wir in ihrem Zimmer; ich weiß nicht recht, wie wir dahingekommen sind."

„Nun?" fragte Tusky ungeduldig, „was sagte sie? Was wollte sie von dir?"

„Ich weiß es selbst kaum," erwiderte Leo, indem er die Augen mit der Hand bedeckte. „Sie hat eine so schöne Stimme; ich hörte anfänglich nur die Stimme. Sie sprach von meiner verstorbenen Mutter, von meinem Vater — ich erinnere mich nicht mehr, was; aber es klang so hold und lieb; ich hätte immer so zuhören können; ich vergaß ganz, wie wunderlich doch eigentlich dies sei, und warum sie just heute von dem Allen sprach. Da plötzlich weckte mich dein Name. Wie sie auf dich gekommen ist, ich kann es nicht sagen; aber als sie jetzt von dir sprach, hatte ihre Stimme nicht mehr den sanften Klang von vorher, und ihr feines, bleiches Gesicht hatte einen ganz anderen Ausdruck angenommen. Sie warnte mich vor dir, sie sagte, sie könne mir nicht Alles mittheilen, was sie von dir in Erfahrung gebracht habe, weil sie nicht wisse, wie weit du mich in deine Geheimnisse eingeweiht, oder ob ich im Stande sein würde, dir gegenüber zu schweigen. Ja, sie verlange das nicht einmal; denn selbst in dem Falle, daß ich der

Feind der Familie geworden wäre, daß ich mit dir gegen ihr Wohl mich verschworen hätte, wollte sie doch nicht, daß ich zum Verräther würde; auch die schlechteste Sache sei nach der Seite hin heilig. Das verlange sie nicht, das wünsche sie nicht; aber sich von einer schlechten Sache, wenn man sie als schlecht erkannt habe, loszusagen — sei Pflicht, und der Zweck dieser Unterredung sei, mich auf diese Pflicht aufmerksam zu machen."

„Und was hast du auf das Alles geantwortet?" fragte Tusky.

„Ich hatte keine Zeit, irgend etwas zu antworten," erwiderte Leo. „Als sie ausgesprochen, legte sie mir die Hand auf die gesenkte Stirn. Als ich wieder aufschaute, war sie nicht mehr da. Dann habe ich mich heimlich aus dem Zimmer und aus dem Schlosse gestohlen."

„Und was hast du beschlossen?"

„Was kann ich beschlossen haben? Was soll ich beschließen?" rief Leo, die Hände ringend, „als das Eine, daß ich nicht länger die Wohlthaten dieser Familie annehmen kann. O, Tusky, es drückt mir schon lange das Herz ab, und es ist gut, daß es einmal zur Sprache kommt. Ich hätte es nie thun dürfen, und von Anfang an warnte mich eine Stimme davor; aber jetzt, jetzt trage ich es nicht länger."

„So gehe hin, wirf dich ihnen zu Füßen, wie der verlorene Sohn in der Bibel, sage zum Fräulein: Ich habe gesündigt vor dir, und zum Freiherrn: Ich kann nicht länger dein Sohn heißen."

„Zum wenigsten: Ich kann nicht länger wie ein Spion in eurem Hause aus- und eingehen."

„Dafür aber den Freund an euch verrathen."

„Das habe ich nicht gethan."

„Und wenn du es thätest, du würdest es bei Gott bald zu bereuen haben," fuhr Tusky auf.

Er hatte Leo an beiden Schultern gepackt, die Adern an seiner weitvorgewölbten Stirn waren plötzlich wie Aeste angeschwollen; seine Augen waren blutunterlaufen.

„Ich weiß, daß du sehr stark bist," sagte Leo ruhig, „du könntest mich hier ermorden, ehe mir Jemand zu Hilfe käme; aber ich fürchte mich nicht vor dir."

Tusky ließ ihn los und stützte den Kopf in die Hand. Der Zornesblitz war verschwunden, wie er aufgezuckt war; die strengen energischen Züge trugen jetzt einen Ausdruck von Trauer und Schmerz, und seine harte Stimme klang weich, als er leise sagte:

„Es ist ja nicht darum, die Sache würde auch ohne dich und mich nicht untergehen; aber Leo, ich kann es nicht ertragen, es macht mich rasend, wenn du davon sprichst, mich zu verlassen — mich zu verlassen, um dieser reichen Sünder willen. Sie haben Alles in Ueberfluß: Licht und Wärme und Kleidung und Nahrung des Leibes und der Seele, Sonnenschein und Liebe — ich habe nichts als dich. So lange ich lebe, Leo, habe ich nichts geliebt als dich. Ich könnte mich für dich von wilden Pferden zerreißen lassen, ich würde für dich mein Blut tropfenweise hingeben. Das weißt du, wenn ich es dir auch noch nie gesagt habe; wenn ich mich auch morgen schämen werde, daß ich es dir gesagt habe, und doch kannst du mich verlassen! Das ist das Bitterste!"

„Ich kann und werde dich nicht verlassen," sagte Leo, indem er Tusky's beide Hände ergriff, „ich schwöre es dir, — nimmermehr; aber nimm diese Last von meiner Seele, diese Last des schwärzesten Verraths, des entsetzlichsten Undankes! Mag sie und ihre Vorfahren der Fluch der

Menschheit treffen, gegen mich sind sie gut und gütig gewesen; das Brot, das ich esse, wird mir zu Gift."

„Armer Junge," sagte Tusky, liebevoll dem Jüngling das dunkle Haar aus der feinen Stirn streichend, „armer, lieber Junge! aber das konnte dir nicht erspart bleiben. Wer im Dienste der Idee steht, muß bereit sein, das schwerste Opfer zu bringen, das Opfer der Gefühle, die man sonst als die edelsten preist. Es ist nicht unsere Schuld, daß wir mit solchen Waffen kämpfen müssen. Man hat uns die stolzen Locken abgeschoren, man hat uns unserer Kraft beraubt, man hat uns geblendet, man hat uns in die Tretmühle geschickt; man hat uns verhöhnt und seine freiherrliche Kurzweil mit uns getrieben. Will man es dem armen blinden Sklaven nun zum Verbrechen machen, daß er nicht in offener Feldschlacht seinen Peinigern entgegentritt, sie nicht wie früher schlägt mit eines Esels Kinnbacken? Will man es Verrath nennen, daß, als sie ihn holen ließen, damit er vor ihnen spiele, er zu dem Knaben, der ihn bei der Hand leitete, sprach: Laß mich, daß ich die Säulen taste, auf welchen das Haus steht, daß ich mich daran lehne? — Und du weißt, Leo, das Haus war voll Männer und Weiber, es waren auch der Philister Fürsten alle da. Und er faßte die zwei Mittelsäulen und sprach: Meine Seele sterbe mit den Philistern; und neigte sich kräftiglich. Da fiel das Haus auf die Fürsten und auf alles Volk, das drinnen war. Leo, Leo! Wenn ich der Simson wäre, den der Herr sich erkoren hat zur Errettung seiner Kinder; wenn er mich mit der Kraft ausgerüstet hätte, die Säulen zu brechen, auf denen sie die Feste ihrer hochmüthigen Tyrannei errichtet haben; wenn das wäre, Leo, wolltest du nicht der Knabe sein, der den Blinden leitet? Wolltest du seine Hand plötzlich aus der

deinen lassen und schreien: Verrath, Verrath! Der blinde Geiger will euch erschlagen?"

Leo hatte das Haupt tief gesenkt; er starrte düster vor sich nieder. Die Worte des Freundes hatten all die wilden Phantasien, in denen seine Seele so gern schwelgte, wachgerufen, und sie berührten seine pochenden Schläfen mit ihren Geisterflügeln; dann legte sich wieder eine weiche, zarte Frauenhand auf seine Stirn und eine sanfte, melodische Stimme sprach gute milde Worte, die sein Herz mit Wehmuth erfüllten.

„O, Conrad," bat er, „laß uns fort, fort von hier, gleichviel wohin, und wäre es in das äußerste Elend. Du hast mir selbst gesagt, der Kampf, den wir kämpfen, ist über die ganze Erde entbrannt. Nun denn, so laß uns eine andere Stelle des Schlachtfeldes aufzusuchen, eine andere Stelle —"

„Wo die Kugeln weniger dicht fliegen," unterbrach ihn Tusky; „nein, Leo, das hieße für mich den Kampf aufgeben. Die Frucht des Samens, den ich hier gesäet, kann Niemand ernten, als ich selbst. Niemand hat die Fäden in der Hand, als ich; gehe ich fort, so fiele Alles auseinander. Und es sagt mir etwas, daß die Zeit der Ernte gekommen ist. Ueberall auf dem platten Lande gährt ein dumpfer Unmuth; schon beginnen sie in den Städten zu murren; es ist ein Feuer, das in dem Gebälke schwält und schwält, ein einziger kräftiger Windstoß, und das ganze Haus steht in Flammen. Was helfen da die Häufchen Erde, die sie ängstlich herbeitragen, den Brand zu ersticken! Was hilft es, daß der Freiherr jetzt mit theurem Gelde Korn kauft, um es für nichts an seine Taglöhner zu geben? Daß seine Schwester seit vier Wochen im ganzen Lande umherkutschirt, Suppen-, Kranken- und Gott weiß was für Vereine stiftet und in jede schmutzigste Hütte ihre freifräulichen Füße

setzt? Mit diesen kümmerlichen Abschlagszahlungen werden sie die Riesenschuld nicht tilgen, die sich während so vieler Jahrhunderte aufgehäuft hat. Und ich für meinen Theil fürchte sie nicht. Die gute Dame mag so eine unbestimmte Ahnung haben, daß ich ihr ihre Bettelsuppen häßlich versalze — aber darüber wird es nicht hinausgehen. Den Schlüssel zu dem Schloß, mit dem ich den Brüdern den Mund verschließe, hat noch Niemand gefunden — das gnädige Fräulein sicherlich auch nicht."

„Sie nannte auch den Namen deiner Schwester," sagte Leo; „ich habe nicht genau verstanden, ob sie in Tannenstädt gewesen ist, aber ich vermuthe es."

„Das müßte ganz kürzlich, vielleicht heute erst gewesen sein."

„Ich weiß es nicht."

Tusky blickte nachdenklich vor sich nieder.

„Also auch das," sagte er, „so wäre man wirklich auf der Spur?"

„Traust du Even nicht?"

„Nur halb, aber ich kann sie nicht entbehren, sie ist schlau, gewandt, muthig und fürchtet sich vor nichts auf der Welt, als vor mir. Das ist immer eine Garantie; freilich keine ausreichende, und jetzt haßt sie mich überdies doppelt und dreifach. Nun, nun, du brauchst nicht roth zu werden, meine Junge! Was kannst du dafür, daß sich das tolle Geschöpf bis hierher gewagt hat? Oder hast du mir nicht Alles gesagt, Leo?"

„Doch, doch! Ich habe sie weder vorher, noch nachher gesehen, oder gesprochen."

„Und das eben verzeiht sie mir nicht," sagte Tusky; „ich könnte ihren Zorn sehr leicht beschwichtigen, wenn ich dich wieder einmal mitnähme —"

„So thue ihr doch den Gefallen,“ sagte Leo, „glaubst du, daß ich ein solches Kind bin, oder daß die Eve so gefährlich ist?“

Tusky lachte.

„Allerdings glaube ich das,“ sagte er, „Eines und das Andere. Dein Blut ist heiß und in Eve's Adern fließt kein Schneewasser. Aber, wer, wie du, zu großen Dingen geboren ist, muß rein bleiben, wie polirter Stahl. Hüte dich vor dem ersten Flecken, Leo; der erste Flecken bleibt nicht lange der einzige. Und nun geh', mein Junge, und sag' deinem Pastor, daß du aus der Musikstunde kommst, und wir hätten heute Generalbaß getrieben. Und schlag' dir die Grillen aus dem Kopf. Wenn wir die Welt betrügen, so ist es, weil sie durchaus betrogen sein will. Geh'!“

Leo stand auf dem Kirchhofe. Es hatte aufgehört zu schneien; die Erde lag still und kalt wie eine Leiche. Als er den Kirchberg hinabstieg, begann die Orgel mächtig zu brausen, aber der sausende Wind zerriß die Töne, als ob Geister, die auf den schwarzen Himmelswolken über die Erde fuhren, einander Worte zuriefen, für die das Menschenohr kein Verständniß hat.

Zweites Capitel.

Die Zeitungen waren in der letztvergangenen Zeit voll von düstern Prophezeiungen gewesen; aber die, welche an diesem Abend der Postbote brachte, enthielten wirklich Bedenkliches. In der Residenz hatten ernste Unruhen stattgefunden. Die erste Veranlassung schien eine geringfügige gewesen zu sein — ein Krawall auf einem Gemüsemarkte — aber die Aufregung hatte bald größere Dimensionen und einen gefährlicheren Charakter angenommen. Beim Schluß der Zeitung hoffte man indessen, daß das energische Einschreiten der in großer Menge aufgebotenen Polizeimannschaften weiterem Unglück vorbeugen werde.

„Wir wollen es auch hoffen," sagte der Freiherr, „aber es ist so schon schlimm genug, einmal als Zeichen der Zeit und Beweis der Noth, die jetzt schon gar nicht mehr sporadisch auftritt, und dann als böses Beispiel, das unsere Schreier und Murrer gehörig auszubeuten wissen werden."

Aber am nächsten Tage lauteten die Nachrichten noch um Vieles bedenklicher. Die Polizei hatte der Tumultanten nicht Herr werden können, es war Militär requirirt worden, man hatte an einzelnen Stellen auf das Volk geschossen, Blut war geflossen. Darüber war die Nacht herangebrochen. Man fürchtete, daß das Einschreiten der

bewaffneten Macht die Sache eher verschlimmert, als verbessert habe, und daß man sich auf noch Schlimmeres gefaßt machen müsse.

Der Freiherr schüttelte den Kopf. „Das sieht bös aus," sagte er, „der König ist stumpf und seine Minister sind Dummköpfe; sie haben bei ruhigem Wetter und glattem Meere kaum zu steuern verstanden; was soll das geben, wenn es wirklich stürmt?"

Ein mit zwei tüchtigen Pferden bespannter Schlitten kam, während der Freiherr so sprach, sehr schnell auf den Hof gefahren. Der Herr, welcher darin saß, hatte den Kragen seines Pelzes in die Höhe geschlagen und seine Pelzmütze so tief in die Stirn gezogen, daß die Brille, die er trug, nur eben aus der dichten Hülle hervorblickte.

„Es ist Hey," rief der Freiherr mit einiger Bestürzung, „der Mann hat mir noch selten etwas Gutes gebracht, was wird er heute bringen?"

„Ich weiß Alles!" rief er dem Eintretenden entgegen.

„Nichts wissen Sie," sagte der Landrath, indem er sich vor Charlotte verbeugte und dem Freiherrn eine eiskalte Hand reichte. „Die Sache steht viel schlimmer, als die Zeitungen melden. Die Truppen in der Residenz sind unzuverlässig, ja sie haben zum Theil offen mit dem Pöbel fraternisirt. Man hat auf telegraphischem Wege die Neunundneunziger aus unserer Festung requirirt. Denken Sie diesen Wahnsinn! Unsere geringe Macht, die wir vielleicht selbst so nöthig brauchen werden, um die Hälfte zu verringern! Ich beschwor den Präsidenten; ich beschwor den General v. Schnabelsdorf, gegen diese Maßregel zu remonstriren. Es geschah; Bitte um Zurücknahme des Befehls, um Aufschub — nichts half. Unverzüglich kommen! Gefahr im Verzuge! — so lautete die letzte De-

pesche; vor einer halben Stunde ist denn das Regiment mit Extrazug abgegangen."

Herr v. Hey warf sich vor dem Kamin ganz erschöpft in einen Polsterstuhl.

„Ich kann die Maßregel nicht mißbilligen," sagte der Freiherr, „ein Aufstand in der Residenz, wenn er nicht bald niedergeschlagen wird, kann für das ganze Land, ja für die Welt von unberechenbaren Folgen sein."

„Aber wir, wir! was soll aus uns werden?" rief der Landrath.

„Wir wollen uns schon selbst helfen, wenn es zum Schlimmsten kommt," erwiderte der Freiherr.

„Das ist leichter gesagt, als gethan," meinte der Landrath, „Sie haben es nicht Wort haben wollen, aber Sie werden es, fürchte ich, nur zu bald erkennen, daß wir auf einem Vulkane stehen. Ich denke mit Entsetzen an die Wirkung, welche die Nachricht von den Ereignissen in der Residenz auf unsere Taglöhner und Zehentner haben wird."

„Ich glaube, Sie sehen die Dinge ein wenig zu schwarz, lieber Hey," sagte der Freiherr; „ich gebe zu, wir haben Schreier genug, aber vom Schreien bis zum Handeln ist ein großer Schritt, den die Leute nur wagen, wenn sie einen sehr entschlossenen und energischen Führer haben. Wo sollten sie den herbekommen? Die paar intelligenten tüchtigen Köpfe, die wir allenfalls in der Gemeinde zählen, sind entschieden für uns. Nein, nein, wir haben nichts zu fürchten."

Charlotte war der Unterredung der beiden Männer mit einer Spannung gefolgt, die sich deutlich genug auf ihrem feinen, blassen Gesichte ausprägte. Ein wichtiges, entscheidendes Wort schien auf ihren Lippen zu schweben; sie machte eine lebhafte Bewegung, als ob sie zu sprechen

wünsche; aber in diesem Augenblicke ließ sich auf dem Vorsaal eine Stimme vernehmen, die eifrig nach dem Freiherrn verlangte. Gleich darauf trat, dem Bedienten auf dem Fuße folgend, Doctor Urban in das Gemach.

Ein Blick genügte, um zu erkennen, daß sich der geistliche Herr in einer Aufregung befand, vor welcher die kühle Ruhe, deren er sich sonst befleißigte, nicht Stand gehalten hatte.

„Ich bringe seltsame Nachrichten," sagte er, nachdem er sich kaum Zeit zu einer Begrüßung der Anwesenden genommen hatte. „Man brachte mir vor ungefähr einer Stunde die Botschaft, daß die Bauern in dem Kruge eine Versammlung abhielten, bei der es ziemlich wild hergehe; ich hielt es für meine Pflicht, die Leute zur Ruhe und Ordnung zu ermahnen, und begab mich sofort nach der bezeichneten Stelle. Welches Bild hatte ich da, meine Herren! Ich habe diese Brutalität, diese Frechheit nie für möglich gehalten. Vergebens, daß ich zu Worte zu kommen suchte! Wüster Lärm, ein satanisches Pfeifen und Heulen — das waren die Begrüßungen, mit denen man mich empfing. Und wer, wer glauben Sie, Herr Baron, mein gnädigstes Fräulein, Herr v. Hey — wer glauben Sie, daß an der Spitze dieser Bösewichter steht? Wer nach dem, was ich habe sehen, habe hören müssen, ganz unzweifelhaft die Seele dieser Empörung ist?"

„Der Schullehrer Tusky," rief Charlotte, „ich habe es längst gewußt."

Sie hatte sich von ihrem Platz am Kamin erhoben und stand den Männern, die verwundert zu ihr aufschauten, gegenüber.

„Ich habe es längst gewußt," wiederholte sie, „aber ich habe geschwiegen, aus einer falschen Großmuth, wie

ich jetzt wol sehe, und weil ich keine Beweise in Händen hatte, und anders euren sicheren Glauben nicht zu erschüttern hoffen durfte."

„Ja, ja," sagte der Freiherr, „du hast es schon damals gesagt, erinnern Sie sich, Herr Doctor? Ich fragte Sie nach dem Menschen, Sie stellten ihm ein günstiges Zeugniß aus."

„Er hat mich getäuscht, wie er mit Ausnahme des gnädigen Fräuleins uns Alle getäuscht hat," murmelte Doctor Urban.

„Nun, und was will er denn, was wollen denn die Leute?" fragte der Freiherr.

„Ich weiß es nicht," erwiderte Doctor Urban; „es war mir unmöglich, aus den zwanzig, oder dreißig Stimmen, die zu gleicher Zeit auf mich einschrieen, klug zu werden; überdies habe ich mich natürlich entfernt, als ich sah, daß meine Anwesenheit den Tumult offenbar nur vermehrte. Ich bin heraufgeeilt, Ihnen die Nachricht zu bringen, bevor die Bösewichter kommen."

„Das werden sie nicht wagen!" rief der Freiherr.

Doctor Urban zuckte die Achseln.

„Da sind sie schon!" rief Charlotte.

Auf dem Hausflur ließen sich laute, heisere Stimmen vernehmen, die in drohendem Tone nach dem Freiherrn fragten und riefen, dazwischen die ärgerliche, hohe Stimme Christian's, des alten Kammerdieners, der sich vergeblich Gehör verschaffen zu wollen schien.

Der Landrath und Doctor Urban sahen sich mit blassen, erschrockenen Mienen an; Charlottens Blicke hingen an dem Gesichte des Bruders, auf dessen hoher Stirn eine rothe Zorneswolke lag. Seine braunen Augen blitzten, er wendete sich hastig nach der Thür.

„Was willst du thun?“ rief Charlotte, sich ihm in den Weg werfend.

„Mein Hausrecht wahren!“ erwiderte der Freiherr, indem er die Schwester von sich wegzudrängen versuchte.

Da erscholl neuer Lärm: „Er muß zu Hause sein! Er soll zu Hause sein!“

„Laß sie herein und sprich ruhig mit ihnen!“ flehte Charlotte.

„Um deinetwillen,“ erwiderte der Freiherr.

Er ging und öffnete die Thür und rief, auf der Schwelle stehen bleibend:

„Was will man von mir?“

„Wir sind hier im Namen der Gemeinde,“ antwortete eine Stimme, „und wünschen eine Unterredung mit Herrn v. Tuchheim.“

„So kommen Sie herein!“ sagte der Freiherr.

Von ein paar Männern gefolgt, trat Tusky in das Zimmer. Die Männer drängten sich, Verlegenheit in Haltung und Mienen, um die Thür; Tusky aber kam festen Schrittes näher und blieb vor der am Kamin versammelten Gesellschaft, welche die Unruhe schon längst von ihren Sitzen aufgetrieben hatte, stehen, herausfordernden Trotz in den strengen Mienen.

„Was wünschen Sie von mir?“ fragte der Freiherr.

„Ich wünsche Ihnen die Forderungen vortragen zu dürfen, welche soeben von der versammelten Gemeinde einstimmig beschlossen worden sind.“

„Ich gehöre auch zur Gemeinde,“ sagte der Freiherr mit Ironie; „ist meine Stimme schon mitgezählt?“

„Wir kommen eben, uns Ihre Zustimmung zu erbitten,“ antwortete Tusky sehr ruhig. „Wir verlangen nichts, als was Sie nicht verweigern können!“

„Warum nicht verweigern können?"

„Aus zwei Gründen. Einmal, weil wir, wie ich glaube, die Macht in Händen haben; sodann, weil Ihr Gerechtigkeitssinn Ihnen nicht erlauben wird, uns vorzuenthalten, was Ihnen nicht gebührt."

„Und worin bestände das?"

„In Folgendem: Wir verlangen zuerst unentgeltliche Befreiung von allen Spann- und Hofdiensten, welcher Art sie auch immer seien; zweitens den sofortigen Wegfall des Zehents an den Pfarrer und aller Naturalien-Lieferungen an den Hof, auf welchen scheinbaren Rechtstitel sie sich auch gründen; drittens, das Aufhören aller und jeder Privilegien, die sonst noch auf diesem Gute und auf Ihren anderen Gütern haften, insonderheit das Freigeben der Gemeindewiesen zur Vertheilung an die Dürftigen in der Gemeinde; viertens die Ausstellung eines Reverses, daß Sie dies Alles aus voller Ueberzeugung von dem guten Rechte der Gemeinde und somit ganz aus freien Stücken für sich und Ihre Nachkommen auf ewige Zeiten abgetreten haben."

„Und wenn ich mich zu nichts von dem Allen verstehe, was dann?"

„Dann würden wir, wie gesagt, was man uns ehemals mit Gewalt genommen, uns mit Gewalt zurückholen."

„Nun denn," sagte der Freiherr, indem er sich strack in den Hüften aufrichtete, „so sagen Sie denen, die Sie aufgehetzt haben und als deren Sprecher Sie sich hier geriren, daß, von einem Privaten zu verlangen, was nur der Staat auf dem Wege der Gesetzgebung gewähren kann, einfach ein Unsinn ist; und zweitens sagen Sie ihnen, daß ich an der Abschaffung so ziemlich alles dessen, was sie verlangen, seit ungefähr dreißig Jahren arbeite und also

mehr dafür gethan habe, als ihr Alle zusammengenommen; und drittens sagen Sie ihnen, daß ich nichtsdestoweniger jeden, der mir, was ich freiwillig freudig hingeben würde, mit Drohungen abfordert, als einen Räuber, der bei nächtlicher Weile in mein Haus dringt, ansehen und demgemäß behandeln werde. Das sagen Sie den armen Leuten, und — damit wären wir ja wol für heute fertig."

„Für heute, ja, — ob auch für die Zukunft, hängt ganz von Ihnen ab."

„Das heißt?"

„Das heißt, daß ich demnächst wieder anfragen werde, ob Sie noch derselben Meinung sind, und daß, wenn dies der Fall sein sollte, ich Sie allerdings für die Folgen verantwortlich machen müßte."

„Man wird Mittel finden, Ihnen zu begegnen," rief hier Herr v. Hey, dem die Festigkeit des Freiherrn Muth gemacht hatte.

Tusky wendete sein finsteres Gesicht nach dem Manne mit der Brille und sagte mit herbem Spott:

„Ich rathe Ihnen, Herr Landrath, Ihre Anwesenheit hier so wenig wie möglich bemerklich zu machen. Ich kenne Verschiedene, die Sie gern der Mühe, sich von hier nach Hause zu begeben, überheben würden."

„Sie haben von Anfang an ein falsches Spiel mit uns getrieben, junger Mann," rief Dr. Urban, „und Sie werden es verlieren!"

„Möglich," erwiderte Tusky, „aber ich hoffe es noch lange genug fortzusetzen, um Sie zu zwingen, *Ihre* Karten aufzudecken, Herr Pastor."

„Genug!" rief der Freiherr; „ich bin des Geredes satt! Gehen Sie, Herr Tusky, und nehmen Sie die

Ueberzeugung mit, daß Sie sich in Ihrer Hoffnung, mich einzuschüchtern, schmählich betrogen haben."

„Ich habe weder die Hoffnung, noch den Wunsch gehabt, Sie einzuschüchtern; ganz im Gegentheil! — Ich wünsche Ihnen einen guten Abend. Kommt, Leute!"

Tusky ging nach der Thür. Er mußte dabei an Charlotten vorüber, die sich während der Unterredung, wie es schien absichtlich, an diese Stelle begeben hatte. Als Tusky in ihrer unmittelbaren Nähe war, sagte sie mit so leiser Stimme, daß nur er es hören konnte:

„Denken Sie an Ihre alte Mutter!"

„Meine Mutter starb heute Morgen," erwiderte Tusky in demselben Tone, „mögen die Todten die Todten begraben."

Es mußten vor dem Schlosse noch mehr Leute versammelt gewesen sein, denn gleich nachdem Tusky das Zimmer verlassen hatte, hörte man draußen mißtönendes Geschrei, das sich aber bald entfernte.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis die im Zimmer Versammelten ihren Zorn, ihre Entrüstung, ihren Schrecken so weit bewältigt hatten, um mit der nöthigen Ruhe die Frage, was man unter diesen Umständen zu thun habe, erörtern zu können. Der Landrath war entschieden dafür, sofort Militär zu requiriren, die Rädelsführer, Tusky an der Spitze, zu verhaften und so den Aufstand im Keime zu ersticken. Der Freiherr wollte davon nichts wissen. „Diese Menschen," rief er, „sind nur fürchterlich, wenn wir Furcht zeigen. Haben wir uns ein einzigesmal so weit einschüchtern lassen, daß wir offen gestehen, wir können ohne fremde Hilfe nicht mit ihnen fertig werden, ist unser moralisches Ansehen für immer untergraben."

Der Pastor hatte die Ansicht des Landraths auf das

lebhafteste unterstützt. Von dem Freiherrn gedrängt, gab er zu, daß er, nach den Erfahrungen von vorhin, sich persönlich nicht mehr sicher fühle.

Der Freiherr maß ihn mit einem halb verwunderten, halb verächtlichen Blicke.

„Das wäre freilich schlimm," sagte er; „wenn Sie, Herr Doctor, der Sie von berufswegen nur Wohlthaten zu spenden haben, sich die Liebe der Leute nicht erwerben konnten, was soll dann aus uns werden, den Herren, auf denen sichtbar und unsichtbar der Fluch unserer Herrlichkeit ruht?"

Die Gäste hatten sich verabschiedet. Der Landrath saß bereits in seinem Schlitten, als Dr. Urban noch einmal herantrat.

„Ist es nicht reine Tollheit?" murmelte er, mit einer bezeichnenden Kopfbewegung nach dem Schlosse.

„Die reine Tollheit," erwiderte v. Hey, „aber ich werde nicht so toll sein, mich daran zu kehren. Wir dürfen ihn die Suppe, die er sich selber eingebrockt hat, nicht ausessen lassen — um unsertwillen nicht. Ich fahre so schnell die Pferde laufen können, in die Stadt. In drei Stunden spätestens kann eine Compagnie hier sein."

„Ich darf mich darauf verlassen?"

„Ganz sicher."

Der Landrath hatte seinem Kutscher die Zügel abgenommen und begann jetzt den Schloßberg mit einer Eile herunterzufahren, als ob auf dem glitzernden Schnee Schaaren hungriger Wölfe hinter ihm hergaloppirten; der Pastor schlug den Weg nach dem Dorfe ein. In seiner gebückten Stellung, seinen scheuen Mienen war keine Spur seines sonstigen Hochmuths zu entdecken.

„Warum wiesest du die militärische Hilfe zurück?"

sagte Charlotte, indem sie sich, nachdem jene kaum das Zimmer verlassen hatten, mit Lebhaftigkeit zum Bruder wendete. „Du hast den wahren Grund nicht genannt."

„Nein," erwiderte der Freiherr, „weil ich zu stolz war, einzugestehen, daß ich mich — nicht fürchte, wie jene Memmen — aber grenzenlos unglücklich fühle, und daß ich entschlossen bin, dies Unglück, komme was da komme, allein zu tragen. So lange ich lebe und denke, hat es an meinem Herzen genagt, das Bewußtsein des Unrechts unserer exceptionellen Stellung, und doch ist sie so mit meinem Leben verwachsen, daß ich sie nicht aufgeben kann, ohne mein Leben zugleich aufzugeben. Wehe dem, der zuerst die Hand ausstreckte nach ungerechtem Gut! Er hat damit zugleich den ersten verhängnißvollen Schritt auf der schiefen Ebene gethan, die allmälig, aber unaufhaltsam abwärts führt. Ich weiß, daß ich auf Kosten Anderer bin, was ich bin, und doch und doch — entsetzlicher Widerspruch, grausige Sphinx, deren Geheimniß wir lösen sollen, ja lösen müssen und nicht lösen können! Charlotte, Charlotte, wenn wir feiner fühlen, edler denken, als jene Unglücklichen, könnten wir es, wenn wir uns plagen müßten, wie sie? Und, liegt nicht unsere Selbstachtung, unsere Selbstschätzung, liegt nicht Alles, was uns das Leben lebenswerth macht, in einem Vorzug, der in seinem tiefsten Grunde ein Raub ist?"

„So gieb ihnen, was sie fordern," sagte Charlotte, „du mußt es, wenn du überzeugt bist, daß sie Recht haben."

„Gewiß haben sie Recht," rief der Freiherr; „zehnmal haben sie Recht; heute, wie sie vor Jahrhunderten Recht hatten. Aber was hilft es, daß ich davon überzeugt bin, wenn die Anderen diese Ueberzeugung nicht theilen? Ist heute ein vierter August? Ist dies der Sitzungssaal

einer National-Versammlung? Charlotte, du, und du allein weißt, daß ich mich keinen Augenblick besinnen würde, die fadenscheinige Freiherrlichkeit auf den Scheiterhaufen zu den übrigen Fetzen des Mittelalters zu werfen. Aber hier ist keine welthistorische That zu thun. Entwickelt sich aus diesem Treiben und Drängen eine Revolution, so wird meine kleine Rechnung mit der großen Rechnüng, die das Volk aufstellen wird, zugleich geregelt werden; verläuft sich aber Alles wieder im Sande — und so weit ich die Lage der Dinge übersehen kann, wird es geschehen — so sind die Zugeständnisse, die der Einzelne gemacht hat, gar nichts nütze, ja, der Einzelne ladet, indem er in einer politischen Zeit den gutmüthigen Patriarchen spielt, den Fluch der Lächerlichkeit und — was wol noch schlimmer ist — den Verdacht der Feigheit auf sich. Wer wird mir glauben, daß ich nur aus freien Stücken nachgab? Er that es, werden sie sagen, weil er sich fürchtete, weil er seine Kornschober, seine Scheunen, seine Häuser, weil er sein Leben retten wollte. Nein, nein, Charlotte, das soll von keinem Tuchheim gesagt werden! Sie wissen, daß ich es gut mit ihnen meine, daß ich mehr für sie gethan habe, mehr zu thun bereit bin, als irgend ein Edelmann im Lande. Sie wissen es, sie müssen es wissen, und wenn sie es nicht wissen zu wollen scheinen, so sind sie Schurken, und mit Schurken verhandle ich nicht. Schlimm genug, daß ich mich so weit mit ihnen eingelassen habe. Eine Kugel dem Ersten vor den Kopf, der es wagt, gewaltsam in mein Haus zu dringen — das wäre in diesem Falle die einzig richtige Anwort gewesen. Wenn ich sie nicht gegeben habe, wenn ich die Beleidigungen dieses frechen Menschen erduldet habe —"

Der Freiherr beendete den Satz, der in einen Vor-

wurf für Charlotten ausgelaufen wäre, nicht. Er ging mit heftigen Schritten in dem großen Gemache auf und ab, augenscheinlich bemüht, seiner Bewegung Herr zu werden. Charlotte beobachtete ihn mit tiefbekümmerter Miene; sie sah, wie der Widerspruch zwischen Ueberzeugung und Neigung, zwischen Kopf und Herz, an dem er sein Lebenlang gekrankt hatte, in dieser wichtigen, entscheidungsvollen Stunde in ihm so ungelöst wie nur je war; sie mußte fürchten, daß der Moment der Entscheidung ihn unvorbereitet, unentschlossen finden würde, und dieser Gedanke war ihr der entsetzlichste von allen.

„Karl," sagte sie, und ihre sanfte Stimme war sehr fest und ruhig, „du mußt an das Aeußerste denken, denn sei versichert, er wird es auf das Aeußerste ankommen lassen."

„Das wird er nicht thun," sagte der Freiherr.

„Er wird es aufs Aeußerste ankommen lassen," wiederholte Charlotte. „Ich habe es immer geahnt, wenn ich mir ihn in solchen oder ähnlichen Lagen dachte; seit heute Abend weiß ich es. Dieser Mann ist wie eine Naturgewalt, consequent, mitleidlos; nur von einer Kraft aufzuhalten, die stärker ist, als er. Konnte man ihm ansehen, konnte man ihm anhören, daß heute Morgen seine Mutter gestorben ist?"

„In der That!" sagte der Freiherr zerstreut.

„Und doch hat er sie geliebt," fuhr Charlotte wie mit sich selbst redend fort, „ich glaube es beschwören zu können. Gestern erst hatte ich die Frau zum erstenmale gesehen dort oben in Tannenstädt, — eine alte, vom Schlage gelähmte Frau, die seit zehn Jahren nicht aus dem Bett gekommen war. Er hat sie stets mit aller Sorge umgeben; er hat weit über seine Kräfte an ihr ge-

than — ich weiß es aus dem Munde der Leute, aus dem Munde seiner Schwester, die im Uebrigen gar nicht gut auf den Bruder zu sprechen war. Und vorhin — vorhin, als er aus dem Zimmer ging, hat er mir gesagt, daß die alte Frau gestorben, heute gestorben ist, so ruhig, so kühl, so nüchtern — es ist furchtbar, furchtbar!“

Charlotte unterdrückte mit Mühe einen Schauder und sagte wieder in ruhigem Tone:

„Wir müssen an die Knaben denken, Karl. Wir können sie nicht unten im Dorfe allen Gefahren und Verführungen ausgesetzt lassen.“

„Verführungen?“ sagte der Freiherr, „wie meinst du das?“

Ein Diener, der eilig und mit schreckensbleichem Gesicht in das Zimmer trat, ließ Charlotte nicht zur Antwort kommen. „Es brennt im Dorf, gnädiger Herr,“ sagte der Mann.

Die Geschwister eilten aus dem Zimmer über den Vorsaal auf die Rampe des Schlosses. So wie sie aus der Thür traten, sahen sie, wie ein rother Schein, der mit jedem Augenblick an Stärke zunahm, sich über den dunklen Winterhimmel gebreitet hatte.

„Es ist das Pfarrhaus,“ sagte der Freiherr, „sonst liegen keine Häuser so weit links.“

„Ja, ja, es ist die Pfarre,“ bestätigten die Leute, die sich in ängstlichen Gruppen um den Herrn drängten.

„Man soll mir ein Pferd satteln, schnell!“ rief der Freiherr.

Charlotte faßte des Bruders Hand.

„Nimm mich mit, Karl!“ bat sie leise und dringend.

„Hier ist kein Augenblick zu verlieren,“ rief der Freiherr ungeduldig.

„Ich will dich nicht aufhalten, aber wir kommen auf dem Fußweg ebenso schnell hinunter, wie du zu Pferde auf dem Fahrweg."

„Was willst du unten?" sagte der Freiherr, „glaubst du, daß die Wüthenden dich hören, dich respectiren werden? Dies ist keine Zeit für Frauen; bleib' hier, Charlotte!" und er begab sich eilends auf sein Zimmer, sich zu dem Ritte zurecht zu machen.

Charlotte hüllte sich in den Shawl, den ihr unterdessen Miß Jones gebracht hatte. Sie wollte sich auf einen Fall von ihrem Bruder trennen. Der Anblick der beiden jungen Mädchen, die bleich und zitternd dastanden und die ängstlich-starren Augen bald auf sie, bald auf den Himmel richteten, der den Schein des Feuers machtvoll zurückwarf, hätte sie fast in ihrem Entschlusse wankend gemacht; aber dann dachte sie, daß Miß Jones muthig und klug sei, und sie allenfalls ersetzen könne: Sie flüsterte der braven Dame einige Worte in's Ohr, worauf diese ernsthaft mit dem großen, viereckigen Kopfe nickte; küßte die Mädchen, welche sofort in Thränen ausbrachen, auf die Stirn und stand bereit, dem Freiherrn zu folgen, als plötzlich ein Reiter in vollem Jagen auf den Hof gesprengt kam, bis an die Rampe, wo er vom Pferde sprang und die Zügel einem der Leute zuwarf.

„Gott sei Dank, Gott sei Dank!" rief Charlotte, indem sie dem Ankommenden entgegeneilte und ihm beide Hände entgegenstreckte, „wie habe ich Sie erwartet!"

Der Förster hielt einen Augenblick die zarten Hände in festem, liebevollen Druck.

„Ach, da ist der Fritz!" rief der Freiherr, der eben wieder aus seinem Zimmer trat; „du siehst, Fritz, der Teufel ist los. Willst du mit, oder willst

du hier oben bleiben? Mir wäre es lieber, du bliebst hier."

„Auch Sie müssen hier bleiben, gnädiger Herr," sagte der Förster leise; „verstatten Sie mir einige Worte."

Er trat mit dem Freiherrn auf die Seite und sagte zu ihm und zu Charlotte, welche den Männern gefolgt war:

„Es ist vergebens, daß sie den Unsinnigen entgegentreten; sie sind von Wuth und Branntwein außer sich, sie hören auf Niemanden. Ihr hauptsächlicher Haß gilt dem Pastor; ich wußte es; vor einer Stunde erfuhr ich auch, daß man die Pfarre heute Abend anzünden wolle. Da habe ich die Pastorin und die Knaben in meinem Schlitten abgeholt und sie vorläufig nach der Försterei gefahren; dem Pastor bin ich soeben unterwegs begegnet; ich habe ihm gesagt, daß er umkehren müsse; er folgt mir auf dem Fuße."

„Und sollen wir die Hände müßig in den Schooß legen?" rief der Freiherr ungeduldig.

„Das Dorf ist in den Händen der Aufrührer," erwiderte der Förster.

Der Freiherr machte eine Bewegung der Ungeduld. Er konnte sich nicht verhehlen, daß es sehr wenig wahrscheinlich sei, er werde den Leuten in einem solchen Augenblick durch persönliches Entgegentreten imponiren, daß er mithin sich und die Schwester, die sich nicht von ihm trennen wollte, voraussichtlich ganz nutzlos einer drohenden Gefahr aussetze. Das eingestehen zu müssen, und in des Fritz Gegenwart, der wieder einmal Recht hatte, eingestehen zu müssen, kränkte ihn — selbst in dieser Stunde. Er wendete sich mit einigen unverständlichen Worten hastig ab; Fritz Gutmann und Charlotte sahen sich mit einem schnellen verständnißvollen Blick an.

In diesem Augenblicke entstand eine Bewegung und Geschrei unter den Leuten auf der Rampe. Dazwischen rief eine vor Angst und Eile erschöpfte Stimme: Lassen Sie mich durch — um Gotteswillen, schnell!

Ein junges Mädchen, in welchem Charlotte sofort des Schulmeisters Schwester erkannte, kam auf den Vorsaal gestürzt. Ihre Kleider waren naß und hie und da eingerissen, ihre Stiefel mit hartgefrornem Schnee überdeckt; von ihren langen schwarzen Zöpfen, die sich zum Theil aufgenestelt hatten, tropfte das Wasser, ihre grauen Augen fuhren unruhig suchend umher und blieben auf Charlotten haften.

„Was willst du, mein Kind?“ fragte Charlotte, indem sie auf sie zutrat.

„Sie kommen, sie kommen!“ rief Eve, Charlotte anstierend.

„Beruhige dich, besinne dich, sprich deutlich,“ sagte Charlotte, das Mädchen bei der kalten Hand ergreifend, von wem weißt du es?“

„Von ihm — von meinem Bruder — und von Herrn Leo. Die Tannenstädter sollten auch kommen, aber die werden nun nicht kommen, das hat er davon“ — und Eve lachte gellend auf und fiel dann wie todt in die Arme von Miß Jones und einer der Dienerinnen, die sich neugierig herzugedrängt hatten.

„Wir wollen sie in das Zimmer schaffen,“ sagte Charlotte.

Nach einigen Augenblicken trat Charlotte wieder zu den Männern.

„Es ist mir kein Zweifel,“ sagte sie, „daß die Eve eine ganz bestimmte Kunde von den Plänen ihres Bruders hat. Warum sie ihn verräth — weiß ich nicht; aber daß

sie ihn verräth, ist offenbar. Sei versichert, Karl, es ist, wie das Mädchen gesagt hat."

„So müssen wir das Schloß in Vertheidigungszustand setzen!" rief der Freiherr.

„Ich glaube, daß Ihnen nichts Anderes übrig bleibt," sagte der Förster.

Dem Freiherrn röthete sich die Stirn; diesmal aber nicht vor Zorn, vielmehr vor einer seltsamen freudigen Erregung, die ihm durch die Adern rieselte, in dem Augenblicke, als der Ruf zu den Waffen an sein Ohr und sein Herz drang. Seine Augen blitzten, seine Brust hob sich.

„Wie viel Gewehre haben wir?" rief er.

„Ein Dutzend in Allem," erwiderte der Förster, „das heißt, wenn Walter meine Gewehre, wie ich ihm geheißen habe, im Schlitten heraufgebracht hat. Ich erwarte ihn jeden Augenblick."

„Und auf wie viel Leute glaubst du, daß wir rechnen können."

„Auf ungefähr ebenso viel," sagte der Förster.

„Unmöglich!" rief der Freiherr, „wo sollten die herkommen?"

„Sechs sind wir, uns eingerechnet, hier im Schlosse," antwortete der Förster, „die sechs Anderen habe ich heute Nachmittag auf jeden Fall geworben. Es sind Alle zuverlässige Leute von Ihren Gütern, die für Sie wie für das gnädige Fräulein durch Feuer und Wasser gehen. Punkt sechs Uhr brechen sie auf, um sieben ist der Letzte hier."

Der Freiherr blickte seine Schwester, dann den Förster an; in seinem Herzen kämpfte die Eifersucht gegen den Untergebenen mit der Liebe und Bewunderung, die er dem Freunde seiner Jugend, dem unerschütterlich treuen, braven, klugen Manne schuldete. Seine schönen braunen Augen

wurden feucht; er legte Fritz Gutmann die Hand auf die Schulter und wollte etwas sagen, aber seine Lippen zuckten nur leise. Dann wendete er sich rasch ab und rief mit starker Stimme:

„Halloh! Ihr da! Was steht und gafft ihr! Kommt herein, und seid ruhig und verständig, und thut das, genau das, was ich und Herr Gutmann euch zu thun heißen!“

Drittes Capitel.

Leo war seit vorgestern Abend, wo er in der Kirche mit Tusky die Unterredung gehabt hatte, wie in einem schweren Traume umhergeirrt. Was der Freund auch gesagt hatte, ihn vom Gegentheil zu überzeugen, er fühlte es wie ein zermalmendes Gewicht auf seiner Seele, daß er in dem Hause des Pfarrers nicht mehr bleiben könne, daß er das Band, das ihn an die Familie des Freiherrn, an seine eigene Familie knüpfen sollte, und das innerlich längst zerrissen war, auch äußerlich, in Aller Augen, lösen müsse.

Aber auch zwischen ihm und dem Freunde war es nicht mehr, wie es gewesen war. Es war Leo nicht entgangen, daß Tusky sein Versprechen, ihn nach und nach in alle Einzelheiten des Bundes einzuweihen, nicht erfüllte. Es gingen Dinge in der Gemeinde und in der Nachbarschaft vor, die Leo auf Tusky zurückführen mußte, und über die doch Tusky vorher nicht mit ihm gesprochen hatte und hernach nicht mit ihm sprechen wollte. Wer hatte die Kornschober auf den Hasenburg'schen Gütern, auf dem Hey'schen Vorwerk angezündet? Wer hatte die drei großen Dreschmaschinen, die der Freiherr auf seinen Gütern hatte aufstellen lassen, in einer Nacht zerstört? Tusky wollte, als er ihn fragte, nichts davon wissen.

„Dergleichen führt zu nichts," antwortete er, „oder höchstens den, welcher sich mit solchen Albernheiten abgiebt, in's Zuchthaus. Welchen Nutzen hätte dies Brandstiften für meine, für unsere Sache?" — „Vielleicht den," erwiderte Leo, „daß die gegenseitige Erbitterung immer größer wird und die Leute sich nach und nach an Gewaltthaten gewöhnen, ohne die es schließlich, wie Du mir oft gesagt hast, doch nicht abgeht."

In Tusky's Augen hatte es, als Leo so sprach, seltsam geleuchtet; aber auch diesmal hatte er geschwiegen, war er Leo ausgewichen, wie früher.

Und nun kamen die Nachrichten aus der Residenz, und mit diesen Nachrichten Verwirrung für die ganze Gemeinde, eine sonderbare Aufregung, die jedem Scharfblickenden beweisen mußte, daß hier seit langer Zeit mit kluger Hand ein Zunder aufgehäuft war, den der erste Funke in Flammen setzen mußte.

Und die Flammen hatten nicht gezögert, hervorzubrechen, als der folgende Morgen die Nachrichten des vorigen nicht nur bestätigte, sondern noch viel wunderbarere brachte, die von den scharfen Winden in der Luft umhergewirbelt zu werden, und, wo es ihnen beliebte, hinzufallen schienen, wie die Schneeflocken. Die ganze Gegend war in Aufregung, zumeist aber das Dorf Tuchheim, das von jeher durch seine Größe — es zählte über tausend Seelen — den Mittelpunkt der Landschaft abgegeben hatte. Von allen Seiten strömte es aus den umliegenden Ortschaften herbei — Bauern, Hinterhäusler, Taglöhner — und alle hatten ihre besonderen, ganz besonderen Nachrichten, von denen die einen immer abenteuerlicher waren, als die anderen. Der alte König hatte abgedankt, war gefangen, war ermordet; die Residenz hatte

gestern gebrannt, brannte heute noch, war ein Schutthaufen — nein, nicht die Residenz, wohl aber die benachbarte Festung und Kreisstadt. Die Truppen waren mit klingendem Spiele zum Volke übergegangen; alle Reichen sollten ermordet werden, waren schon ermordet; ihr Geld war unter die Armen vertheilt. Jeder hatte dreißig — nein, hundert Thaler bekommen. Das mußte auch auf dem Lande geschehen; hier war die Sache noch einfacher; wie viel Pastoren und Herren gab es denn todtzuschlagen, und wer sollte sie daran hindern?

Solche Reden hörte man schon am Morgen.

Im Laufe des Vormittags, während dessen die Schänktische in den drei oder vier Wirthshäusern, die Tuchheim hatte, von rohen, zechenden Gesellen belagert waren, steigerte sich die Wuth. Man sprach, man schrie; man umarmte sich, die Bier- und Schnapsgläser in der Hand; man zankte, man schlug sich, weil man sich über die Vertheilung der Beute, die in Aussicht stand, nicht verständigen konnte.

In dem Pfarrhause, das abseits des Dorfes und von dem Dorfe durch den Ausläufer des Kirchberges eigentlich getrennt lag, hatte man erst gegen Mittag von der großen Aufregung, die in Tuchheim herrschte, Kunde erhalten. Doctor Urban hatte die Sache leicht genommen und spöttisch gemeint: es sei doch eigentlich ein gutes Zeichen für den Wohlstand in der Gemeinde, daß die Männer an einem Werkeltage feiern könnten; aber Leo war vom Hause fortgeschlichen, um zu sehen, was es gäbe, und womöglich den Freund zu sprechen, den er seit vorgestern Abend nicht gesehen hatte. Er fand Tusky vor der Thür des größten Wirthshauses auf einer Bank stehend und einen Kreis von vielleicht fünfzig Menschen

anredend, die nach jedem seiner Sätze Hurrah schrien. Gerade als Leo herantrat, sprang Tusky von der Bank herunter, drängte sich durch die Halbbetrunkenen, die mit den vollen Gläsern auf ihn eindrangen, faßte seinen jungen Freund unter den Arm und führte ihn etwas abseits.

„Es geht vortrefflich, Leo," sagte er; „ich glaube, der Tag der Ernte ist gekommen; ich will versuchen, wie weit ich's treibe."

„Glaubst Du denn wirklich an die Nachrichten aus der Residenz?"

„Sie enthalten wenigstens nichts, was unmöglich wäre. Und da es mir nun einmal paßt, das Mögliche für wirklich zu nehmen, so habe ich den braven Burschen die Köpfe gehörig heiß gemacht."

„Fürchtest Du nichts für Dich selbst? Das kann nicht verborgen bleiben — und was dann?

„Was dann?" wiederholte Tusky; „ja, Bester, das weiß ich wirklich selbst nicht. Einmal mußte doch die Maske fallen; habe ich sie zu früh, habe ich sie zur rechten Zeit fallen lassen — ich weiß es jetzt noch nicht — der Erfolg wird's lehren."

„So hat auch für mich die Stunde der Freiheit geschlagen!" rief Leo.

Tusky antwortete nicht. Ein Schwarm von schreienden Menschen drängte sich heran; man wollte wissen, was der Schulmeister zu dem Plan sage, die Reichen leben zu lassen, aber die Kinder der Armen an die Reichen zu vertheilen? Der Schulmeister sei ein gar gescheiter Mann! Der Schulmeister solle leben! Hurrah hoch!

Leo kehrte nicht wieder in das Pfarrhaus zurück. Das noch nie gesehene Schauspiel einer aufgeregten Volksmenge, so widerlich es ihm auch in seinen Einzelheiten

sein mochte, übte eine dämonische Anziehungskraft auf ihn aus. Er sah hier leibhaftig die Gestalten aus den Bauernkriegen vor sich, mit denen sich seine Phantasie so viel beschäftigt hatte; den rohen Ackerknecht, den verkommenen Häusler, den flachshaarigen Dorfbuben, der auf den herbstlichen Treibjagden mit der Klapper über die kahlen Felder keucht; den dicken Wirth, der im Interesse seines Ausschanks für Freiheit und Gleichheit ist, aber noch mehr dafür, daß jedes Glas Bier der Ordnung gemäß bezahlt werde; den Kramjuden, der auch auf Pfänder leiht und mißtrauisch aus der Ferne dem Lärm zuschaut — und inmitten dieses bunten Treibens die Gestalt seines Freundes, des Agitators, des Einbläsers, der all diese Menschen, von denen Keiner weiß, was er will, ohne daß sie es merken, nach dem Ziele hinlenkt, das er allein deutlich sieht.

Seine Augen hingen fast unausgesetzt an dieser merkwürdigen Gestalt, die er so genau zu kennen glaubte, und die ihm heute in einem ganz neuen Lichte erschien. Wie hätte er je gedacht, daß Tusky, auf dessen groben, harten Zügen sonst der Stempel tiefinnerlichsten Ernstes, ja einer fast krankhaften Schwermuth geprägt war, dessen dünne, für gewöhnlich festgeschlossene Lippen sich höchstens zu einem grimmigen Lächeln verzogen — lachen und scherzen könne, und anstoßen könne mit Jedem, der sich an ihn drängte! Freilich entging Leo auch nicht, daß diese laute Fröhlichkeit keineswegs aus dem Herzen kam; ja er bemerkte, wie des Mannes ausdrucksvolles Gesicht in Augenblicken, wo er sich unbeobachtet glaubte, plötzlich wie in Nacht getaucht war.

So erschien es ihm wenigstens, als Tusky am Nachmittage an ihn herantrat und sagte:

„Du mußt mir einen Gefallen thun. Ich muß die Tannenstädter zum Abend hier haben; ich habe sie mit

Willen so lange oben gelassen, weil ich die alte Eifersucht zwischen ihnen und den Tuchheimern fürchtete; jetzt hat dies nichts mehr zu sagen. Zur Nacht sind alle Katzen grau. Du brauchst nicht bis nach Tannenstädt zu gehen; Eve wartet an der Waldecke vor der Steinhalde, und trägt die Botschaft weiter. Du kommst zurück und bringst mir Bescheid."

„Ich höre, ihr wollt auf das Schloß ziehen? Ist das wahr?"

„Sie sprechen davon, ich weiß nicht, ich glaube nicht. Aber Du mußt eilen, Leo, sonst kann es uns nichts mehr helfen."

Es war kaum drei Uhr, als Leo aus dem Dorfe heraus in die Felder gelangte, die sich mälig bis zu den waldbedeckten Stufen des Gebirges erhoben, aber der Winterabend begann bereits hereinzubrechen. Der Himmel war mit schwerem, grauem Gewölk bedeckt; seltsam stachen die weißen Schneeflächen der Hügel von diesem dunklen Hintergrunde ab. Ein kalter Wind wehte vom Untergang her und raschelte in den dürren Blättern der Hecken an der Wegseite. Hie und da auf dem Schnee saßen ein paar Krähen, andere zogen vom Walde durch die trübe Luft nach dem Dorfe. Das schienen die einzigen lebenden Wesen in dieser Oede.

Rastlos, mit pochendem Herzen eilte Leo hügelauf dem Walde zu. Es hatte sich seiner Seele der Gedanke bemächtigt, daß von der Schnelligkeit, mit welcher er den ihm gewordenen Auftrag erfülle, der gute oder schlimme Ausgang des Aufstandes abhänge, und dennoch wußte er nicht, ob er einen guten, oder einen schlimmen Ausgang mehr fürchten solle. Auf jeden Fall aber war jetzt der Würfel geworfen; der Schritt, der ihn auf immer und

immer von den Menschen trennte, auf welche das Schicksal ihn angewiesen hatte, war gethan. In das Pastorhaus, in das Försterhaus, in das Schloß würde er nie wieder seinen Fuß setzen — aber wohin, wohin würde er sich dann wenden? Gab es noch ein Dach, das ihn schützte? Ihn, der jedes Band, das sonst den Menschen heilig ist, zerrissen hatte? War für ihn nicht die Welt eine kahle, obdachlose Wüste, wie sie hier in grimmiger Unnahbarkeit vor seinen Blicken lag?

Weiter, weiter durch den tiefen Schnee des Hohlweges hinein in den sausenden, ächzenden Wald! An der Stelle vorbei, wo er mit Walter vor ein paar Monaten an dem schönen Sommerabend unter der Buche, die jetzt ihre kahlen Aeste gegen den Himmel streckte, im Moose gelegen und Walter ihm das Gedicht vorgelesen hatte. Er hatte nie wieder an diese Begegnung gedacht: nie daran, wem wohl das Gedicht gegolten haben möchte. Jetzt wußte er mit einemmale, daß es niemand Anderes als Amélie gewesen sein könnte. Es war in dem Gedichte so viel von sanften braunen Augen die Rede gewesen: wer hatte so sanfte braune Augen als Amélie? Es war ihm das aufgefallen, als er vorgestern auf dem Schlosse gewesen war. Die ganze Familie, mit Ausnahme des Freiherrn, hatte an dem runden Tische unter der großen Hängelampe gesessen — Fräulein Charlotte, Miß Jones, die beiden Mädchen — Alle eifrig mit Weihnachtsgeschenken für arme Kinder beschäftigt. Es war ein friedliches, schönes Bild gewesen, und das Lachen und das Geplauder der Mädchen und dazwischen Miß Jones' sonorer Alt und Fräulein Charlottens milde Stimme! — Silvia hatte ein großes Stück blauen Zeuges, bevor es zerschnitten wurde, sich um die Schultern geschlungen und die Worte der

Kassandra zu declamiren begonnen. Sie hatte sehr schön ausgesehen mit ihren wallenden Haaren und den leuchtenden blauen Augen. Es war kaum zwei Jahre her, da war sie ein Kind gewesen, damals, als sie im Bache unter den Wasserfällen sich gebadet hatte — ein wildes, übermüthiges, phantastisches Ding. Er hatte sie damals ein paar Wochen lang sehr lieb gehabt und auch Gedichte auf sie gemacht, wie jetzt Walter auf Amélie's braune Augen.

War das schon der Ausgang des Waldes? Unmöglich. Wie konnte er in der kurzen Zeit den weiten Weg zurückgelegt haben? Und doch mußte es sein.

Er mäßigte seinen Schritt und trocknete sich den Schweiß ab, der ihm trotz der eisigen Luft von der glühenden Stirn rann. Auf der Steinhalde hinter dem Walde sollte er Eve treffen. Er hatte sie nicht gesehen, seitdem sie sich an einem Abend im Spätherbst — kurz nach der ersten Begegnung in Tannenstädt — unter sein Fenster geschlichen und ihn erst leise und dann lauter gerufen, und als er sie bat, wegzugehen, ihm gedroht und ihn verwünscht hatte. Wie würde sie heute sein?

Dem Jüngling schlug das Herz. Er wäre in diesem Augenblicke lieber einem wilden Thiere begegnet, als dem jungen Mädchen mit den grauen, stechenden Augen. Aber hier war keine Wahl. Er hatte die letzten einzelnstehenden Bäume des Waldes erreicht und dort — ein paar hundert Schritte weiter die kahle, schneebedeckte Halde hinauf — auf einem Stein saß eine weibliche Gestalt — es mußte die Eve sein.

Sie hatte den Kopf in beide Hände gestützt und regte sich nicht, selbst als Leo in ihre unmittelbare Nähe gekommen war. Was man von ihrem Gesichte, das die Hände fast bedeckten, sehen konnte, war bläulich bleich, wie

die Hände. Leo faßte ein jäher Schrecken. Eilends trat er auf sie zu und legte seine Hand auf ihre Schulter.

„Eve, Eve!"

Die Hände sanken von dem Gesicht schwer herab auf die Knie; das bleiche Gesicht wendete sich; die Lider mit den langen Wimpern hoben sich langsam und die gerötheten Augen starrten ihn an, ausdruckslos, ohne eine Spur von Erkennung, ja nur von seelischem Leben.

Aber in den starren Augen zuckte es plötzlich wie schwaches Wetterleuchten; die bleichen Wangen begannen sich zu röthen; sie strich sich langsam mit der Hand über die Stirn und plötzlich sprang sie von dem Steine auf und schwankte auf Leo zu, der, von dem unheimlichen Ausdruck in dem Gesichte des Mädchens betroffen, zurücktaumelte.

Eve blieb stehen und lachte ihr kurzes rauhes Lachen. „Sie hat er geschickt," rief sie, „Sie!"

„Ja," sagte Leo, „und ich soll —"

„Weiß es schon!" sagte Eve; „die Tannenstädter sollen kommen. Und dann geht's auf's Schloß! Ich will auch mit; ich will einmal in einem seidenen Bette schlafen. In der Stube mit der Todten kann ich so heute Nacht nicht bleiben."

„Mit der Todten?" rief Leo.

„Nun ja," sagte Eve; „die Alte ist heute Morgen gestorben, oder heute Nacht, ich weiß nicht; heute Morgen war sie schon kalt."

„Und weiß Conrad — weiß Ihr Bruder es?"

„Ja natürlich weiß er es," erwiderte Eve; „ich hab' ihm Botschaft geschickt."

„Unmöglich," rief Leo, „er hat mir kein Wort davon gesagt; er — er hat die Botschaft nicht erhalten."

Eve lachte.

„Nicht erhalten?“ sagte sie höhnisch; „warum denn nicht? Hat er mir doch durch denselben Boten sagen lassen, es wäre gut, und ich sollte von Mittag an hier warten, bis er heraufschickte. Seit vier Stunden warte ich hier und hungere und friere. Was kümmert er sich um irgend einen Menschen, wenn er nur seinen Willen hat. Und wer ihm seinen Willen nicht thut, der mag sich in Acht nehmen. Sie haben sich in Acht genommen, schöner junger Herr! Sie sind mir aus dem Weg gegangen, als wenn ich ein Molch, oder eine Natter wäre. Aber dafür hasse ich Sie auch; ja, ich hasse Sie, und ich hasse ihn! O, wie ich ihn hasse!“

Und Eve stampfte mit den Füßen, ballte die Fäuste und knirschte mit den starken weißen Zähnen.

Leo war über dies Alles entsetzt. Tusky sollte von dem Tode seiner Mutter Kunde haben? Und konnte mit den Bauern trinken und schwatzen und ihnen Reden halten? Und Eve selbst, die so wenig Gefühl für den Tod ihrer Mutter hatte, wie der Bruder; Eve, die „auch mit wollte,“ die sich freute, heute Nacht in einem seidenen Bette schlafen zu können! . . .

Ueber die Halde heulte der Wind; die Kälte schüttelte den durch den raschen Lauf Erhitzten bis in's Mark.

Er wendete sich, unverständliche Worte murmelnd, von dem Mädchen ab, und begann, so schnell es der steinige, schneebedeckte Boden gestattete, den Berg hinabzusteigen. Er glaubte hinter sich her Eve's höhnisches Lachen zu hören, doch konnte er sich auch irren; der Wind machte sich von Minute zu Minute stärker auf und sauste eben durch das trockene Laub einer Eiche, die vor dem Walde Wache stand.

Aber er hatte sich nicht geirrt. Eve, die dem Enteilenden, bis er zum Walde gelangte, mit starren Augen nachgeschaut hatte, lachte in diesem Augenblicke laut und gellend, und murmelte dann zwischen den weißen Zähnen:

„Einer wie der Andere — nicht Ein freundliches Wort für mich, die ich ihretwegen friere und hungere. Aber ich will es euch anstreichen! Ihr sollt an mich denken, wartet! Die Dame vom Schlosse giebt mir doch wenigstens zu essen. Ich will ihr sagen, daß ihr sie todtschlagen wollt."

Und Eve, anstatt nach Tannenstädt zurückzukehren, lief über die Halde nach einer Stelle, wo, wie sie wußte, ein sehr beschwerlicher, aber auch viel kürzerer Fußpfad von dem Walde über die Berge nach dem Tuchheimer Schlosse führte.

Leo hatte gehofft, den Heimweg mit geringerer Anstrengung zurücklegen zu können, aber darin hatte er sich getäuscht. Das Hinabsteigen auf dem steilen, durch Thau und Frost zerrissenen, zum Theil mit Schnee ausgefüllten Wege war unendlich mühevoller. Ueberdies begann es im Walde bereits stark zu dunkeln, und dann fühlte er plötzlich, daß seine Kräfte fast gänzlich erschöpft waren. Er mußte sich entschließen, langsam und immer langsamer zu gehen, ja endlich sich an der Wegseite auf einen Baumstumpf zu setzen, um wenigstens einige Minuten auszuruhen.

Er stützte den Kopf in die Hände, und wie er so dasaß, überfiel ihn eine unbezwingliche Traurigkeit. Thränen, die er seit seiner Kindheit Tagen nicht geweint, rannen aus seinen Augen. Alles, was er heute gesehen und gehört hatte, kam ihm auf einmal so widerlich, so entsetzlich vor. War dies die Erfüllung der Träume seiner Knaben-

jahre? Dies ein Stück des Weges, den er weit in die Zukunft hinein hatte schimmern sehen, wenn er in einsamen nächtlichen Stunden in der stillen Giebelstube seines väterlichen Hauses am weinlaubumkränzten Fenster saß und zu dem Monde aufschaute, dessen goldene Schale in dem wolkenlosen Aether schwamm? Waren die trunkenen, lärmenden Gesellen, die er heute um Tusky sich drängen sehen, waren sie die Menschheit, der er das Evangelium des Friedens und der Liebe hatte predigen wollen? Und Tusky selbst, war er der Apostel, der Mann der Zukunft, der Held sonder Makel, als welchen er ihn bis heute verehrt hatte? Wenn Tusky nur sein Spiel mit ihm getrieben? Wenn er ihm die furchtbaren Consequenzen seiner Lehre von der Freiheit und Gleichheit geflissentlich verheimlicht hatte, um ihn weiter und weiter zu locken, bis dahin, wo eine Umkehr nicht mehr möglich war?

Warum nicht möglich? Wessen bedurfte es weiter, als auf das Schloß zu gehen, anstatt zurück in das Dorf? Man würde ihn, wenn er käme, gewiß freundlich empfangen — die Mädchen, die in letzter Zeit immer so artig zu ihm gewesen waren, das gnädige Fräulein, das noch vorgestern so gütig mit ihm gesprochen hatte — war es nicht seine theure Pflicht, die Familie seines Wohlthäters von dem Verderben zu benachrichtigen, das über sie hereindrohte? Aber war dies nicht in demselben Athem Verrath an Tusky — an Tusky, dem er die reinsten Freuden seines intellectuellen Lebens, dem er die schönsten Weihestunden gemeinsamer Begeisterung für die höchsten Ideale verdankte?

Verrath dort und Verrath hier! Wo — wo ein Ausweg aus diesem Irrsal? Die Flucht in die weite Welt — in die öde, winterliche Welt, in die Nacht, die

drohend heraufzog; in den Wald, der mitleidslos mit seinen finstern, schneebelasteten Tannen ihn anstarrte!

Leo fuhr von seinem Sitze empor und blickte wild um sich. Ihm war gewesen, als wenn Tusky durch den Wald daherkäme, rufend — nach ihm, dem Säumigen, dem Freunde, dem er alle seine Geheimnisse anvertraut, und der ihn nun so schnöde verrathen: Leo, Leo!

Aber es war Niemand da; auf der höchsten Spitze der Tanne auf der andern Seite des Weges saß eine Krähe und krächzte. Die Dunkelheit hatte sehr zugenommen; in den Wipfeln der Bäume sauste der Wind.

Es war die höchste Zeit, daß er zurückkehrte. Mit welcher Sorge mußte Tusky der Botschaft harren! Die kurze Rast hatte ihn ein wenig erquickt, und er begann wieder das mühsame Hinabklettern auf dem steilen, zerrissenen Waldwege.

Nun war der Ausgang des Waldes erreicht. Es ging noch immer bergab, aber weniger steil; dafür aber begann es jetzt aus den dunklen schweren Wolken, die fast bis auf die Erde herabhingen, zu schneien, dichter und immer dichter — in wenig Minuten waren die undeutlichen Umrisse der Landschaft vor ihm verdeckt, und als er sich umwendete, war der Wald, den er eben erst verlassen hatte, verschwunden. Er sah nichts als das Stück Boden unmittelbar zu seinen Füßen und rings um sich her eine grau-schwarze Dämmerung, durch welche in rasendem Durcheinander die großen Flocken wirbelten.

Leo schritt, so schnell er konnte, vorwärts; aber er mußte sich oft gegen den Schnee die Augen mit der Hand bedecken und manchmal auch stehen bleiben, um Athem zu schöpfen. Plötzlich hörte er unmittelbar zu seinen Füßen ein starkes Brausen. Es mußte der Bach sein, über den

eine steinerne Brücke führte, aber es war keine Brücke da; weder rechts noch links — nur überall der Bach, welcher zwischen seinen steilen Ufern über mächtige Steine brauste. Leo konnte nicht länger daran zweifeln, daß er vom Wege abgekommen war.

Ein jäher Schrecken erfaßte ihn — nicht um seinethalben, obgleich seine Lage übel genug war — aber um Tusky, der jetzt ohne Botschaft blieb, sich in der Ungewißheit vielleicht zu falschen, unbedachten Schritten verleiten ließ, die seinen Untergang herbeiführen konnten.

Und doch, was thun? Der Bach, welcher die Schneewasser aus dem Walde in trüben Strudeln zu Thal wälzte, war ohne augenscheinliche Lebensgefahr nirgends zu durchschreiten; und dann führten ja außer der Hauptbrücke noch ein paar Stege über den Bach, von denen sich doch einer oder der andere finden lassen mußte, um so sicherer, als der Schneesturm vorüber war und er jetzt nur noch mit der Dunkelheit des Abends zu kämpfen hatte.

Mit der Dunkelheit — und dann mit der Müdigkeit, die jetzt zum zweitenmale, aber in viel stärkerem Grade als vorhin im Walde ihn überfiel. Er konnte kaum noch einen Fuß vor den andern setzen — hier am Rande des Baches, wo jeder Fehltritt ihm Verderben bringen mußte; dazu fühlte er heftige Stiche in der Brust, und seine Schläfe begannen ihn grausam zu schmerzen. Der Tod, den er sich gewünscht hatte, schien seinen Ruf vernommen und ihn mit seiner grimmigen Faust gepackt zu haben.

Zu seiner Linken fing ein rother Schein, der mit jedem Augenblick heller wurde, an, die trübe Schneeluft zu färben; aber der von tödtlicher Erschöpfung Gefolterte wußte nicht mehr, ob dies ein Spiel seiner überreizten Sinne, oder ob es Wirklichkeit sei. Er hatte keine Kraft,

darüber, oder über irgend Etwas nachzudenken; er hatte nur den Einen Wunsch, eine trockene, warme Stelle zu finden, auf der er die entkräfteten Glieder ausstrecken könnte.

Da tauchte ein Licht unmittelbar vor ihm aus der Dunkelheit auf. Mechanisch schwankte er darauf zu. Wenige Schritte auf einem ebenen Pfade brachten ihn zu einer Hütte, in deren Thür eine junge Frau stand. Leo kannte sie wohl. Ihr Mann, ein Weinbauer, der ein vertrauter Freund Tusky's gewesen, war vor einigen Wochen gestorben; Leo war in der Hütte wohl bekannt.

Die Gewißheit der Rettung aus Todesgefahr gab ihm auf Augenblicke die Besinnung wieder. Er hörte Ausrufe der Verwunderung über sein plötzliches Erscheinen von den Lippen der jungen Frau; dann hörte er eine andere Stimme — die der Schwester der Frau — sagen, daß es im Dorf brenne. Er murmelte ein paar Worte, daß er sich verirrt habe, daß er sich einige Minuten ausruhen müsse — aber nur einige Minuten, weil Tusky ihn erwarte —

Dann aber schwand Alles in Nacht. Die beiden mitleidigen Frauen geleiteten den Schwankenden, Halbohnmächtigen in das niedrige Zimmer, legten ihn auf das Bett und deckten ihn warm zu.

Die Frauen standen wieder an der Thür und blickten nach dem rothen Schein, der jetzt bis zum Zenith hinaufreichte.

„Ich hab' gewußt, daß es heute ein Unglück geben würde," sagte die Eine, „die Todtenuhr, die seit dem Tage, wo mein Mann starb, stillgestanden ist, hat gestern die ganze Nacht durch gepickt."

„Dummes Zeug," erwiderte die Andere, „das Unglück kommt nicht davon her. Die schlechten Menschen machen es. Hab' Deinen Mann und Tusky oft genug davon sprechen hören. Ich fürcht', es giebt heut' Mord und Todtschlag im Dorf."

Viertes Capitel.

Unterdessen rüstete man sich im Schlosse gegen den erwarteten Angriff. Die vom Hauptgebäude etwas entfernten Nebengebäude: Leutehaus, Wagenremisen, Pferdeställe hatte man von vornherein als nicht zu haltende Vorwerke preisgegeben, nachdem man die Pferde in einen kleinen verdeckten Hof innerhalb des Schlosses geführt hatte. Das bis unter das Dach hinauf massiv erbaute Schloß selbst hätte, da es nach allen Seiten hin frei lag, und ein großer Theil der Fenster des unteren Geschosses, ebenso wie sämmtliche Kellerfenster, mit starken Eisengittern versehen waren, ein treffliches Vertheidigungs-Object abgegeben, wenn man genug Leute gehabt hätte, es ausreichend zu besetzen. Daran war nun freilich in diesem Falle nicht zu denken; nichtsdestoweniger that man Alles, was umsichtige und muthige Männer in solcher Lage zu thun im Stande waren. Man verschloß und verrammelte die Hauptthür, sowie sämmtliche Nebenthüren mit größter Sorgfalt; man füllte die Fenster, soweit sie nicht vergittert waren, mit Matratzen, die man aus den zahlreichen Fremdenbetten nahm, und mit Brettern und Bohlen, die glücklicherweise von einem Neubau auf dem einen Flügel in Masse vorhanden waren. Es war sechs Uhr gewesen, als man diese Arbeit anfing, und um acht Uhr war man

fertig. Aber jetzt waren die Kräfte der Leute auch erschöpft, und der Freiherr befahl, daß Niemand vorläufig an etwas Anderes denken dürfe, als sich, so gut es gehen wollte, von den gehabten Anstrengungen auszuruhen.

Während die beiden Männer für das Große und Ganze sorgten, hatte Walter sich im Dienste der Damen vorzüglich thätig erwiesen.

Walter war auf einem großen Leiterschlitten eine halbe Stunde etwa nach Eve angekommen. Er hatte außer den Gewehren des Vaters auch Tante Malchen und Frau Doctor Urban, und außer Henri auch den treuen Gehilfen mitgebracht. „Es war mir gar nicht sicher, daß sie das Forsthaus in Ruhe lassen würden," sagte er, „und der Gehilfe war doch am Ende für die beiden Frauen kein ausreichender Schutz. Wenn es einmal Ernst werden soll, so dachte ich, wäre es besser, wir ständen und fielen zusammen."

So sprach Walter, und der Freiherr, zu dem er so gesprochen hatte, sah ihn voll freudigen Staunens an. Er hatte in ihm bis heute fast noch einen Knaben gesehen, jetzt stand ein Jüngling vor ihm, der zu Manneswerken Kraft und Muth und Klugheit genug hatte.

„Sie sind Ihres Vaters Sohn," sagte der Freiherr.

Er hatte Walter noch nie im Leben Sie genannt und wußte auch jetzt nicht, daß er es gethan hatte. Walter achtete ebensowenig darauf; er hatte an ganz andere Dinge zu denken.

War sie doch gekommen, die große Stunde, in der es ihm vergönnt sein würde, für die Dame seines Herzens zu kämpfen und zu sterben, oder doch irgend eine That zu thun, welche mit der Größe seiner Liebe wenigstens in einem annähernd richtigen Verhältnisse stand!

Das war seine erste Empfindung gewesen, als der Kampf zwischen dem Schloß und dem Dorfe ausgebrochen war, und diese Empfindung war so sonnenmächtig, daß daneben alles Andere in den Schatten trat. Ob die Bauern die große Gemeindewiese zu gleichem Recht mit dem Freiherrn beanspruchen konnten; ob Zinsen, Hof- und Spanndienste zu rechtfertigende Dinge seien; ob ein Diener der christlichen Kirche den Zehent fordern dürfe — waren Fragen, über welche Walter in letzterer Zeit, angeregt durch die Gespräche der Herren, oft nachgedacht, und die er nicht immer zu Gunsten der Privilegirten entschieden hatte. Aber jetzt war keine Zeit, das zu erwägen; jetzt handelte es sich ganz einfach darum, ob Améliens Vater sein stolzes Haupt vor den Bauern und Knechten beugen, ob das Haus, in welchem Amélie wohnte, ein Raub der Flammen, ob Amélie selbst von rohen Menschen geängstigt werden, vielleicht sogar thätlichen Beleidigungen sich ausgesetzt sehen sollte. Walter's Augen blitzten, wenn er nur an die Möglichkeit einer solchen Situation dachte; seine Zähne klemmten sich übereinander, und er schwor sich mit einem theuren, heißen Eide, daß er zwischen Amélie und der Gefahr stehen wolle, und wenn er dafür tausend Tode zu erleiden hätte.

Als Walter auf dem Schlosse ankam, hatte die Verwirrung gerade den höchsten Punkt erreicht. Die Leute liefen mit ängstlichen Gesichtern durcheinander; die Mägde heulten; Fräulein Charlotte hatte im oberen Stock zu thun, die Familien- und Werthpapiere zusammenzupacken, Miß Jones im Keller, um Vorrath an Speise und Trank für die vielen Menschen, die sich jetzt im Schlosse befanden und dort vielleicht eine längere Belagerung auszuhalten haben würden, heraufzuschaffen. Amélie und Silvia, um

die sich in dieser Minute Niemand bekümmern konnte, standen verlassen, bleich und zitternd und sich fest an den Händen haltend, noch immer auf dem Hausflur, mit großen erschrockenen Augen, aus denen häufige Thränen rannen, auf all den Wirrwarr um sie her, auf alle die laufenden, sich einander zurufenden, athemlosen Menschen starrend. Walter kam ihnen wie ein rettender Engel. Walter schien gar nicht so aufgeregt, wie die Anderen alle. Walter's blühendes junges Gesicht glühte von der raschen Fahrt, daß es ein wahrer Trost war, ihn nur anzusehen; dazu klang seine Stimme, als er die Mädchen begrüßte, so kräftig und fast lustig — Silvia blickte auf und fragte erstaunt: „Du weißt wohl gar nicht, Walter, was geschehen ist?“

„Ich weiß Alles,“ antwortete Walter, „das Pfarrhaus ist nicht mehr zu retten, und das thut mir wegen unserer lieben Frau Dr. Urban hier herzlich leid; aber das Schloß sollen sie wohl in Ruhe lassen, und in dem Thurm sind wir nun vollends so sicher, wie in Abrahams Schoß; ich habe den Auftrag, die Damen hinaufzugeleiten; darf ich bitten, mir zu folgen?“

Eine solche Sprache, die mit Walter's sonstiger anspruchsloser Ausdrucksweise in einem auffallenden Gegensatz stand, würde unter allen andern Umständen die erbarmungslose Spottlust der jungen Mädchen geweckt haben. Ja, um Silvia's ausdrucksvolle Lippen zuckte selbst in diesem Augenblick etwas, das wie ein Lächeln aussah; aber die Stunde war zu ernst, um dem Uebermuth mehr als eine flüchtige Regung zu gestatten. Walter ergriff ein paar Lichter und schritt die langen Corridore und die enge Wendeltreppe voran bis zu dem Thurmzimmer im zweiten Stock, in dessen Kamin bereits ein mächtiges Feuer prasselte.

Nichtsdestoweniger war es in dem Gemach keineswegs behaglich. Die dicken Steinwände hauchten einen feucht-kalten Athem aus; der Duft des langjährigen Unbewohnt-seins hatte nicht in einer halben Stunde vertrieben werden können; auf den steifen Möbeln aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, mit welchen das Zimmer ausgestattet war, konnte Niemand es sich bequem machen, und in den halberblindeten Spiegeln mit den schweren, vergoldeten Rococorahmen erblickte man ein arg verzerrtes, blasses Gespenstergesicht, wenn man aus Versehen hineinsah.

Aber Walter bekämpfte die trübselige Stimmung, so gut er es vermochte. Zuletzt eilte er davon und kam nach wenigen Minuten mit ein paar Flaschen süßen Weines, die er sich im Keller von Miß Jones hatte geben lassen, zurück. Er leerte sein Glas auf das Wohl der Damen, wobei er Amélie anblickte, welche in diesem Augenblick mit ihrem blassen Gesichtchen und den dunklen Ringen um die braunen verweinten Augen gar nicht wie die Dame eines Ritters ohne Furcht und Tadel aussah.

In diesem Augenblick trat Dr. Urban in das Gemach und störte durch sein Eintreten einigermaßen die Unterhaltung, die eben anfing, sich ein wenig zu beleben.

Dr. Urban trug offenbar die eigenthümliche Lage, in welche er sich so plötzlich versetzt sah, nicht ganz leicht. Von dem Förster gewarnt, hatte er sich gar nicht wieder in seine Wohnung zurückgetraut; er wußte recht gut, daß der Haß, welchen ihm die Bauern trugen, nicht von heute und gestern stammte; daß zwischen ihm und den Bauern der Tag der Abrechnung gekommen war, und daß er bei der Gelegenheit allerdings sehr viel herauszuzahlen habe. Seine einzige Hoffnung war noch immer die militärische

Hilfe, welche ihm der Landrath zugesichert hatte. Der Flammenschein seines brennenden Hauses müsse und werde dringender als alles Andere die Braven herbeiführen und ihnen eine furchtbare Fackel auf dem Wege sein.

Dr. Urban fand in der Thurmstube Niemanden geneigt, auf seine Worte zu achten. Seine Frau lächelte wohl ihr schwaches Lächeln, aber sie war dies, wenn ihr Gatte sprach, zu thun gewohnt, und dachte sich heute noch weniger dabei als sonst. Die Anderen flüsterten untereinander, und Walter hatte sogar die Kühnheit, zu bemerken: Es müßte doch mit merkwürdigen Dingen zugehen, wenn ein festes, von zwölf bis vierzehn entschlossenen Männern (hier erröthete Walter ein wenig, weil er sich ohneweiteres mitgezählt hatte) vertheidigtes Haus sich nicht ein paar Stunden lang gegen eine Rotte feiger Bösewichte halten könnte; er für seinen Theil mache sich anheischig, die enge Wendeltreppe des Thurms ganz allein zu vertheidigen.

Frau Urban konnte in diesem Augenblicke sich nicht enthalten, Walter um den Hals zu fallen und ihn unter Thränen und Schluchzen ihren Liebling und ihren Retter und Engel zu nennen.

Dr. Urban, der unter allen andern Umständen durch seine bloße Gegenwart eine solche Scene unmöglich gemacht haben würde, zuckte nur ungeduldig die Achseln und verließ das Zimmer, das er vor kaum zehn Minuten erst betreten hatte.

„Verdammte Narren! Verfluchtes Narrenhaus!“ murmelte er, „ich wollte nur, ich wäre zwanzig Meilen von hier.“

Der Freiherr war eben im Begriff, den Männern ihre Plätze anzuweisen — in tiefen Fensternischen und

vorspringenden Erkern, von wo aus sie Alles sehen konnten, was vor dem Schlosse passirte, und doch dabei möglichst gedeckt standen. Jeder Mann war mit einer Büchse und reichlich mit Kugeln und Pulver versehen. In den Zimmern, deren Thüren sämmtlich geöffnet waren, brannten Lichter. Dem Lärmen und der Unruhe von vorhin war jetzt Stille und Ordnung gefolgt. Wer noch zu gehen hatte, ging gemessenen Schrittes. Der Freiherr und der Förster theilten ihre Befehle mit halblauter Stimme aus. Es war ersichtlich, daß man auf das Aeußerste vorbereitet und zum Aeußersten entschlossen war. Dem Dr. Urban wurde es immer schwüler, immer unerträglicher in dieser Umgebung.

Er zog sich wieder aus den Zimmern zurück und irrte rathlos auf den weiten Vorräumen umher. Da fiel ihm ein, daß am Ende des Corridors, in welchem er sich eben befand, eine schmale Thür angebracht war, durch die man direct in den Park gelangte, und die er bei seinem Kommen und Gehen öfters benützt hatte, um den langen Umweg bis zur Hauptthür zu sparen. Das Pförtchen war stets unverschlossen gewesen. Vielleicht konnte er durch dasselbe in's Freie gelangen. Warum sollte er sich hier bei lebendigem Leibe verbrennen, oder von den brutalen Bauern todtschlagen lassen? Ein zweistündiger Marsch brachte ihn in die Stadt; vielleicht begegnete er schon unterwegs den Truppen, welche der Landrath zu senden versprochen hatte.

In dem schmalen Corridor brannte nur ein Lämpchen, dessen schwaches Licht nicht im Stande war, die Finsterniß zu durchdringen. Dr. Urban fühlte sich deßhalb vorsichtig und auf den Zehen gehend an der Wand weiter und fuhr erschrocken zusammen, als er plötzlich eine mensch-

liche Gestalt berührte, welche sich, wie es schien, in die Nische einer verschlossenen Thür gedrückt hatte. Er stieß einen leisen Schrei aus.

„Sind Sie es, Herr Doctor?“ fragte eine unsichere Stimme.

„Wie kommen Sie hieher, Henri?“ fragte der Doctor.

„Ich, ich — wollte sehen, ob hier Alles in Ordnung sei,“ erwiderte Henri zögernd.

Beide schwiegen. Das Lämpchen flackerte unruhig, als wollte es erlöschen. Zu ihren Häuptern schallte der dumpfe Schritt einer der auf und ab patrouillirenden Wachen. Noch dumpfer kam ein Ton zu ihnen, der sich bald hob, bald wieder senkte, bald näherzukommen, bald wieder wegzuziehen schien, und der wohl nichts Anderes sein konnte, als das Geschrei der heranrückenden Feinde. Und war das nicht ein Schuß, der in einiger Entfernung abgefeuert worden war?

„Ist das Pförtchen verschlossen, Henri?“ fragte Dr. Urban.

„Sie haben es mit Brettern und einer Kiste verstellt; ich war, ich wollte —“

„Ich will Ihnen helfen, Henri,“ sagte Dr. Urban. „Es ist ja unverantwortlich, welcher Gefahr Ihr Herr Vater durch seine Hartnäckigkeit sich und uns Alle aussetzt. Man thut ihm ja einen Gefallen, wenn man in's Freie zu kommen und von draußen Hilfe herbeizuschaffen sucht.“

„Das meine ich auch,“ murmelte Henri.

Das dumpfe Geschrei kam immer näher, und wieder erschallte, diesmal sehr deutlich vernehmbar, ein Flintenschuß.

„Wir haben keinen Augenblick zu verlieren,“ rief der Pastor und stürzte nach der Pforte. Henri folgte.

Es war nicht leicht, die schwere Kiste, die man von Innen vor das Pförtchen gewälzt hatte, auf die Seite zu schieben. Dennoch gelang es den vereinigten Kräften der Beiden. Auch der verrostete Riegel ließ sich endlich aufziehen. Sie standen draußen; wenige Schritte vor ihnen war ein dichtes Bosquet. Von dort durch den Park in's Thal zu gelangen, war umsoweniger schwierig, als der frischgefallene Schnee bei sonst dunklem, sternenlosen Himmel hell genug leuchtete.

Der Pastor drängte sich eilig hinaus. Henri zögerte einen Augenblick.

„Wir werden die Pforte nicht wieder zuschließen können," sagte er.

„Warum auch?" erwiderte der Pastor, „kommen Sie, oder es ist zu spät."

Auch vorn im Schlosse hatte man das Geschrei der den Schloßberg heraufziehenden Bauern und die beiden Flintenschüsse, welche ein paar Trunkene, um sich Muth zu machen, gegen Tusky's ausdrücklichen Befehl abgefeuert hatten, vernommen. Die Entscheidung war da, und sie kam den muthigen Männern wie eine Erlösung nach den bänglichen Stunden stiller, fieberhafter Erwartung. Der Freiherr und der Förster standen an den hohen Fenstern des Flurs im oberen Stockwerk. Dort hatten sie den freiesten Blick über Alles, was sich vor der Hauptfronte ereignen würde; und dorthin sollte auch jede Meldung gebracht werden, sobald sich auf der einen oder andern Seite etwas Verdächtiges gezeigt hätte. Daß der Angriff, wenn er überhaupt stattfände, sich auf die Fronte richten müsse, wo die große Thür des Portals und eine breite Terrasse den Zugang wesentlich erleichterten, daran hatte der Freiherr keinen Augenblick gezweifelt.

In der That dauerte es denn auch nicht lange, als aus den Büschen, welche den Rasenplatz vor dem Schlosse umgaben, mehrere Schüsse abgefeuert wurden. Man hörte hie und da die Fensterscheiben herunterklirren; auch dem Freiherrn und dem Förster flogen die Scherben um die Köpfe. Der Freiherr lachte.

„Nun, aber das ist doch zu arg!“ rief er; „halten uns denn die Kerle für Hasen, daß sie mit Schroten auf uns schießen. Denn das hier kann doch nicht Alles eine Kugel angerichtet haben.“

„Wir müssen es abwarten,“ meinte der Förster.

Neue Schüsse fielen und brachten dieselbe Wirkung hervor.

„Ich werde eine lange Glaserrechnung zu bezahlen haben,“ spottete der Freiherr. „Was meinst du, Fritz?“

„Daß die Bursche klüger sind, als ich geglaubt habe,“ antwortete Fritz Gutmann.

Er trat noch näher an das Fenster, ließ seine scharfen Augen über den freien Platz und über die Büsche, aus denen die Schüsse fielen, schweifen, trat dann wieder zurück und lauschte gespannt in die Corridore, die auf den Flur mündeten.

Plötzlich ertönte ein eiliger Schritt. Es war Walter. Er kam zu melden, daß er vom Fenster des Thurmes aus deutlich gesehen habe, wie zwei dunkle Gestalten vom Schloß aus nach dem Tannen-Bosquet geschlichen seien. Jetzt schleiche es wieder vom Tannen-Bosquet heran, zu Zweien und Dreien, die dann in dem Schatten der Mauer verschwänden.

„Sie können uns da nicht viel schaden,“ sagte der Freiherr, „sämmtliche Fenster sind vergittert, und die kleine, sehr starke Thür habe ich selbst verriegelt und ver-

rammelt. Indessen verdächtig ist die Sache immer; ich will einmal nachsehen."

„Ich begleite Sie, gnädiger Herr," sagte Walter, sich an den Freiherrn anschließend.

„Wo ist denn Henri?" fragte der Freiherr.

„Ich habe ihn, seitdem wir angekommen sind, nicht gesehen."

„Und der Doctor?"

„Er hat uns vor einer Viertelstunde etwa im Thurmzimmer verlassen. Aber was ist das?"

„Was meinst du?"

Sie waren an den Eingang des langen und schmalen Corridors gelangt, an dessen Ende sich die Thür befand, durch welche Henri und Dr. Urban entwichen waren. Ein scharfer Zugwind fuhr den Gang herauf. Das Lämpchen, das in dem Corridor gebrannt hatte, war erloschen; man konnte nichts erkennen, aber Walter, dessen Ohr sehr scharf war, hörte deutlich, daß sich etwas in dem Gang bewegte.

„Wer da?" rief Walter.

Ehe Walter seinen Ruf wiederholen konnte, sprangen ein paar Gestalten aus dem Dunkel heraus und auf sie zu. Es war, als ob der dunkle Gang plötzlich von häßlichem Leben wimmelte. Wildes Geschrei erschallte; den ersten Gestalten drängten sich andere nach, wüste, mit Knütteln bewaffnete Gesellen.

Glücklicherweise hatte sowohl der Förster als auch die anderen in den unteren Räumen vertheilten Leute den Lärm gehört. Sie kamen herbeigelaufen in dem Augenblick, als der Freiherr und Walter sich kaum noch der Angreifer erwehren konnten. Der Förster sprang sofort dazwischen; ihm folgten die Anderen — Alle entschlossene

Männer, den Angreifern an Kraft und Muth, wenn auch nicht an Zahl überlegen. Man verfolgte die Fliehenden, die Hals über Kopf den Gang, durch welchen sie eingedrungen waren, zurückliefen. Einige indessen wurden in der Verwirrung von den Uebrigen abgeschnitten und gefangen genommen, während der Freiherr, nachdem schnell Licht herbeigeschafft war, die Pforte selbst wieder befestigte. Zu seinem Erstaunen bemerkte er dabei, daß der Riegel unversehrt war. Die Sache war unbegreiflich.

Der Freiherr und der Förster hielten jetzt einen Kriegsrath, an welchem auch Walter Theil nehmen durfte. Man mußte sich sagen, daß die Bauern mehr Muth und Verschlagenheit bewiesen, als man ihnen zugetraut hatte, und daß, wenn auch dieser Angriff wie durch ein halbes Wunder glücklich zurückgeschlagen sei, die lange Nacht noch viele Schrecken bringen könne. Man beschloß, da es an Blei und Pulver nicht fehlte, nach allen vier Seiten hin von Zeit zu Zeit in die Büsche zu feuern. Außerdem wollte man sich jetzt durchaus auf die Vertheidigung des oberen Stockwerkes beschränken. Walter sollte nach dem Thurm zurückkehren und den Damen mittheilen, was geschehen und beschlossen sei.

Es war hohe Zeit, daß Walter kam, denn man hatte in dem Thurmzimmer das Schreien und Schießen nur zu deutlich gehört, und die Ungewißheit hatte die Angst noch gesteigert. Silvia und Amélie saßen stumm und bleich und sich fest an den Händen haltend in einer Ecke; Frau Urban und Tante Malchen umarmten sich weinend, und Fräulein Charlotte und Miß Jones gingen von der einen Gruppe zur andern, Muth und Trost einsprechend, augenscheinlich aber dessen, was sie mittheilen wollten, selbst gar sehr bedürftig. Walter's Anblick vermehrte im ersten

Augenblick noch den Schrecken. Er hatte in der Eile die Spuren des Kampfes, von dem er eben herkam, nicht verwischen können. Seine Kleider waren in Unordnung, sein Gesicht glühte, aber Muth und Entschlossenheit leuchteten aus seinen Augen und er rief noch auf der Schwelle: „Es ist nichts, gar nichts! Wir haben nur ein paar ungezogene Bursche zum Hause hinausgeworfen. Der gnädige Herr und der Vater sind wohlerhalten. Der gnädige Herr läßt Fräulein Amélie sagen, sie solle sich nur gar nicht ängstigen; es sei gar keine Gefahr mehr vorhanden."

Walter hatte diesen Auftrag nun allerdings nicht erhalten; aber in einem solchen Augenblicke schien dem ehrlichen Jungen eine Nothlüge erlaubt. Amélie dankte unter Thränen lächelnd und küßte dann Silvia. Walter stand vor ihnen und sah sehr glücklich aus. Plötzlich bemerkte Amélie, daß Waltern von der Schläfe herab das Blut über die Wangen lief. Es war von einem Hiebe, den er über den Kopf erhalten, und den er in dem Drange des Augenblicks kaum beachtet hatte. Amélie stieß einen leisen Schrei aus; „er blutet, er blutet!" rief sie; „Tante, Miß Jones — seht doch, wie er blutet!" Walter machte eine abwehrende Handbewegung; aber er fühlte plötzlich heftige Schmerzen über der linken Schläfe, in seinen Ohren begann es erst leise, dann lauter und lauter zu sausen; es war, als ob die Lichter trüber brannten, während die ihn umgebenden Damen sich von ihm zu entfernen schienen. Er hörte nur noch irgend eine Stimme — vielleicht Frau Doctor Urban — sagen: er wird ohnmächtig! und dann eine andere rufen: er stirbt! — und dann hörte und sah er nichts mehr.

Während die Frauen sich um den Ohnmächtigen be-

mühten, sahen der Freiherr und der Förster von den hohen Flurfenstern aus dem Fortschreiten eines Brandes zu, der seit ungefähr zehn Minuten in nächster Nähe aufgeflammt war. Es war der Hof, der halbwegs zwischen Schloß und Dorf auf einem Vorsprung des Berges lag. Man konnte vor den zwischenliegenden Felsen und Bäumen das Feuer selbst nicht sehen, nur die roth- und gelbglühenden Wolken, die, von einem scharfen Winde getrieben, sich über den dunklen Park wälzten und brennende Funken in die Wipfel der Bäume regnen ließen.

„Gut, daß wir die Pferde herausgezogen haben,“ sagte der Freiherr.

Sonst sprach er weiter kein Wort, während er mit verschränkten Armen, an einen Pfeiler gelehnt, dastand und hinausstarrte. Auch Fritz Gutmann, der bei ihm war, verhielt sich schweigend, bis endlich der Freiherr tief seufzend mit der Hand über das Gesicht fuhr, und sich, als wollte er etwas sagen, lebhaft zu dem Freunde wendete. Aber der Ton stockte in der Kehle und schmerzlich zuckte es um seine Lippen.

„Lieber Herr, guter Herr!“ sagte der Förster, indem er die herabhängende Hand ergriff.

„Verzeih mir, Fritz!“ sagte der Freiherr.

Der Förster wußte, was er dem Herrn verzeihen sollte, und er wußte auch, weßhalb jener gerade jetzt Alles wieder gutzumachen wünschte — jetzt, wo er mit seinen eigenen Augen sah, daß all seine Milde, seine Freigebigkeit — daß Alles, was er — vielleicht manchmal zwecklos, ja zweckwidrig, aber immer in der besten Absicht und nach bestem Wissen und Gewissen — für diese Menschen, an diesen Menschen in langen Jahren gethan hatte, auf die harten Herzen gefallen war, wie goldener Samen auf

die steinige Straße, von der es die Vögel wegpicken und die Winde verwehen — und daß er unter Allen, die zu ihm Herr gesagt, nur Einen hatte, auf den er sich verlassen konnte in Noth und Tod.

Der Förster drückte die Hand, die er noch immer in der seinen hielt, und dann mußte er unwillkürlich lächeln. Es fiel ihm eine Scene ein, an die er vielleicht vierzig Jahre nicht gedacht — eine Scene im Walde, wo sich die Knaben erzürnt hatten, der Freiherr weidlich auf den unnützen, groben Försterjungen losschalt, um ihm plötzlich, als der kein Wort erwiderte, sondern ihm nur die Thränen reichlich über die braunen Wangen rannen, um den Hals zu fallen und zu rufen: „Verzeih mir, Fritz!“

Er war noch immer wie damals.

„Ich begreife nicht, wo der Henri stecken kann,“ fing der Freiherr wieder an. „Er ist nicht bei den Frauen; ich habe ihn, seitdem er angekommen ist, nicht wieder gesehen!“

Der Kammerdiener Christian, der eben vorbeiging und die letzten Worte des Herrn gehört hatte, blieb stehen und sagte:

„Vor einer Stunde etwa bin ich dem Junker in dem Gange nach den Leutestuben begegnet, als ich des Gärtners Flinte holte. Ich fragte den Junker, was es da für ihn gäbe, aber ich habe nicht verstanden, was er geantwortet hat, und ich hatte keine Zeit, noch einmal zu fragen.“

Der alte mürrische, aber durchaus verläßliche Mann ging seines Weges, der Freiherr war sehr blaß geworden und blickte scheu und prüfend dem Förster ins Gesicht.

„Du hältst es wirklich für möglich?“ rief er schmerzlich.

„Ich kann nicht Ja und ich kann auch nicht Nein sagen," erwiderte der Förster; „seltsam ist es immer; denn die Pforte war verschlossen, das sagen Sie ja selbst, und man hat sie nicht zu sprengen gebraucht, um hereinzukommen. Es muß sie Jemand von Innen aufgeriegelt haben."

„Aber weßhalb? Um Alles in der Welt, weßhalb?" rief der Freiherr.

„Auch der Pastor ist fort," sagte der Förster ausweichend.

Der Freiherr ging heftig auf und ab. „Ist es möglich?" wiederholte er immerfort, „ist es möglich? Mein Sohn? Mein Fleisch und Blut? Ein Tuchheim? Davonlaufen, ausreißen, während sein Vater, seine Schwester — ist es möglich? Und der Junge wollte Soldat werden? Dieses Hasenherz? Dieser Verräther . . ."

Er lachte bitter. Dann stampfte er plötzlich mit dem Fuße und murmelte: „Ich habe keinen Sohn mehr. Ein solcher Mensch ist mein Sohn nicht; ich kann nicht Vater eines Feiglings sein . . ."

„Auch ich habe heute einen Sohn verloren," sagte der Förster mild.

„Wie das?" fragte der Freiherr zerstreut.

„Leo ist bei denen draußen," erwiderte der Förster mit dumpfer Stimme.

„So brauchst du ihn wenigstens nicht zu verachten!" rief der Freiherr; „und überdies, Leo ist nicht dein Sohn. — Aber, was wollen wir denn" — unterbrach er sich. „Dieses Alles sind ja doch nur Möglichkeiten. Der Bursche kann sich irgendwo postirt haben — in guter Absicht — und wird uns hernach erzählen, wie er ausgelegen und seine Klinge geführt hat."

Er versuchte zu lächeln, während er das sagte, aber sein Auge blieb so düster als vorher.

Da ließ sich plötzlich von der Seite des Brandes her lebhaftes Schießen und Hurrahgeschrei vernehmen; dazwischen Geheul und Geschrei, dann wieder Flintengeknatter und Hurrahs.

Der Freiherr und der Förster blickten sich erschrocken an.

Jetzt hörte man auch ganz in der Nähe Trommelschlag, und alsbald sah man einzelne dunkle Gestalten quer über den schneebedeckten Rasenplatz nach der Richtung des Dorfes laufen. Hinter ihnen her kamen Soldaten, ebenfalls laufend — sich einander anrufend, schießend — eine Scene grausiger Verwirrung, die einem Zuschauer wohl das Herz konnte erstarren machen.

„Wozu die unnütze Grausamkeit!" rief der Freiherr heftig; „und wer hat überhaupt das Recht, hier auf meinem Grund und Boden in dieser Weise Justiz zu üben?"

Er eilte in Begleitung des Försters auf den unteren Hausflur hinab, wo sich bereits fast alle Vertheidiger des Schlosses zusammengefunden hatten, und befahl, die große Portalthür zu öffnen. Dies war kaum geschehen, als die beiden Brüder v. Hey, der Landrath und der Hauptmann, in Begleitung von ein paar Dutzend Soldaten draußen erschienen. Der Landrath lief, sobald er den Freiherrn erblickte, mit ausgestreckten Händen auf ihn zu und rief: „Sehen Sie, Verehrtester, wie Recht wir hatten! Nun, Gott sei Dank, die Sache ist hoffentlich vorbei. Danken Sie es der Geistesgegenwart des Doctors und Ihres Henri, daß wir jetzt schon hier sind!"

Der Freiherr hatte die dargebotene Hand nicht berührt und sich gegen den Hauptmann — eine kleine, unter-

setzte Gestalt mit einem brutalen Gesicht — sehr förmlich verbeugt.

„Die Herren kommen allerdings etwas unerwartet,“ sagte er, „und ich kann nicht umhin zu bedauern, daß Sie sich — ich glaube unnöthigerweise — so viel Mühe gegeben haben.“

Der Landrath entfärbte sich.

„Sehr gütig,“ sagte er, „aber das kann uns nicht abhalten, unsere Pflicht zu thun. Hier ist offenbarer Aufruhr, den mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken mein Amt mir befiehlt. Ich habe die Ehre —“

Der Hauptmann, dem der Sinn dieser Scene vollkommen entging, blickte mit seinen vorspringenden Augen von Einem zu dem Andern und sagte ungeduldig:

„Aber, meine Herren, wir haben keine Minute zu verlieren, wenn wir die Hunde nicht alle laufen lassen wollen!“

Der Freiherr zuckte zusammen, aber er bezwang sich wieder und sagte:

„Ich wünsche die Herren zu begleiten; ich glaube, daß meine Gegenwart Ihnen doch von Nutzen sein wird.“

Als der Freiherr aus dem Hause trat, sah er Henri und den Pastor, die eben hinein wollten. Er warf einen strengen Blick auf den Doctor, während er seinen Sohn gar nicht zu sehen schien.

„Wenn Sie ein andermal mein Haus bei einer ähnlichen Gelegenheit verlassen, so vergessen Sie doch nicht, die Thür, durch welche Sie sich davongeschlichen haben, wieder hinter sich abzuschließen.“

Doctor Urban wollte eine Entschuldigung vorbringen, aber der Freiherr machte eine ungeduldig abwehrende Handbewegung.

„Ich übergebe dir das Haus, bis ich wiederkomme," sagte er zu Fritz Guttmann, und folgte den beiden anderen Herren, die schon eine Strecke voraus waren.

Aus der Ferne hörte man Rufen und Schreien. Dann und wann fiel ein Schuß. Die fürchterliche Jagd auf die armen bethörten Dörfler war noch nicht zu Ende, und noch immer wälzte der sausende Nachtwind die Feuerwolken des brennenden Hofes über die schneebelasteten Bäume des herrschaftlichen Parkes.

Fünftes Capitel.

Tusky saß, den Kopf in die Hand gestützt, an dem Tisch in der Nähe des Ofens, und schaute unverwandt in die Gluth; die Weinbäuerin und ihre Schwester gingen, emsig schaffend, hin und her, so daß ihre Schatten bald unförmlich bis an die Decke ragten, bald sich scharf von der weißen Wand abhoben. Die alte Schwarzwälderuhr rief ihr monotones Tick-tack; draußen um die Hütte heulte der Wind.

Leo sah und hörte das Alles, lange bevor es ihm gelang, sich zu erinnern, wie er in diese Umgebung gekommen war. Endlich richtete er sich auf dem Ellbogen in die Höhe. Tusky, der das Geräusch vernommen hatte, erhob sich von seinem Sitz und trat an das Bett.

„Wie geht es dir, Leo?“ fragte er.

Die Frage brachte den Jüngling ganz wieder zu sich.

„Was ist geschehen? Wie kommst du hieher?“ rief er, und er stand im nächsten Augenblicke vor dem Bette. Er fühlte noch eine große Steife in den Gliedern, aber er achtete nicht darauf. Seine Blicke hingen an Tusky's düsterem Gesicht. Er faßte eifrig des Freundes Hand.

„Ich bin unschuldig, Tusky! Ich habe mich geeilt, so viel ich konnte, der Abend brach so schnell herein und ich konnte nicht weiter. Was ist geschehen?“

„Ich will dir Alles erzählen," erwiderte Tusky, „aber nicht jetzt; ich habe keinen Augenblick zu verlieren; ich muß fort."

„Ich gehe mit dir."

„Unmöglich!"

„Ich gehe mit dir," wiederholte Leo noch heftiger; „wohin es auch sei, ich gehe mit dir. Für mich gibt es hier keine Heimat mehr."

Tusky schien zu überlegen.

„Es ist unmöglich," sagte er, „du hast die Kraft nicht. Sie werden mir bald genug auf der Spur sein. Es ist eine Jagd um Tod und Leben, und du kannst dich kaum auf den Beinen halten."

„Ich kann Alles, was ich muß!" sagte Leo entschlossen, „und ich fühle mich vollkommen gestärkt."

Tusky legte ihm beide Hände auf die Schultern und sagte durch die Zähne:

„Ich gönne dich ihnen auch nicht."

Dann wendete er sich lächelnd zu der Weinbäuerin.

„Er will mit," sagte er, „ich dachte es mir wol, schaff' schnell noch was zu essen und zu trinken. Und du, Käthe, geh' vor die Thür und hab' scharfe Wacht!"

Käthe hatte rothgeweinte Augen und sie wäre offenbar lieber in der Stube geblieben, aber sie ging ohne weiteres hinaus.

„Das wird schlimm für die Käthe werden," sagte die Weinbäuerin, während sie Brot, Butter und Kirschbranntwein auf den Tisch stellte.

Tusky antwortete nicht; er nöthigte Leo, sich für die lange Wanderung durch die Winternacht, die ihnen bevorstand, zu stärken, während er selbst noch andere Eßvorräthe und Wäsche in einen schäbigen Ranzen packte, den

die Bäuerin aus einem Winkel der Hütte hervorgekramt hatte.

„Ich bin fertig,“ sagte Leo.

In diesem Augenblicke riß Käthe die Thür auf und rief athemlos: „Sie kommen! Ich habe sie deutlich gesehen, als der Mond auf die Gewehre schien.“

Sie fiel Tusky schluchzend um den Hals. Dieser drückte die Weinende von sich und sagte mit rauher Stimme:

„Laß das jetzt, Käthe! Sei vernünftig! Adieu. Du, nimm dich der Käthe an! Suche die Soldaten aufzuhalten, und sieh', daß du sie auf eine falsche Fährte bringst. Du weißt, Adieu!“

Er riß sich von Käthe los, und eilte mit Leo aus der Hütte.

Sie hatten keinen Augenblick zu verlieren, denn die Soldaten, welche von einem Bauer, der Tusky's Zufluchtsstätte kannte und verrathen hatte, geführt wurden, waren schon ganz nahe an der Hütte gewesen, bevor Käthe sie gewahr wurde.

Glücklicherweise kam das vielfach zerklüftete Terrain, das den Soldaten das unbemerkte Herannahen möglich gemacht hatte, auch den Flüchtigen zugute. Kaum aus der Hütte getreten, nahm sie ein Hohlweg auf, der ihre Bewegungen vollständig verbarg und sie nach kurzem, beschwerlichen Steigen bis an den Wald führte.

Bis dahin hatten die Freunde kaum ein Wort gesprochen, ja sich kaum nach dem Thale umgeblickt, aus welchem noch immer zwei Feuerscheine heraufleuchteten. Nur ein paarmal hatte Tusky mit kurzen Worten nach seines Gefährten Befinden gefragt und immer ein „Gut, ganz gut!“ zur Antwort bekommen. Jetzt mäßigte er seinen Schritt und sagte: „Wir brauchen uns nicht mehr so ab-

zumühen, Leo. Sie sind uns nicht gefolgt, und selbst wenn sie nach Tannenstädt gingen, so ist dies doch der beiweitem kürzeste Weg, und sie können uns nicht mehr überholen. Hinter Tannenstädt aber, im Gebirge, dürfen wir nun gar ihrer Verfolgung spotten."

Während sie in den Forst hineinschritten, über dessen schneebedeckte Bäume der jetzt aufgegangene Mond seltsame Lichter schweifen ließ, frug Leo nach den Ereignissen des Abends; aber Tusky gab nur spärliche Auskunft.

„Ich will es dir ein andermal erzählen, Leo," sagte er; „heute ist mein Herz bis an den Rand von Scham und Wuth und Zorn angefüllt. Ich gönne ihnen den Sieg nicht, wahrhaftig nicht; und doch muß ich sagen, daß wir ihn nicht verdient hätten. O, des Elends, des Elends! wenn das Messer, mit dem wir uns aus unserm Gefängniß herausarbeiten wollen, uns in der Hand zerbricht! Klirrend fällt es auf den Estrich, und wir sind ärmer, viel ärmer und hoffnungsloser als zuvor.

„Vielleicht war es ein Irrthum," fuhr er nach einer kleinen Weile fort, „ein Thoren- und Narrenstreich; es kommt mir jetzt schon beinahe so vor; aber es mußte einmal geschehen, und ich bin gerade heute dreißig Jahre! Ein Menschenalter nennen sie es. Ein Menschenalter! Und in der langen, langen Zeit nichts gethan für die Menschheit; nichts, als gehofft und gewünscht, und abermals gehofft und gewünscht; und, wenn es hoch kam, die Hände in der Tasche geballt! Mir preßte es das Herz ab, ich wäre erstickt; Blut mußte ich sehen, und wäre es mein eigenes gewesen. Ich habe mich nicht geschont; aber in die Hände dieser Henker zu fallen, mein Leben hinter Kerkermauern und Eisengittern hinzuknirschen — vor dieser Aussicht bin ich geflohen und fliehe ich jetzt."

„Wohin gehen wir?“ fragte Leo.

„In die weite Welt,“ erwiderte Tusky, „unsre Heimat. Treffen wir doch überall, auf allen Landstraßen, in den schmutzigen Winkeln jeder Stadt unsere lieben Vettern und Freunde, die Armen und die Elenden. Wohin? Was kümmert uns das? Und doch vorläufig nach Tannenstädt; ich habe dort von Jemandem Abschied zu nehmen.“

Er hatte die letzten Worte in einem sehr bewegten Tone gesagt; ja, es war Leo, als ob der eiserne Mann mit Thränen kämpfte. Er fragte nicht, wem dieser Abschied gelte; er wußte es durch Eve.

So schritten sie immer hügelauf durch den Wald. Leo fühlte keine Müdigkeit, keine Schwäche, wie sie ihm heute Abend die Wanderung zur Höllenpein gemacht hatten. Schlaf, Speise und Trank hatten seine jungen Kräfte wiederhergestellt, und das Abenteuerliche dieser nächtlichen Flucht übte den vollen Zauber auf seine lebhafte Phantasie. Der Weg, den sie gingen, war verhältnißmäßig wenig mit Schnee bedeckt; nur an einzelnen Stellen lag er unbequem tief. Sie konnten im Ganzen mühelos rüstig ausschreiten. Der beinahe volle Mond stand hoch am Himmel; der funkelnde Aldebaran, der Stern der Zigeuner, ganz in der Nähe; dann wieder in weiter Entfernung aus den dunkleren Regionen andere schimmernde Lichter. Die Eiszapfen, die von den Zweigen hingen, glitzerten in dem magischen Schein, und die schneebedeckten Aeste streckten und dehnten sich in gespenstische Formen. Der Wind hatte nachgelassen, es war sehr still, so still, daß der heisere Schrei eines nächtlichen Raubvogels tief aus dem Forste wie eine ärgerliche Menschenstimme klang, und kein Stöhnen, kein Knarren der in der Kälte schaudernden Bäume dem aufmerksamen Ohre entging. Manchmal

war es, als ob es neben dem Wege her durch die Büsche schleiche, als ob es an der Ecke hinter den Eichenstämmen auf der Lauer stehe — und Leo's Blick richtete sich ängstlich auf den schweigsamen Gefährten. Tusky aber schüttelte nur das Haupt, wenn Leo seine Aufmerksamkeit auf dieses Geräusch, auf jenen Schatten lenkte. „Wir haben einen zu großen Vorsprung,“ sagte er.

Immer weiter hügelauf, durch dichten Wald, über öde Halden, vorbei an tiefen Schluchten, die sich im Laufe der Jahrtausende die Bergwasser gegraben hatten, auf beschwerlichen Forstwegen bald, und bald auf glatter Chaussee, dann wieder ohne Weg und Steg durch den dichten Forst, ohne daß der merkwürdige Mann auch nur ein einzigesmal über die einzuschlagende Richtung gezögert oder geschwankt hätte.

So in die weite Welt hinein! An der Seite des Mannes, den er von allen Menschen, die er kannte, am meisten schätzte und liebte, dessen Kraft, Klugheit, Muth er unbedingt vertraute — wie anders war das, als vorhin, wo er im einsamen Revier sich den Tod gewünscht hatte, weil er sich von Allen verlassen wähnte!

In die weite Welt!

Aber zuerst hinab in das enge Tannenstädt, das plötzlich, ehe Leo es sich versehen, zu ihren Füßen lag.

Bald war das Dorf und war das Haus erreicht, in welchem Leo im vergangenen Herbst einmal einen Besuch abgestattet hatte. Tusky bat Leo, draußen ein wenig zu warten; dann trat er in das Haus, in welchem Alles dunkel und still war. Leo faltete unwillkürlich die Hände; er wußte, daß in diesem Augenblicke ein Sohn von seiner todten Mutter Abschied nahm. Für ein paar Minuten hatte Licht durch die Ritzen des geschlossenen Fensterladens

geschimmert, dann erlosch das Licht und Tusky trat wieder aus der Hütte. Der Mond schien ihm gerade in's Gesicht, als er aus der Thür kam. Sein Gesicht erschien todtenbleich in dem bleichen Licht, und Leo war, als wenn die sonst so kalten grauen Augen von Thränen schimmerten.

Sie gingen die stille Dorfstraße hinab. Vor einem der Häuschen blieb Tusky abermals stehen und klopfte dreimal in eigenthümlicher Weise an den Fensterladen. Der that sich alsbald von Innen auf und ein rußiges Gesicht, über dem eine schmutzige Zipfelmütze nickte, schaute heraus.

Tusky und der Mann flüsterten eine zeitlang mit einander; auch hörte Leo, der in der Entfernung stehen geblieben war, Geld klingen, das, wie es schien, von Tusky in die harte Hand des Nagelschmieds gezählt wurde.

Der Kopf mit der Mütze verschwand; Tusky drückte den Laden an und wendete sich zu Leo.

„Kannst du noch weiter, ohne dich auszuruhen?“ fragte er; „wo nicht, so sag' es; wir können, wenn es sein muß, hier eine Stunde rasten.“

„Ich fühle mich vollkommen frisch,“ erwiderte Leo.

„Dann komm',“ sagte Tusky.

Und wieder stiegen sie bergauf; jetzt aber steiler, mühsamer. Bald lagen die Hügel, über die sie bis dahin gegangen waren, wie die niedrigen Stufen einer Treppe unter ihnen.

Auf einem einsamen Felsen, der trotzig aus der Berglehne hervorsprang, machten sie für einen Augenblick Halt. Der Wind, der das Herannahen des Morgens verkündete, wehte aus der Niederung herauf und kühlte die heißen Wangen der Wanderer. Der Mond hing wie eine ungeheure Feuerkugel über dem Horizont, und zahlreicher als

während der Nacht leuchteten und blitzten die Sterne. Nach Norden aber, in dem Thal, dämmerte von der Erde auf ein matter Schein, der von einem erlöschenden Brande herrühren mochte.

Tusky's Blicke hingen an dieser Stelle.

„Es erlischt, wie meine Hoffnung," murmelte er. „Es sollte eine Flamme werden, darein ich alle Vorurtheile werfen wollte, durch welche sich die Menschen gängeln lassen, alle Vorrechte, alle Unbill und allen Wahn. Es sollte ein großes Freudenfeuer werden für die Armen, für die Unterdrückten, ob sich auch die Reichen und Ueppigen daran ärgern möchten. Es ist nicht geworden, was es sollte; ist ein elend Feuer geblieben, das einige Ställe und Scheunen verzehrt und sonst die Welt gelassen hat, wie sie war."

Er lachte bitter; dann aber kochte der Zorn mächtig in ihm auf, und die geballte Faust ausstreckend, rief er mit lauter Stimme: „Ihr habt mich ausgestoßen für immer! So lange ich lebe, wird mein Fuß eines Flüchtlings, eines Vertriebenen Fuß sein; nimmer und nimmer werde ich mir eine Hütte bauen! Das Mädchen, das mich liebt, habe ich zum letztenmale in den Armen gehalten; der Mutter, die mich gebar, habe ich die Augen zugedrückt; euer Fluch liegt auf mir, und so seid auch ihr von mir verflucht! Verflucht seid ihr, ihr Reichen, die ihr die Armen und die Kranken mehr verabscheut, als Kröten und Molche; verflucht seid ihr, ihr Mächtigen, die ihr in der Wollust der Herrschaft schwelgt; verflucht zuletzt ihr Schmeichler des Reichthums, ihr Diener und Schergen der Gewalt! Fluch gegen Fluch, und Kampf gegen Kampf! Eure Hand ist erhoben wider mich, und so ist meine Hand wider euch. Griff um Griff und Schlag um Schlag! Ihr oder ich!"

Er ließ den erhobenen Arm sinken, daß er schwer gegen die starke Hüfte fiel, und wendete sich von der Stelle weg gegen den Wald, eiligen Schrittes, wie Jemand, der von einem Orte des Schreckens flieht. Mit klopfendem Herzen folgte Leo.

Sechstes Capitel.

In Tuchheim war nach der gewaltsamen und schnellen Unterdrückung des von Tusky erregten Aufstandes die Ruhe wiedergekehrt.

Ja es war still, ausnehmend still auf den Gassen des großen Dorfes. Die Leute hielten sich in den Häusern; der Nachbar wagte kaum mit dem Nachbar über den Zaun hinüber zu sprechen. Eine halbe Compagnie Soldaten lag noch im Dorf (die andere Hälfte war in der Umgegend zerstreut), und es war schon ein paarmal vorgekommen, daß ein vorlauter Bursch auf ein unbedachtes Wort, das er im Wirthshause hatte fallen lassen, verhaftet und nach dem Kreisgefängnisse zu den Uebrigen gebracht war. Zwanzig waren jetzt, Alles in Allem, eingezogen; in zwanzig Hütten fehlten ein Paar starke Arme, die einzigen Arme vielleicht, welche das Brot für die Familie herbeischafften. Und dabei gingen über das Schicksal, das den Gefangenen bevorstehe, die trübsten Gerüchte. Langwierige Zuchthausstrafe war das Mindeste, was sie erwartete. Vielleicht fiel sogar ein oder das andere Todesurtheil. Dergleichen Schreckensnachrichten theilte Einer dem Andern flüsternd mit. Den ganzen Tag lang knarrten die Wagen, welche den Schutt des eingeäscherten Pfarrhauses über die

hartgefrorene Straße fuhren. Sonst war es still, ausnehmend still im Dorfe.

Und still, sehr still, war es auch oben auf dem Schlosse. Der Freiherr ließ sich selten in dem Familienkreise sehen, und wenn er an der Mittags- oder Abendtafel erschien, war wenig von der sonnigen Heiterkeit an ihm zu bemerken, die sonst seine Mienen und sein Gespräch belebte. „Ich habe eine Menge verdrießlicher Geschäfte," sagte er wol entschuldigend, wenn er bemerkte, daß sein düsteres Wesen den Anderen auffiel; „ich bitte, sich nicht an mich zu kehren. So etwas kommt und geht vorüber."

Mit den verdrießlichen Geschäften hatte es freilich seine Richtigkeit. Die Voruntersuchung der Gefangenen hatte in der Kreisstadt ihren Anfang genommen; der Freiherr selbst mußte seine Aussagen zu Protocoll geben; er hatte es mit dem sichtbarsten Widerstreben gethan. Es schien fast, als ob nicht er der Geschädigte, sondern der Schädiger wäre, und sich durch seine Auslassungen zu compromittiren fürchtete. Man sagte ihm das auch; er erwiderte — ganz gegen seine sonstige Weise — kurz und hochfahrend. Schon während der Schreckensnacht war es zwischen ihm und dem Landrath v. Hey zu den heftigsten Scenen gekommen. Er hatte dem Landrath ein Ueberschreiten seiner Befugnisse vorgeworfen und sich der weiteren Verfolgung der Dörfler, die sich bei dem Herannahen der Soldaten in ihre Häuser geflüchtet hatten, auf das lebhafteste widersetzt. „Sie haben Ihre Pflicht zu erfüllen, Herr Landrath," hatte er gerufen, „und nicht mehr als das. Stellen Sie Ruhe und Ordnung her, wie Sie es nennen, aber ich protestire gegen die Mißhandlungen Wehrloser, wie sie hier von Ihren Soldaten verübt werden."

Die beiden Brüder v. Hey wußten von dem sonder-

baren, unverantwortlichen Benehmen des Freiherrn nicht genug zu erzählen. Der Landrath sprach davon, den Freiherrn wegen Beleidigung eines Beamten im Dienst belangen zu wollen; der Hauptmann von einer Herausforderung, die er Jenem zukommen lassen würde. Aber die beiden Herren hatten es aus diesem oder jenem Grunde nichtsdestoweniger vorgezogen, den persönlichen Beleidigungen und Kränkungen, die sie erfahren zu haben behaupteten, keine weitere Folge zu geben. Vielleicht waren sie selbst nach und nach zu der Ansicht gekommen, daß sie sich allerdings in jener Nacht von ihrem dienstlichen Eifer zu weit hatten hinreißen lassen.

Uebrigens machte die Sache das allergrößte Aufsehen überall im Lande. „Der Aufstand in Tuchheim“ war das Lieblingsthema der Zeitungen geworden. Besonders fielen die liberalen Blätter, welche um diese Zeit die Flügel kräftiger zu regen begannen, heißhungrig über ein Ereigniß her, das sich so köstlich in ihrem Sinne ausbeuten ließ. Nach ihrer Ansicht war die Bauern-Revolution in Tuchheim ein viel schlimmeres Symptom der Mißregierung, als selbst die schnell unterdrückten Krawalle in der Residenz, oder der in gewissen Fabrikdistricten chronisch gewordene Nothstand. Daß in großen bevölkerten Städten sich ein hungriges Proletariat ansammelte, daß die Ungunst der Conjunctur ein paar tausend Webestühle auf längere Zeit zum Stillstand brachte — das ließ sich am Ende sehr wohl begreifen; aber die schlimme Lage der ländlichen Bevölkerung in einer nicht geradezu armen Gegend, eine Lage, die so schlimm war, daß sie die unglücklichen Menschen zuletzt zur Verzweiflung und in das offenbare Verderben trieb — welche Erklärung gab es dafür? Und in welchem Lichte zeigte es den Besitzer jener Güter? Wie mußte er

durch schlechte Verwaltung, durch Ungerechtigkeit, durch Mißbrauch seiner Privilegien die von ihm Abhängigen gequält haben, bis sie die Hand gegen ihren Peiniger aufhoben?

Es dauerte nicht lange, so wurde der Freiherr von Tuchheim der ganzen civilisirten Welt als ein Leuteschinder, als ein würdiger Nachkomme seiner Vorfahren, jener grimmigen Feudalherren des Mittelalters, denuncirt. Man erging sich in haarsträubenden Schilderungen dieses entsetzlichen Menschen; man brachte die gräuliche Geschichte mit kaum veränderten Namen in schlechte Reime und sang sie auf den Jahrmärkten zur Drehorgel.

Der Freiherr litt unter diesen Angriffen umsomehr, als ihm sein Stolz nicht erlaubte, den Widersachern offen entgegenzutreten. „Es sollte mir einfallen, mich mit dem anonymen Gesindel herumzuzanken," sagte er zu Charlotten; „mögen sie ihr Aergstes thun; ich bleibe deßhalb doch, der ich bin, vor mir selbst wenigstens, und vor dir, an deren guter Meinung mir mehr gelegen ist, als an der von einem Heer obscurer Winkelscribenten."

Dabei versuchte der Freiherr zu lächeln; aber es war das nur ein sehr flüchtiger Sonnenblick, und dann trat wieder der tiefe Schatten hervor, der jetzt beständig auf dem schönen Gesichte lag. Er hatte stets der unbeschränkten Preßfreiheit das Wort geredet, stets behauptet, daß der Mangel dieser Freiheit die Hauptquelle alles socialen und politischen Unglücks sei — jetzt, wo er seinen alten Namen, der ihm so heilig war, durch den Koth geschleppt sah, kamen ihm Augenblicke, wo er das ganze „Schreibervolk" am liebsten von der Erde vertilgt hätte. Und doch war er klug und ehrlich genug, um sich zu sagen, daß er sich damit der größten Inconsequenz schuldig mache.

„Ich gebe zu," rief er, „daß, wenn irgendwo, so hier, das Schwert, das die Wunde schlug, auch allein im Stande ist, die Wunde zu heilen; daß es nur an mir liegt, wenn ich das Publicum, das immer dem Marktschreier, der die besten Lungen hat, zuläuft, nicht auf meine Seite bringe — ich gebe es zu: hier ist eine Rettung möglich — vorausgesetzt, daß man sich vor der Berührung von Pech nicht scheut — aber wer rettet uns vor den Windungen der Bureaukratie, die unser bestes Leben ersticken, wie die Schlangen den Priester des Apollon? Ist es nicht entsetzlich, daß die beiden Menschen, welche allein das ganze Unglück angerichtet haben, jetzt von der Regierung auf jede Weise ausgezeichnet werden?"

In der That hatte die Regierung sich beeilt, dem Landrath und dem Pastor für die Unbilden, welche sie bei der Tuchheim'schen Affaire erlitten hatten, die glänzendste Genugthuung zu geben. Wenige Wochen nach der Katastrophe wurde Herr v. Hey nach der Residenz befohlen, um als vortragender Rath im Ministerium des Innern seine tiefen Einsichten in die Verhältnisse der ländlichen Bevölkerung besser verwerthen zu können; und wiederum war es wol dem Einflusse des neuen Ministerialraths zuzuschreiben, wenn kurze Zeit darauf Dr. Urban eine Vocation als Hauptprediger an der Michaelis-Kirche in der Residenz und zugleich Sitz und Stimme im Landes-Consistorium mit dem Titel und dem Gehalte eines Consistorialraths erhielt.

„Wenn ich je daran gezweifelt hätte, daß diese Regierung es noch bis zu einer Revolution bringen wird," rief der Freiherr, „jetzt wäre es mir nicht länger zweifelhaft!"

Der Freiherr übertrieb diesmal nicht. Die eingelei-

tete Untersuchung hatte eine Menge Dinge zur Sprache gebracht, welche sowol auf die Amtsführung des Landraths, als auch auf den Charakter des Pastors ein sehr häßliches Licht warfen, und unzweifelhaft würde noch viel mehr derartiges zu Tage gekommen sein, wenn man nicht die Vorsicht gebraucht hätte, einen dichten Schleier darüber zu decken. Nach Allem, was man erfahren konnte, schien es, daß die beiden Winkeltyrannen im vollsten Einverständniß mit einander die ihnen anvertraute Heerde an Seele und Leib geknechtet und die Gemüther auf das Aeußerste mit Furcht und Schrecken anzufüllen verstanden hatten.

Lange Jahre hindurch, bis in die letzte Zeit hinein, hatte man sich sehr selten zu beklagen, zu beschweren gewagt, und wenn man sich beklagte und beschwerte, hatte man vorsichtig die Namen der Gehaßten und Gefürchteten aus dem Spiel gelassen. Es mußte ein halbes Wunder genannt werden, daß ein einziger Mann in einer verhältnißmäßig so kurzen Zeit eine so feige, willenlose Heerde zur Wuth der Empörung treiben konnte. „Jetzt sehe ich erst recht, welch' ein ungewöhnlicher Mensch dieser Tusky war," hörte man den Freiherrn öfter sagen.

In der trotzigen Selbsthilfe, zu der Tusky gegriffen hatte, lag etwas, was den romantischen Sinn des Freiherrn wahlverwandtschaftlich berührte. Er ließ der Selbstbeherrschung, der Entschlossenheit, dem persönlichen Muth des Mannes volle Gerechtigkeit widerfahren. „Der Schulmeister," meinte er, „hat nur das Unglück gehabt, ein paar Jahrhunderte zu früh oder zu spät geboren zu sein, und —" setzte er seufzend hinzu — „ich glaube, Alles in Allem ist das auch mein Unglück."

Man hatte von den Flüchtigen seit jener Schreckens-

nacht nichts gehört. Daß sie zuletzt in der Hütte der Weinbäuerin gewesen, war durch die Untersuchung festgestellt worden; seitdem war alle und jede Spur verschwunden. Niemand zweifelte daran, daß ein Mann von Tusky's Verschlagenheit und Kühnheit Mittel und Wege gefunden haben werde, sich und seinen Schützling in Sicherheit zu bringen. „Wir haben es Beide gut mit dem Leo gemeint," tröstete der Freiherr den Förster, „aber der Junge paßte nicht in unsere gegebenen Verhältnisse. Er ist sträflich undankbar gegen uns gewesen, ohne Frage; er hat als ein unbedachter Knabe gehandelt, aber doch als ein Knabe, der einmal ein Mann zu werden verspricht — ich wollte nur, ich könnte dasselbe von meinem Sohne sagen."

Zwischen Henri und seinem Vater hatte noch immer keine Aussöhnung stattgefunden. Der Freiherr wollte von keinen Entschuldigungsgründen hören, die Charlotte für Henri's Betragen anzuführen suchte. — „Der Pastor mag wirklich die Absicht gehabt haben, mir die Soldaten über den Hals zu schicken," sagte er, „aber der Junge ist einfach davongelaufen; hat einfach das Haus seiner Väter verlassen, als es von entschlossenen Feinden bedroht wurde; hat seinen Vater verlassen in einem Augenblicke, als er wußte, daß das Leben desselben und das Leben der Seinen auf dem Spiele stand. Ich kann viel verzeihen, aber nicht solch' erbärmliche Feigheit, solch' schnöden Verrath."

Charlotte drang auf Henri's Entfernung. Soldat zu werden hatte Henri jetzt selbst aufgegeben; er erklärte seine Absicht, die Rechte studiren zu wollen. Man trat — durch Herrn v. Sonnenstein's Vermittlung — mit einem Privatgelehrten in der Residenz in Verbindung, der sich anheischig machte, Henri und Walter in kürzester Frist zur Universität vorzubereiten. So reisten denn die beiden jungen

Leute ab — Henri mit verbissenem Groll wegen der Demüthigungen, die er während der letzten Wochen in dem Hause seines Vaters hatte erdulden müssen — Walter mit einem Herzen, das von Schmerz und Wehmuth und Liebe übervoll war. Was konnte ihm die weite Welt, in die er jetzt hinausfuhr, bringen, das schöner war, als was er hier verließ? Er hatte, seitdem es beschlossen war, daß er in die Residenz gehen würde, die gewaltigsten Pläne entworfen, in deren Perspective immer ein junger Ritter stand, dem zum Lohne für seine Heldenthaten ein wunderschönes Mädchen mit schlankem Leib und braunen Augen den Siegerkranz auf die Stirn drückte. Aber in dem Momente des Abschieds konnte er durch den Thränenschleier hindurch, der plötzlich über seine Augen fiel, das vielverheißende Bild nicht sehen, und sein einziger Trost war die blaßrothe Schleife, die er Amélie vor einem Jahr eines Abends beim Pfänderspiel glücklich entwendet, und seitdem stets, zusammen mit den neuesten Gedichten, in der Brieftasche auf dem treuen Herzen getragen hatte.

Nach der Abreise der beiden Jünglinge war das Leben im Schlosse noch stiller, aber nicht wie Charlotte gehofft hatte, wärmer und behaglicher geworden. Trotzdem der Freiherr jetzt nicht mehr die Berührung mit seinem Sohne zu scheuen brauchte, hielt er sich doch viel mehr als sonst in seinem Zimmer, und die körperlichen Uebungen, denen er sonst mit Leidenschaft ergeben gewesen war, schienen jeden Reiz für ihn verloren zu haben. Er begann, was er früher nie gethan, über Langeweile zu klagen, und verwünschte die Einförmigkeit des Landlebens, das so gar keine Anregung biete. Es war ganz auffällig, wie sehr er in den wenigen Wochen gealtert war. Sein Zustand flößte Charlotten die ernstesten Sorgen ein, und sie glaubte

ihrem Freunde kaum, wenn er sie beständig auf das Frühjahr, das Alles wol besser machen werde, vertröstete.

Unter solchen Umständen war der Schwager, welcher ganz unerwartet eines Nachmittags mit Extrapost ankam, Charlotten hoch willkommen.

Das Bankierhaus Sonnenstein hatte die Geldangelegenheiten der Familie Tuchheim schon seit langen Jahren vermittelt; die Väter der beiden jetzt lebenden Chefs der Familien hatten sich Freunde genannt; der verstorbene Freiherr hatte dem verstorbenen Bankier, der zum Christenthum übergetreten war, den Adel verschafft, und dieser hatte jenem wiederum zur Zeit der französischen Revolution die allerwesentlichsten Dienste geleistet. Es war ein Hinüber und Herüber von freundlichen Beziehungen gewesen, die sich zuletzt in der Verbindung Elfriedens von Tuchheim, Charlottens älterer Schwester, mit dem einzigen Sohne des Bankiers gegipfelt hatten.

Man hatte auf keiner Seite Ursache gehabt, die eingegangene Verbindung zu bereuen. Das Geld und der Credit des Bankierhauses hatten sich dem freiherrlichen Hause seitdem noch mehremale sehr nützlich erwiesen, und wenn Herr v. Sonnenstein versicherte, daß er die Ehre, welche ihm die Familie Tuchheim erwies, als sie ihm eine ihrer Töchter zur Frau gab, stets als das höchste Glück ansehen werde, so konnte man ihm darin auf das Wort glauben.

Er war stolz auf seine Verbindung mit der stolzen Familie und beklagte es bei jeder schicklichen Gelegenheit, daß ihm seine Gattin so früh durch den Tod entrissen wurde.

Nichtsdestoweniger hatte sich der gewandte Mann der Gunst des Freiherrn nicht zu erfreuen. Wie in so vielen

Dingen des Freiherrn theoretische Ueberzeugung mit seiner Praxis nicht ganz stimmen wollte, so konnte er, der sich stets für Emancipation der Juden erklärt hatte, im Grunde seines Herzens sich nicht darüber wegsetzen, daß sein Schwager von Abstammung ein Jude — und noch dazu, wie der Freiherr meinte — von reinster Race war. Wenn ihm Charlotte eine solche Verstocktheit vorwarf, so pflegte er sich lachend hinter Gretchen's: „Ich habe nun einmal die Antipathie“ zu flüchten. „Und dann,“ sagte er, „ist mir der Mann zu positiv. Er rechnet mir zu gut. Er ist wie eine Naturkraft, die mit uns, ich meine mit unserm Seelenleben, eigentlich gar keine Gemeinschaft hat. Ich glaube, daß er mich gern hat, soweit ihm das möglich ist, aber ich bin überzeugt, daß er mich kaltblütig aus dem Leben hinausrechnen würde, wenn ich ihm so oder so in seinen Calcul nicht mehr paßte.“

Daß der vielbeschäftigte Mann im Winter nicht eine so beschwerliche Reise ohne triftige Gründe unternommen haben würde, mochte Jeder, der ihn kannte, leicht ermessen; und in der That wartete er auch nur bis nach dem Frühstück des nächsten Tages, um die Geschwister von der eigentlichen Ursache seines Kommens zu unterrichten. Es habe ihm schon lange auf der Seele gelegen, daß der Freiherr aus den Gütern keineswegs den Ertrag ziehe, der daraus gezogen werden könne. So lange die Güter verpachtet gewesen seien, habe man daran nicht denken dürfen, jetzt aber müsse etwas Ernstliches geschehen. „Und ich weiß auch, was geschehen muß,“ fuhr er fort, „und das danke ich, lieber Herr Schwager, den zahllosen Artikeln, in welchen die fatale December-Geschichte von den Zeitungen ausgepreßt wurde. Man hat ja damals die Verhältnisse Ihrer Gegend in jeder Beziehung so

gründlich auseinandergesetzt, daß man, wie Sie, in diesen Verhältnissen groß geworden sein muß, um nicht zu sehen, wo der Hase im Pfeffer liegt. Um es mit Einem Worte zu sagen, dieser District, der, wenn je einer, zur fröhlichen Entfaltung des Fabrikwesens destinirt ist, quält sich ab, ein Ackerbau-District zu sein — und das geht freilich nicht. Oder man hat auch hie und da in dem Gebirge die Anfänge des Fabrikwesens — wie denn eure elenden Nagelschmiede-Dörfer nichts Anderes sind, als embryonische Fabrikstätten — aber man hat bis jetzt ohne Einsicht, ohne Umsicht und vor Allem ohne Kapital gearbeitet, und ist allerdings auf diese Weise über den Anfang des Anfangs nicht hinausgekommen. Haben Sie denn nie daran gedacht, lieber Herr Schwager, daß ein Bach von einer geradezu unerschöpflichen Wassermasse über eine halbe Meile lang auf Ihrem Grund und Boden fließt, und kaum aus dem Gebirge herausgetreten, sich in ein schiffbares Flüßchen ergießt, das wiederum nach kurzem Lauf in eine unserer größten Wasserstraßen fällt? daß Sie Holz, Kohlen und das schönste Roheisen in nächster Nähe haben, und — was die Hauptsache ist — einen Arbeitermarkt, auf dem das Angebot massenhaft, und so gut wie gar keine Nachfrage ist, das heißt, wo Arbeiter für ein Minimum zu haben sind? Ich habe mir schon Alles überlegt und ausgerechnet. Mit einem Anlage-Kapital von höchstens zweihunderttausend Thalern können wir ein Dutzend Eisenhämmer und Schneidemühlen herstellen und mit einem zweiten Zweimalhunderttausend eine Maschinenfabrik, die uns bald unsere hundert Procent und darüber abwerfen soll."

Herr v. Sonnenstein setzte nun sein Project in den Einzelheiten auseinander und bewies, daß er wirklich Alles

überlegt und ausgerechnet hatte. Es war kein Zweifel, der Plan hatte Hand und Fuß; die hohen Erwartungen, welche sich der Bankier von dem Gewinn des Unternehmens machte, schienen keineswegs übertrieben.

Dennoch bewies der Freiherr wenig Lust, die goldenen Hoffnungen, die sich ihm so plötzlich aufthaten, zu verwirklichen. „Er habe zu so großen Dingen kein Kapital, und überdies passe dergleichen gar nicht in seine Lebensgewohnheiten und Neigungen. Das Klappern der Maschinen, das Klopfen der Hämmer, der schrille Ton der Dampfpfeife, der Rauch der Schornsteine würde ihm das Landleben, das er so schon nur noch halb liebe, vollends verleiden."

Der Bankier wollte diese Einwürfe nicht gelten lassen. Wenn der Herr Schwager kein baares Geld habe — und er habe allerdings in der letzten Zeit ein wenig mehr gebraucht, als sonst — so würde er gern das Nöthige herleihen. Und was die Aversion des Freiherrn gegen den Steinkohlengeruch betreffe, so habe er ihm schon längst den Rath geben wollen, endlich einmal in die Residenz überzusiedeln, in der es jetzt, wo die Nachrichten von allen Seiten immer bedenklicher lauteten, lebhaft genug hergehe. Wenn ihn nicht Alles täusche, so stehe ein Gewitter in der Luft, das auf dem Punkte sei, loszubrechen. Es verlohne sich wol der Mühe, dergleichen einmal aus der Nähe mit anzusehen.

Herr v. Sonnenschein erschöpfte seine ganze Beredtsamkeit, den Schwager für seine Projecte zu entscheiden, aber es gelang ihm nicht, wenigstens nicht ganz. Der Freiherr sagte nicht Ja, nicht Nein; er wolle sich die Sache überlegen. Herr v. Sonnenstein mußte sich vorläufig mit diesem Erfolge begnügen. Wichtige Geschäfte, abermalige

bedenkliche Neuigkeiten riefen ihn nach der Residenz zurück.

Kaum war er fort, als es dem Freiherrn leidthat, ihn mit so vagen Hoffnungen entlassen zu haben. Das ganze Unternehmen zeigte sich ihm plötzlich von der heitersten Seite; der Gewinn, den es abzuwerfen versprach, sei wahrlich nicht zu verachten; ein armer Adel sei kein Adel; wenn der Adel nicht dem aufstrebenden Bürgerthum den Platz, der ihm gebühre, ganz räumen wolle, müsse er mit jenem in der Erwerbung Schritt halten. Sonst werde es in Deutschland gehen, wie in England, wo die Cotton-Lords und Geldsäcke bereits anfingen, die erste Rolle in der Gesellschaft und im Staate zu spielen.

Charlotte war betrübt, den Bruder so reden zu hören; aber sie enthielt sich weislich alles Widerspruches, der in diesem Augenblicke nur schaden konnte. Sie hoffte, daß die Zeit die Wunden der Kränkung, die der Aufstand dem Herzen des Bruders geschlagen hatte, heilen, und daß der Frühling, der vor der Thür stand, Alles wieder gutmachen werde.

Aber es kam anders, als Charlotte gehofft hatte. Die Prophezeiungen des weit vorausschauenden Geschäftsmannes gingen mit wunderbarer Eile in Erfüllung. In dem großen Nachbarstaate war die Revolution ausgebrochen, überall im eigenen Lande gährte es — man glaubte den Boden unter sich wanken zu fühlen. Der Freiherr vernahm die Nachrichten, die jetzt jene Zeitung brachte, mit sichtbarer Genugthuung. „Ich kann nun mit ruhigerer Seele die Trümmerstätte meines eingeäscherten Hofes betrachten," rief er, „es war eben ein Funke von dem großen Brande so weit vorweg dorthin geweht. Der Tusky war ein Sturmvogel; ich wette, wir werden ihn in den aller-

nächsten Tagen hier unter uns erscheinen und sein angefangenes Werk fortsetzen sehen."

Der Freiherr hatte sich geirrt. Tusky kam nicht, und merkwürdigerweise blieb auf den Tuchheim'schen Gütern Alles ruhig, während rings umher die ganze Landschaft in hellem Aufruhr war und hie und da die gröbsten Excesse verübt wurden. Es war, als ob die Leute die derbe Lection, welche ihnen ihre verfrühte Revolution eingetragen, noch nicht vergessen hätten.

Desto ungeduldiger war der Freiherr selbst. Der Boden brannte ihm unter den Füßen; es duldete ihn nicht länger auf seinem schönen, stillen Gute. Charlotte sah, daß alles Abmahnen vergeblich war. So wurde denn die Uebersiedlung in die Residenz beschlossen, und mit Eile, ja mit athemloser Hast vorbereitet. In weniger als acht Tagen war Alles zur Abreise bereit.

Niemand sah dem Augenblick derselben mit größerer Spannung und Freude entgegen, als Eve.

Eve hatte das Schloß seit jener Nacht nicht wieder verlassen. Fräulein Charlotte hatte, mild und gütig wie immer, sich der durch den Tod der Mutter und die Flucht des Bruders gänzlich Verwaisten angenommen und durch ihre stets gleiche Freundlichkeit nach und nach den starren Trotz des Mädchens zu mildern gewußt. Sie hatte mit Erstaunen unter der abstoßenden Hülle der Unwissenheit und sittlichen Verwahrlosung Spuren eines ungewöhnlichen Scharfsinns und eines leidenschaftlichen, nicht unedlen Herzens entdeckt, und eine wirkliche Theilnahme für das Mädchen gefaßt, das sich auch an sie mit ganz besonderer Neigung anzuschließen schien. Dennoch war es dem Fräulein nicht unlieb, als vor einigen Tagen ein Brief von dem Castellan im Palais Sr. königlichen Hoheit des

Prinzen, Herrn Amadeus Lippert, einlief, welcher im Namen seiner Frau, der Tante Eve's, die Nichte reclamirte. „Das Kind werde es gut, sehr gut bei ihm haben; er werde für ihre Ausbildung gewissenhaft Sorge tragen." Fräulein Charlotte zog in aller Eile Erkundigungen über Herrn Amadeus Lippert ein, und als diese befriedigend ausfielen, Herr Lippert ihr von ihrem Correspondenten als ein in seiner Weise sehr angesehener Mann bezeichnet wurde, schrieb sie zurück, daß sie selbst den Anverwandten ihren jungen Schützling zuführen werde. In der That hätte sie dieselbe doch auf jeden Fall anderweitig unterbringen müssen. Eve hatte den Trotz, den sie dem Fräulein gegenüber abgelegt hatte, gegen die jungen Mädchen in schroffster Weise herausgekehrt, besonders gegen Silvia. Durch nichts hatte sie bewogen werden können, Silvia auch nur einen freundlichen Blick zu gönnen, ja ein paarmal hatte Charlotte ihre ganze Autorität aufbieten müssen, um dem Ausbruch eines Hasses zu begegnen, der, wie keine bestimmte Ursache, so auch keine Grenzen zu haben schien. Als ihr angekündigt wurde, daß sie zu dem Onkel und der Tante in die Residenz solle, strich sie sich zuerst mit der Hand über die dichten Augenbrauen, und dann fiel sie Charlotten zu Füßen und küßte ihr leidenschaftlich Kleider und Hände. Mit Mühe brachte Charlotte heraus, daß, zu der Tante in die Residenz zu kommen, von Kindesbeinen an ihr höchster Wunsch gewesen sei. Früher habe sie geglaubt, sie werde da nichts zu arbeiten haben, und alle Tage herrlich und in Freuden leben; jetzt denke sie daran nicht mehr; jetzt denke sie nur daran, recht viel zu arbeiten und zu lernen, und auch eine feine Dame zu werden, die sich nicht mehr von einem Mädchen, das aus

keinem besseren Stande sei, als sie, über die Achsel ansehen zu lassen brauche. — — — — — — — — —

Es war am Abend des Tages, in dessen Frühe die zwei hochbepackten Reisewagen das Schloß und das Dorf verlassen hatten. Fritz Gutmann saß unter der großen Linde, die ihre ersten hellgrünen Blätter zu treiben begann, auf der Bank vor der Thür seines Hauses. In den Zweigen über ihm lärmten die Sperlinge, aus dem Walde rief der Kukuk, und vor ihm auf der Wiese schossen die ersten Schwalben im Zickzackflug hinüber und herüber. Aber Fritz Gutmann sah und hörte von dem Allen nichts; er sah nur immer die beiden großen Reisewagen um die Ecke biegen, er hörte nur immer die Stimmen derer, die er nun in so langer, langer Zeit nicht hören sollte, vielleicht — wer konnte es wissen? — nimmer wieder hören würde.

War es denn wirklich also? Sein Herr, sein geliebter Herr, hatte sich in den Tagen des herannahenden Alters, da jeder Mensch nach Ruhe verlangt, ruhelos losgerissen von dem Erbe seiner Väter, auf dem er geboren war, auf dem sterben zu wollen er oft und oft erklärt hatte? Losgerissen, weil, wie er sagte, er nach dem, was geschehen sei, sich nicht mehr Herr auf seinem Grund und Boden fühle; weil er das Bewußtsein, von seinen Leuten nur gefürchtet und nicht geliebt zu werden, nimmermehr ertragen könne! Würde er in der großen Stadt, wo Einer an dem Andern so gleichgiltig vorübertreibt, mehr Liebe finden? nicht bald — ach, nur zu bald! — seinen Entschluß bereuen, sich dann doppelt und dreifach unglücklich fühlen; und doch zu stolz sein, seinen Fehler einzugestehen und zurückzukehren zu der Stätte, an die er mit tausend und tausend Banden der heiligsten Erinnerungen gefesselt war? Ja, es war also! Und jene allzu große Empfind-

lichkeit des Herzens, aus der alle seine Tugenden und Schwächen flossen, hatte endlich doch einmal in der zwölften Stunde den Sieg davongetragen!

Der Förster hob die Augen. Sein Blick fiel auf eine Tanne am Rande des Waldes, ihm gegenüber. Er selbst hatte sie vor dreißig Jahren gepflanzt, ein schwaches Reis, aus dem jetzt ein stattlicher Baum geworden war, in dessen Zweigen die Vögel nisteten.

„Das hat sie werden können, weil sie nichts hat werden wollen, als sie selbst, immer nur sie selbst, durch Sonnenschein und Regen, durch Sommer und Winter. Ach, könnte doch der Mensch, der so viel mehr ist, als ein Baum, von dem Baume lernen, immer stetig aus sich heraus zu wachsen und seine edle Kraft zusammenzuhalten! Was hilft es, das Gute zu wollen, wenn man es heute so will und morgen so, und übermorgen wieder anders? Das war meines armen Anton Krankheit; an der Krankheit ist er zu Grunde gegangen; und nun muß ich dasselbe an dem geliebten Herrn erleben! Ist es doch, als wenn er Anton's Wankelmuth nur deßhalb immer so stark verurtheilt hätte, weil er sich selbst nicht sicher fühlte. Wie bald hat er den Muth verloren, die Güter selbst zu bewirthschaften, und doch hatte er sich fünfundzwanzig Jahre darauf gefreut. Jetzt freut er sich auf den Augenblick, wo hier in unseren stillen Wäldern das Pochen der Hämmer und das Rasseln der Maschinen erschallen wird — wie lange wird die Freude dauern?“

Der Förster seufzte tief und verbarg das Gesicht wieder in den braunen Händen. Er dachte nicht an sich, nicht an die Arbeitslast, die ihm der Herr auf die Schultern gewälzt hatte; nicht daran, daß er unumschränkte Vollmacht hatte, Inspectoren ein- und abzusetzen, Leute zu miethen,

zu entlassen, Gelder einzucassiren und zu verausgaben; daß er zwei Reitpferde im Stalle stehen hatte und eigentlich Herr war auf den schönen, großen Gütern. Er dachte nur immer daran, daß das Band, das ihn von seiner frühesten Erinnerung an mit dem geliebten Herrn eng und enger verbunden, nun doch zerrissen und die alte, gute Zeit nun unwiederbringlich vorbei sei.

Die alte, gute Zeit! Ja, ja, sie war vorbei. Die Welt war eine andere geworden, und die Menschen waren wie ausgetauscht. Das trieb und drängte, und wünschte und hoffte, und hatte keine Ruhe, keine Rast, und stellte sich ungeberdig, und that, als ob die Welt bis dahin ein Brachland gewesen wäre, das sie nun an Einem Tage umzuackern, und nicht blos umzuackern, sondern auch fertig zu bestellen hätten, um wo möglich noch vor Abend die Ernte unter Dach und Fach zu haben. Nun ja, es könnte Manches anders und besser sein; aber so über Hals und Kopf läßt es sich denn doch auch nicht schaffen, und was man nicht mit saurer Mühe vorbereitet hat, das bringt auch nicht den rechten Segen. Und dann mögen die Jungen sehen, wie weit sie es bringen. Sie haben frische Säfte, und wenn die dann auch einmal ein wenig toll gähren und treiben — es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Für den Walter ist mir gar nicht so bange. Er ist aus ganzem Holz und gesund bis in's Mark. Und selbst der Leo kann noch werden, wenn er die Welt sieht, wie sie ist, und begreift, wie viel die Liebe werth ist, die er so kalt verschmäht hat. Mögen sie irren — sie haben Zeit, von ihrem Irrthum zurückzukommen; aber wenn Jemand in unseren Jahren einen falschen Weg geht — er hat keine Zeit, die verlorene Zeit wieder einzuholen, keine Kraft, die verlorene Kraft wieder zu ersetzen.

Der Förster hob das Haupt, und es flog wie ein Sonnenblick über sein braunes Gesicht.

„Aber warum sorge ich denn so um ihn?“ sagte er, „steht sie ihm nicht zur Seite, die von jeher sein guter Engel gewesen ist und jedes Menschen guter Engel ist, dem der Himmel das Glück gab, in ihre Nähe zu kommen? Sie, vor deren Augen nichts Schlechtes bestehen kann, die Alles zum Besseren und Besten lenkt — sie, der ich ohne Bedenken meiner Seele Seligkeit in die reinen Hände legen würde — sie, der ich mit gläubiger Seele meinen kostbarsten Schatz anvertraut habe!“

Aus den dunklen Stämmen trat es wie eine schlanke Mädchengestalt mit blauen, strahlenden Augen und flatternden Locken hervor, aber nur für einen flüchtigen Moment; dann deckte sich ein undurchsichtiger Schleier über das helle Bild und über die ganze Welt, und der Förster drückte sein Gesicht in beide Hände.

Tante Malchen erschien in der Thür des Hauses. Als sie den Bruder erblickte, wie er dasaß, der starke Mann, und weinte, liefen auch ihr die heißen Thränen über die gefurchten Wangen; sie faltete die Hände und betete inbrünstiglich. Dann trat sie auf den Tiefgebeugten zu und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Bruder Fritz,“ sagte sie, „du mußt nun mit mir vorlieb nehmen. Es ist wenig, sehr wenig, was ich für dich thun kann — ich weiß es wol. Aber das Wenige ist auch für dich — heute, wie alle Tage, bis mich der Herr zu sich ruft.“

Der Förster schaute auf, er fuhr sich mit der Hand über die Augen, aber ohne Hast; er schämte sich vor der Guten seiner Thränen nicht.

„Wir haben ja schon so manches Jahr zusammen

durchgewettert," sagte er mit einem schwermüthigen Lächeln, „manche Freud' und manches Leid. So werden wir auch wol mit diesem fertig werden."

Tante Malchen wischte sich mit einem Zipfel der Schürze über die Wangen und nahm neben ihrem Bruder auf der Bank Platz.

So saßen sie lange nebeneinander, still, in sich gekehrt. Die Schwalben schossen hinüber und herüber, und wurden nicht müde, zu erzählen, daß der Frühling nun wieder da sei; aber den beiden guten Menschen unter der knospenden Linde war es, als ob sie verloren hätten, was ihnen kein Frühling zurückbringen konnte.

Ende des ersten Bandes.



Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16. Maximiliansplatz 16.

Zur Ausführung von buchhändlerischen Aufträgen empfiehlt sich die

J. [illegible]ng (Schöpping).

[illegible] 29.

